Digitized by Google

<36602204990013

Dieser Theil der Lebensbeschr[illegible]

[illegible]:

1, A. L. Z. 1797. II. N. 737–741.

2, N. allg. d. B. 30 B. 2 St. 6 H. S. 450 [illegible]

3, Gött. An[z]. J. 1798 I. 451–455

4, Leipz. gel. Z. 1796. N. 797–803

Digitized by Google

F. C. LAUKHARD.

Digitized by Google

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben.

Dritter Theil,

welcher

dessen Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich von Anfang bis zur Blokade von Landau enthält.

Nebst dem Bildnisse des Verfassers.

Leipzig,

in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1796.

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen

während

des Feldzugs gegen Frankreich.

Erster Theil

von

Anfang desselben bis zur Blokade von Landau.

Nebst dem Bildnisse des Verfassers.

Leipzig,
in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1796.

An den Leser.

Da ich den unseligen Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen in den Jahren 1792 und 93 mitgemacht, und hernach vom Monat September 1793 bis in den Februar 1795 mich in Frankreich herumgetrieben habe, so kann sich der Leser schon vorstellen, daß ich ihm in der Fortsetzung meiner Lebensgeschichte Manches liefere, das ihn eben sowohl unterhalten, als über gar Vieles belehren kann. Schon dieses, und dann der Gedanke, daß der Theil des Publikums, welcher meine Jugendstreiche, akademische Possen und andere Schwindeleyen nicht ohne Vergnügen gelesen hat, auch das mit Interesse und Nutzen lesen werde, was einer allgemeinen und höhern Aufmerksamkeit werth ist, mußte mich bestimmen, meine Lebensgeschichte fortzusetzen.

Freilich werden Manche es ungern sehen, auch wohl gar über mich zürnen, daß ich bey der Erzählung meiner und anderer Begebenheiten, ihrer namentlich gedacht, und vielleicht einiges von ihnen erzählt oder über sie bemerkt habe, das sie freilich gern ganz unberührt wissen mögten. Aber wozu dieß in einem Zeitpunkte, wo die Begebenheiten zuviel Interesse haben, um sich nicht selbst zu verrathen und zu charakterisiren!

Und wenn selbst die Staatsschriften von England, Frankreich und Deutschland die Fehler ihrer Verfassung und Verwaltung gegenseitig haarscharf durchgehen, und die Handhaber derselben, sie mögen auf dem Throne oder im Felde wirken, zur öffentlichen Prüfung oft nicht zum rühmlichsten aufstellen — wie wir dieß entweder in jenen Staatsschriften selbst, oder auszugsweise in unsern Zeitungen und Journalen: im Moniteur, im political Magazin, im Londner Chronikel, in Girtanners und Posselts Annalen, in Archenholzens Minerva, in der neuesten Geschichte der Staaten und der Menschheit, in der Klio, in den Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution und anderwärts finden —: so wäre es thörig, einem einzelnen Referenten das verargen zu wollen, was der ganzen Welt schon vor Augen liegt, aber nicht immer unpartheyisch, und oft sehr mangelhaft. Ueberdieß sind die Begebenheiten, welche ich erzähle, größtentheils alle so beschaffen, daß nicht das geringste falsche Licht auf die Personen fallen kann, die ich genannt habe; und wenn ich die Emigranten und einige Andere ausnehme, deren ich eben nicht im Besten gedenke, so bin ich überzeugt, daß alle andere, Große und Mindergroße, es mir durchaus nicht verargen können, daß ich mein Publikum mit dem, was sie thaten, bekannt zu machen suche.

Kein Mensch hat mehr Ursache, recht zu thun, und die Regeln der Bravheit genauer zu

befolgen, als der, welcher irgend eine Rolle auf dem Kriegstheater zu spielen hat: denn da wird alles, von Freund und Feind, auf die verschiedenste Art erklärt, und der größte Held bringt nur mit Mühe seinen ehrlichen Namen aus dem Felde. Im gegenwärtigen Kriege ist diese Wahrheit sehr sichtbar geworden; und Männer, deren Muth, Gerechtigkeitsliebe und militärische Talente noch im Frühling 1792, gleichsam als ausgemacht angenommen, und allgemein anerkannt waren, erschienen schon in selbigem Jahre, nach der unglücklichen Expedition nach Champagne, in einem sehr zweydeutigen Lichte, und alles, was sie hernach im Felde noch thun konnten, war nicht im Stande, sie von Vorwürfen zu retten, welche der Ehre solcher Männer äußerst nachtheilig seyn mußten.

Man sage nicht, daß das einmal erworbene Ansehen dieser Verunglimpften hinlänglich sey, den Folgen nachheriger schiefer Urtheile vorzubeugen: denn gegen Urtheile hilft kein Ansehen, welches ohnehin wechselt, wie das, worauf es beruht; und die Nachwelt urtheilt allemal — nach schon gefällten Urtheilen; aber nach Urtheilen von Sachkundigen und Unpartheyischen. Denn welcher Vernünftige wird den Trajanus für das halten, wofür ihn Plinius in seinem Panegyrikus ausgiebt, oder Karl, den Sechsten, so nehmen, wie ihn die präkonisirende Biographie des Hn. von Schirach aufstellt? Wahr-

heit entscheidet am Ende immer; und so nützet unverdientes Lob eben so wenig, als unverdienter Tadel schadet. Der selbstständige, billige Mann bleibt also um beyde unbekümmert, und erwartet sein Recht von der sichtenden Nachwelt.

Ich glaube, Bücher von der Art, wie die Fortsetzung meiner Biographie ist, sind besonders schicklich, unbefangne Leser in den Stand zu setzen, richtig und ohne Gefahr, zu irren, über manche Vorfälle des Krieges gegen die Franzosen sich zu unterrichten, und viele Personen, welche daran Antheil hatten, nach Verdienst zu würdigen.

Ich habe kein Interesse, jemanden zu loben, oder zu tadeln. Ich lebe zwar noch im Preußischen: allein keine Seele, die in diesen Staaten einiges Gewicht hätte, wird von mir, wegen Wohlthaten, geliebt, oder wegen Beleidigungen, gehasset. Ich stehe nicht in der geringsten Verbindung, und kann in einer einzigen Viertelstunde allen meinen Verhältnissen mit den Preußen ein Ende machen. Ich habe also zu Lob und Tadel noch weniger Ursache, als der ehrliche Tacitus hatte, welcher (Hist. L. I. C. II.) bekennen mußte, daß zwar Galba, Otho und Vitellius ihm weder Gutes noch Böses erwiesen hätten (nec beneficio nec injuria sibi cognitos), daß er aber unter Vespasianus, Titus und Domitianus immer in Staatswürden und Aemtern höher gestiegen sey. Aber, sezt er hinzu, da ich einmal aufrichtig zu seyn versprochen habe, so muß ich jeden ohne Vorliebe, und ohne Haß nennen.

Ich finde zwar, daß man sogar in öffentlichen Schriften aussprengt: der Kronprinz von Preußen lasse mich einen Gehalt genießen, als eine Belohnung für meine Mission *): allein man sprengt gar vieles aus! Freilich wenn es wahr wäre, dann hätte das Publikum ein Recht bey mir vorauszusetzen, daß ich von diesem Prinzen, und von der Armee, bey welcher er eine Zeitlang ein Kommando geführt hat, vielleicht anders sprechen mögte, als ich nach meiner Ueberzeugung hätte sollen. Aber ich erkläre hiemit ganz unbefangen, daß ich nicht die geringste Pension genieße, und daß ich auch ganz und gar keine Hoffnung habe, jemals von seiner Hoheit im geringsten unterstüzt zu werden: — vielleicht versperrte ich mir durch eigne Schuld den Weg dazu.

Aber ob ich gleich noch immer überzeugt bin, daß ich nach der Aufopferung dessen, was ich hatte, indem ich mich blos um dem Kronprinzen zu dienen, und mich seiner Gnade zu empfehlen, in die Gefahr begab, mein Leben auf eine schimpfliche Art zu verlieren, allerdings auf einige Unterstützung zu hoffen das Recht hatte, so kann ich doch diesem vortrefflichen Herrn die Schuld nicht beymessen, daß ich ohne die versprochne Hülfe von seiner Seite bleibe, und dadurch genöthiget bin, Männern lästig zu seyn, welche

*) Unter andern geschieht dieß im II. B. des Französischen Freyheitskriegs, S. 25.

blos Menschengefühl veranlaßt, mich in allen Stücken nach ihrem Vermögen zu unterstützen. Es giebt zwischen einem Fürsten, wie der Prinz von Preußen ist, und einem armen Teufel, wie ich bin, eine zu große Kluft: er kann sich nicht so tief herablassen, um meine Lage kennen zu lernen, und ich kann mich bis zu ihm nicht erheben, um ihn darüber zu belehren.

Ich habe mich also über alle wirkliche und mögliche Verhältnisse hinausgesezt, und gerade so erzählt, wie ich die Sachen selbst erfahren habe, und hoffe, daß meine Leser hiernach von allen meinen Nachrichten urtheilen werden.

Vielleicht macht man mir den Vorwurf, daß ich überhaupt eine gewisse Neigung für das System der Neufranken blicken lasse, und zählt mich vielleicht auch zu jenen, welche bey den politischen Kanngießern unsers Vaterlandes unter dem verhaßten Namen der Jakobiner oder Patrioten bekannt sind.

Ich gestehe ganz offen und ohne alle Furcht, daß ich durch meine Erfahrungen gelernt habe, von dem System der französischen Republik besser und richtiger zu urtheilen, als mancher politische Journalist, der aus Eigennuz, Haß oder Schreibsucht, blos räsonniren und schimpfen will. Ich habe von den Franzosen in ihrem eignen Lande keine Ungerechtigkeit erlitten; und ob ich gleich schon in Landau als Emissär der Preußen verdächtig war, und hernach in Dijon und besonders in Mâcon beynahe völlig überführt wurde,

das Werkzeug eines verrätherischen Anschlags gegen die Republik gewesen zu seyn, so wurde es mir doch nicht schwer gemacht, mich gewissermaßen zu rechtfertigen, und wurde, wo nicht für völlig schuldlos erklärt, doch sofern losgesprochen, daß ich meine Freyheit wieder erhielt.

Das Verfahren der Franzosen gegen mich war also edel, und unedel wäre es nun von mir, wenn ich von ihren Anstalten gegen meine Ueberzeugung schiefe Urtheile auftischen und Lügen einmischen wollte, um die ohnehin schon so verkannte und verhaßte Nation noch verhaßter zu machen.

Und so viel von den öffentlichen Nachrichten, welche ich in meinem Werkchen liefere. Was die Geschichte meiner eignen Angelegenheiten betrifft, so hoffe ich, daß meine Leser keine Langeweile daran haben werden. Meine Lage bestimmte mich, so zu handeln, wie ich handelte, und der billige Leser wird sich nicht wundern, wenn Laukhard, der seit 1775 in stätem Wirrwarr des Universitäten- und Soldatenlebens gewesen ist, nicht handeln konnte, wie er würde gehandelt haben, wenn ihm das Glück eines ruhigen Lebens zu Theil geworden wäre. Es giebt Lagen in der Welt, die man troz alles guten Willens wenig ändern, und noch weniger verbessern kann; und von dieser Art ist die meinige: das fühle, das erfahre ich alle Tage. Wozu wäre nun mein Bestreben, meine Gesinnungen zu verläugnen, und eine Maske vorzunehmen, die mich unkenntlich machte?

Außer diesem dritten Theile wird nächstens noch einer erscheinen, welcher meine Begebenheiten in Frankreich, meinen Aufenthalt bey den Schwaben, und meine Rückkehr nach Halle enthalten wird. Daß dieser Theil der vorzüglichste in Rücksicht der Geschichte, und der Länder- und Völkerkunde seyn wird, versteht sich von selbst; und wenn das Publikum bisher meine Biographie mit einiger Theilnahme gelesen hat; so hoffe ich, daß der Schluß derselben keines Lesers Erwartung täuschen wird.

Mit den Herren Recensenten habe ich ganz und gar nichts zu schaffen. Die Herren sind ja Kunstrichter, oder wenigstens wollen sie es seyn: ich aber schreibe weder nach der Kunst noch für die Kunst: also —. Wollen sie sich aber dem ohnerachtet mit mir zu thun machen, je nun, in Gottes Namen!

Meinen Freunden und Bekannten, deren ich viele habe, und worunter gewiß viele rechtschaffne Männer sind, empfehle ich meine Biographie im besten. Sie können versichert seyn, daß sie dadurch, daß sie den Absatz derselben befördern helfen, mir einen wesentlichen Dienst erweisen.

Geschrieben zu Halle,
den 29ten September, 1796.

Erstes Kapitel.

Begebenheiten während des Marsches von Halle bis Coblenz.

Am Ende des zweiten Bandes meiner Lebensbeschreibung habe ich meinen Lesern berichtet, daß ich eben damals, als ich jenen Band endigte, bestimmt war, mit dem Thaddenschen Regiment, worunter ich zu der Zeit noch diente, und mit den übrigen Preußischen Truppen den berühmten und berüchtigten Feldzug gegen die Neufranken mit zu machen: was ich nun seit jener Zeit, oder seit dem Frühlinge des Jahres 1792 bis auf meine Zurückkunft nach Halle im Herbst 1795, merkwürdiges mitgemacht und erfahren habe, soll den Inhalt der Fortsetzung meiner Lebensgeschichte ausmachen.

Es war wirklich schade, daß ich auf dem endlich mit Ernst angetretenen Wege zu einer regelmäßi-

gern und konsequentern Lebensart, worauf mich rechtschaffene Freunde und eigenes Nachdenken über meine dissolute Lage geführt hatten, durch den Feldzug aufgehalten und allen Verführungen zu einem wüsten Leben, das mit Feldzügen allemal verknüpft ist, wieder preis gegeben wurde. So wollte es aber das Schicksal; und wenn meine Leser dem ohngeachtet sehen, daß ich — ich will nicht sagen, besser — doch nicht schlimmer geworden bin, als ich zu der Zeit war, da ich Halle verließ: so müssen sie, wenn sie billig seyn wollen, doch schließen, daß ich noch nicht ganz verdorben, oder aller und jeder moralischen Empfindung und Besinnung unfähig gewesen sey.

Niemand ist dem Eigenlobe mehr Feind, als ich: ich fühle zu sehr meine eigene Unwürdigkeit, und weiß, wie viel ich von der Achtung Anderer durch meine ehemalige Lebensart habe verlieren müssen: ja, ich sehe das Bestreben, diese Achtung mir wieder ganz zu erwerben, beynahe als einen Versuch an, das Unmögliche möglich zu machen. Ich habe daher alle Hofnung dazu auch längst aufgegeben. Aber, und nicht erst von heute an, habe ich noch immer den festen Vorsatz, mein Betragen so einzurichten, daß es keinen veranlasse, mich als einen Menschen zu verschreien, der die öffentlichen Sitten beleidige, und schwache Menschenkinder durch ein böses Beyspiel zu bösen Handlungen verleite. Wie weit ich

dieses geleistet habe, und fernerhin zu leisten im Stande seyn werde, mögen meine Leser aus dieser Fortsetzung selbst abnehmen.

Mein Individuum ist indeß immer das geringste, was dieses Werkchen dem Publikum interessant machen soll. Ich war Zuschauer und Mitakteur, obgleich einer der geringsten, wenn gleich nicht gerade der kurzsichtigsten, auf einem Theater, worauf eine der merkwürdigsten Tragikomödien unsers Jahrtausends aufgeführt worden ist. Freylich haben Andre da auch mitzugesehn; aber da jeder seine eigene Art zu sehen und zu bemerken hat, so will ich das, was ich gesehen, und wie ich es gesehen habe, Ihnen, meine braven Leser, nun herer zählen; und ich hoffe, oder vielmehr, ich weiß es gewiß, daß Ihnen meine Erzählung, durch reellen Unterricht und durch reichen Stoff zum Vergleichen und Nachdenken, alle Mühe hinlänglich ersetzen soll, die Sie Sich nehmen werden, mein Buch durchzulesen, oder — wenn ich nicht aus Dünkel spreche — durchzudenken.

Mein Abschied aus Halle hat mir sehr wehe gethan: ich trennte mich zwar nicht, wie die meisten Soldaten, von einer Frau, oder, was noch weher thun soll, von einem Mädchen; aber ich verließ Freunde, welche es wahrlich gut mit mir meynten, und die ihre Freundschaft mir so oft und so

thätig bewiesen hatten. Wer den Werth der Freundschaft nur leise fühlt, und von einem wahren Freunde je geschieden ist, der kann sich vorstellen, mit welchen bittern Empfindungen ich Halle verlassen habe.

Ich hatte mich mit allem Nöthigen, in sofern ein Tornister es fassen kann, hinlänglich versehen; und durch die Bemühungen des Herrn Bispink, dessen große Verdienste um mein moralisches und ökonomisches Wesen schon zum Theil aus dem zweyten Bande dieses Werkchens bekannt sind, war meine Börse in gutem Stande.

Den lezten Abend — es war den 13ten Jun. 1792 — brachte ich in Gesellschaft einiger andern Bekannten noch recht vergnügt bey Hn. Bispink zu: über die Kirschsuppe, die mir damals, als mein Leibessen, Madame Bispink vorsezte, haben hernach unsere Königliche Prinzen, denen ich davon erzählte, mehrmals mit mir gespaßt.

Morgens den 14ten Junius zog unser Regiment von Halle aus. Es schwebten allerley Empfindungen auf den Gesichtern der Soldaten: die wenigsten zogen freudig davon, doch ließen nur wenige Thränen erblicken; und die, welche ja nasse Augen sehen ließen, wurden von ihren Nachbarn bestraft, die es für unanständig halten wollten, daß der Soldat — weine. Viele, gar viele Soldaten haben aber Weiber: denn bey den Preußen ist es nicht,

wie bey den Oestreichern, wo der Soldat sehr schwer zum Heurathen gelangt; *) und wenn gleich, aus bekannten Ursachen, die meisten verehligten Soldaten ohne Erben bleiben: so haben doch auch manche, besonders die vom Lande, Kinder, und da hält es denn hart, sich von ihnen zu trennen. Wer keine Frau oder Kinder hat, hat doch eine Liebschaft, sollte sie auch von der untersten Gattung und aus der Klasse derer seyn, die, nebst den Soldaten unsrer Fürsten, ein neuer launiger Schriftsteller zu den allerverdientesten Ständen rechnet. **) Auch von solchen Liebschaften trennt man sich nicht gerne. Lauter Ursachen, warum unsre Soldaten mit schwerem Herzen ihre Garnison verließen.

Vor dem Thore kam Hr. Bispink noch einmal zu mir, und brachte eine Flasche Wein mit, welche wir ausleerten, oder vielmehr, welche ich in seiner Begleitung leerte, und darauf endlich von

*) Bey der jetzigen Neufränkischen Armee giebt es auch wenig Verehligte; aber nicht, als ob es dem republikanischen Soldaten verboten sey, zu heurathen, sondern weil man nur Ledige, als agilere, ausgehoben, und die Verheuratheten zu Hause gelassen hat.

**) In den Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution, ist (Stück 3. Seite 572) ein artiger biblisch-politisch-ekklesiastisch-ökonomischer Beweis zu finden: daß die Töchter der Freude, oder nach biblischem Ausdruck, die Huren, außer dem edlen Soldatenstande, den verdienstlichsten Stand ausmachen.

diesem treuen Freunde mit allen Empfindungen schied, deren ich damals im Tumulte fähig war.

Unser erste Marsch war kurz, doch waren wir, als wir ins Quartier kamen, durchaus vom Regen naß, vergaßen aber dieses kleinen Ungemachs bald, da die sächsischen Bauern uns nach ihrem Vermögen gut bewirtheten.

Am andern Tage hatte ich schon einen Wortwechsel mit einem sächsischen Kandidaten der Theologie. Dieser sollte eine halbe Stunde von unserm Quartier für den dasigen Hr. Pfarrer auf den Sonntag predigen. Unterwegs war ihm der Durst angekommen und so kehrte er in eine Schenke ein, worin ich mich gerade auch befand. Ich sah ihm sogleich am Aeußern an, daß er ein Kandidat des h. Predigtamts war, und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. Er sagte mir, daß er nun schon über sechszehn Jahre Kandidat sey, weil er kein Geld habe, um bey dem Konsistorium um Freunde zu werben, wo, wie beynahe überall, Geld das Hauptverdienst ausmache, u. s. w.

Ich merkte, daß es in Sachsen gehen mag, wie in der lieben Pfalz, und daß man durch Geld sich auch hier, wie aller Orten, den Weg in den Schafstall des Herrn öffnen müsse. Beyher erzählte mir der Herr Kandidat, der auch zugleich Magister der Philosophie war, worauf er sich aber nicht viel

einzubilden schien, daß die Herren Prediger in Sachsen gewaltig kommode Herren wären, welche immer für sich von Kandidaten predigen ließen, und selbst auf ihrem Loderstuhle ruhig sitzen blieben, und ihre Einkünfte bey einem Glase Bier oder Wein, und einer Pfeife Tobak verzehrten.

Ich finde dieses indeß recht gut; denn wären die Herren nicht so kommode: so würde mancher Kandidat gar manchesmal schmale Bissen essen müssen, so aber wird er stattlich traktirt: und einige gute Mahlzeiten sind doch immer werth, daß man dafür eine halbe Stunde — salbadere.

Als wir den dritten Morgen früh das Quartier verlassen wollten, hatte ich meine Uhr auf dem Stroh liegen lassen. Meine Kameraden und ich suchten danach, und einer derselben, Namens Schrader, dem ich sonst manchen Gefallen erzeigt hatte, fand sie, gab sie aber erst wieder heraus, als ich versprochen hatte, dem Finder ein gutes Biergeld zu reichen. Das war allemal ein sehr schlechtes Stückchen von einem Kameraden!

In Weimar hatte ich mein Logis bey einem Seiler, dessen Vetter, ein Pastor vom Lande, in die Stadt gekommen war, den Preußen mit zu zusehen. Er speisete mit uns zu Mittage, und da er an mir, wie natürlich, nichts anders vermuthete, als einen Soldaten von gemeinem Schlage: so fuhr

er mit einem erbaulichen Sermon über die Kraft des Gebetes, bey den Gefahren des Krieges, etwas feierlich heraus. Ich hörte zwar anfangs gelassen zu, konnte mich aber endlich, als er zu theologisch-plump ausfiel, nicht länger halten, und stellte das Gebet — in der gewöhnlichen Form — als eine impertinente, unsinnige Vorschrift auf, die man sich erdreistete, der Gottheit vorzuwinseln oder haarklein vorzumalen: darauf griff ich das an, was man, meiner Meynung nach, sehr irrig Vorsehung Gottes zu nennen pflegt. — Der Hr. Pastor stuzte gewaltig, und verlohr gar die Sprache, als ich einige Wort-Unterschiede vorbrachte, auf die er wohl schwerlich je studiert hatte.

Auf dem ganzen Marsche bis Gießen habe ich weiter nichts erfahren, das des Erwähnens werth wäre: wir wurden aller Orten, wohin wir kamen, sehr gut aufgenommen und behandelt. Bey Waltershausen, einem Gothaischen Städtchen, sahe ich die muntern und raschen Zöglinge des Hn. Salzmann, und sprach mit einigen ihrer Lehrer, vorzüglich mit meinem Freund, Hn. Günther, den ich ehedem auf Universitäten gekannt hatte.

In Eisenach machte ich eine sehr angenehme Bekanntschaft mit Hn. Rath Wolff, der mich dem Hn. Generalsuperintendent Schneider vorführte. In der Person dieses würdigen Mannes fand

ich einen Geistlichen, der einen wirklich, so lange man bey ihm ist, die abscheuliche Seite seines Standes vergessen macht. Ich habe wenig Männer kennen gelernt, die mit Herrn Schneider zu vergleichen wären. Seine Gelehrsamkeit ist bekannt, und von seinem rechtschaffenen Betragen zeugt die allgemeine Hochachtung und Liebe der Eisenacher. Ich vermuthete, daß er, weil Herder ihm vorgezogen war, eben kein Freund von Herdern seyn könnte: ich lenkte also das Gespräch absichtlich auf diesen Mann, und wurde gar angenehm überrascht, als ich Hn. Schneider mit Enthusiasmus von den großen Verdiensten Herders reden hörte. Nach Hn. Schneiders Zeugniß, worin freylich das ganze aufgeklärtere Publikum einstimmt, ist Herder die Zierde unsers Vaterlandes, der hellste Kopf, der größte Kenner des Guten und Schönen, der lebhafteste deutsche Stilist und der wärmste Verfechter des Wahren, Guten und Schönen. Weimar kann stolz seyn, in ihm einen der ersten Männer unsrer Nation zu besitzen. — Wie gesagt, das, was Hr. Schneider von Herdern sagte, hat mich überrascht; denn ich wußte, daß beyde einmahl in Wahl-Kollision gekommen waren: um desto mehr aber mußte ich den Mann schätzen, der des andern Verdienste so unpartheiisch würdigte. Uebrigens wird Hr. Schnei-

der gar wohl zufrieden seyn, daß er nicht die Weimarsche, sondern die Eisenachsche Superintendenten-Stelle erhalten hat. Denn diese ist einträglicher und bequemer; und der Superintendent zu Eisenach kann in seiner Diöces weit ungehinderter und freyer handeln, als der zu Weimar.

In Hersfeld, einer Hessischen Stadt an der Fulda, kam es zwischen einigen von unsern Soldaten und einigen Bürgern im Wirthshause zum Stern zu Händeln, welche beynahe in Schlägerey ausarteten. Die Bürger saßen am Tische, tranken ihr Bier, und besprachen sich über die Zeitgeschichte. Sie äußerten ihr Misvergnügen über das Verfahren ihres Herrn Landgrafen, der nun abermals seine Landeskinder, als Soldaten, zum Behufe des Franzosenkriegs verhandelte, und für den Landbau und andere Gewerbe weiter nichts zurückließe, als Kinder, Weiber, Krüppel und Greise. Das führte sie immer weiter, und da kamen sie darauf, daß man überhaupt nicht Ursache hätte, die Franzosen anzugreifen: diese hätten ja recht u. s. w. Unsre Soldaten, die freylich damals noch nicht so dachten, wie jezt, legten sich drein, und behaupteten geradezu, daß die Franzosen Spitzbuben, schlechte Kerls u. d. gl. seyen, daß man sie vertilgen müsse; und wer ihnen das Wort rede, sey gleichfalls ein schlechter Kerl, ein Patriot. Dabey schlugen sie — sie

hatten alle eine Schnurre — mit den Säbeln auf den Tisch, daß die Splitter davon fuhren. Aber die Hessen, die vor Soldaten sich eben nicht fürchten, verbaten sich das Schimpfen; und als unsere Leute dennoch fortmachten, und sogar einige Krüge und Gläser zerschmissen, griffen die Bürger zu, und es würde eine derbe Prügeley gesezt haben, wenn nicht ein Offizier dazu gekommen wäre, und den Friedensstifter gemacht hätte. *)

In Nordeck wohnt der Kammerherr von Rhau auf einem Schlosse, das einen hohen Berg bekrönt, und eine ganz vortrefliche Aussicht hat. Ich besuchte ihn, und bessern Rheinwein, als ich hier trank, habe ich seitdem nicht wieder getrunken. Es war Niersteiner von 1748. Gute Gaben aus den Händen guter Menschen erquicken doppelt.

Wir waren noch eine gute Stunde von Gießen, als schon Studenten und Bürger uns haufenweise entgegen zogen. Ohne Ruhm zu melden, muß ich sagen, daß ich an diesem Entgegenzuge vielen Antheil

*) Es wundert mich daher sehr, daß ein Göchhausen in Eisenach, in seiner abgeschmackten Sudeley von Wanderungen, so viel Aufhebens macht von der Anhänglichkeit der Hessen an ihrem Landgrafen, und von der Billigung, womit sie alles gutheißen sollen, was er unternehme, u. s. w. Um sich vom Gegentheile zu überzeugen, darf man nur das erste beste Wirthshaus in Hessenland besuchen. Satyren oder Ironien von Göchhausens Art — wen treffen die am schimpflichsten? Ein edler Mann verabscheuet die Hohl- und Krummwege des adlichen. —

hatte: denn die guten Leute waren begierig, den Laukhard wieder einmal zu sehen, der ehedem eine so eklatante Rolle in Gießen gespielt hatte. — Sie entdeckten mich bald, und nun war ich wie umringt. Ich konnte kaum vorwärts: von allen Seiten ertönte: Da ist Laukhard! da ist Laukhard! — Unsre ganze Kompagnie kam in Unordnung; denn alles stürzte hinein, um den alten Laukhard recht zu begaffen. Jeder hatte etwas anzubiethen, und wenn ich hätte wollen, wie sie: so wäre Laukhard wieder à la Gielsen geworden.

Unter den Neugierigen befand sich auch Hr. Chastel, Lehrer der französischen Sprache zu Gießen: er begleitete mich eine gute Strecke. Er war immer mein Freund gewesen, und glaubte, nichts böses zu thun, wenn er die alte Freundschaft wieder erneuerte. Koch, der seltsame Mann, fand dieses, wie ich erst vor kurzem auf meiner Rückkehr nach Halle erfahren habe, sehr unrecht, und tadelte den Hn. Chastel in bittern Vorwürfen: daß er einen so gottlosen Kerl, als Laukhard sey, habe begleiten können: und seit dieser Zeit ist Koch dem ehrlichen Lektor nicht wieder gut geworden. Wohl ihm, daß, seit der jetzigen Regierung, Kochs Ansehn sehr gesunken ist, und daß Hr. von Gatzert ganz anders denkt und handelt, als — Koch.

Wir marschirten gerade durch Gießen, und kamen auf die nächsten Dörfer zu liegen, wo wir den folgenden Tag Rasttag hatten.

Nachmittags kamen viele, wenigstens über dreyßig Studenten zu mir ins Quartier, brachten Wein und Eßwaaren mit, und wir machten uns nach Herzenslust einen frohen Tag. Ich mußte Ihnen versprechen, sie den folgenden Morgen in Gießen zu besuchen, und hielt Wort, da ich immer gern einen Ort wiedersehe, der mir ehedem so viel angenehme und unangenehme Stunden gemacht hat.

Ich gieng also den andern Tag frühe hinein, und fand, daß das gute Gießen nichts mehr und nichts weniger war, als — Gießen. Die Straßen waren noch eben so schlecht gepflastert, eben so schmutzig, als ehedem; und die Bürger und Bürgerinnen, samt den jungen Burschen und Mädchen, saßen noch, wie sonst, in den Bier- und Branteweinsschenken; kurz, Alles war noch beym Alten.

Ich erkundigte mich nach der Beschaffenheit der Universität; konnte aber nichts erbauliches herausbringen. Die Universität hatte an Studenten sehr abgenommen, aber an Professoren gewonnen, wenigstens der Zahl nach, wie in Halle, Leipzig, Jena und anderwärts. Der Komment der Bursche hatte zwar jenes alte Rohe nicht mehr, wie ich es im ersten Theile dieses Werkchens beschrieben habe;

er war aber doch eben auch nicht besser geworden: denn ehedem lebten die Herren Gießer wild, jezt leben sie — kindisch. Kinderey ist aber doch immer eben so schlimm, als Wildfängerey.

Meine Lebensbeschreibung war in Gießen fleißig gelesen worden. Da man voraussezte, daß ich sie zu seiner Zeit fortsetzen würde, so entdeckte man mir Anekdoten und skandalöse Histörchen die Menge, und bat mich, dieselben dereinst mit anzubringen. Aber warum sollte ich mein Buch von neuem zum Repertorium der Gießer Skandale machen? Es sind, wie die Folge zeigen wird, ganz andere und weit wichtigere Berichte übrig. Dann liegt ja auch dem lieben Publikum nicht viel daran, wenn es weiß, was die unbedeutende Frau Gemahlin dieses oder jenes unbedeutenden Herrn zur Berühmtmachung ihres Mannes beytrug! Verzeihen Sie mir also meine Herren zu Gießen, daß ich von alle dem, was sie mir so reichhaltig mittheilten, keinen Gebrauch mache!

Von den Professoren besuchte ich nur die Herren Köster und Roos: ich fand sie gegen mich noch immer so gut gesinnt, wie es Männern ansteht, die ihre Bekannten nicht nach der Kleidung beurtheilen.

Mit Vergnügen hörte ich, daß die liebe Theologie an dem Doktor Bechtold für Gießen — denn außer Gießen ist Herr Bechtold wenig be-

kannt — eine Stütze verlohren hätte. So war es zwar schon 1787, wie ich im I. B. S. 83 erzählt habe. Aber seit dieser Zeit hat Hr. Bechtold sich noch mehr bekehrt, und 1793 gieng er schon so weit, daß er ganz frey erklärte: alle Geheimnisse, Sakramente, und alle sogenannten übernatürlichen Anstalten Gottes zum Heile der Menschen seyen Produkte der Unwissenheit, Furcht, Herrschsucht, oder der idealisirenden Phantasie; — die Bibel sey ein Buch, das die moralischen Einsichten der Menschen durchaus nicht bestimmen könne: in den Fabeln des Aesopus und in Ovidius Verwandlungen finde man mehr Menschenverstand, und bessere moralische Maximen, als in den meisten Gleichnißreden Jesu: dieser sey zwar ein großer Lehrer für seine gleichzeitigen Juden gewesen; aber auch ein großer Schwärmer u. d. gl. — So weit ist selbst Bahrdt, als er in Gießen haußte, nicht gegangen; und doch wurde Bahrdt damals verfolgt, und Hr. Bechtold bleibt im ruhigen Besitze seiner Aemter als Superintendent und als Professor. So sehr ändern sich Menschen und Zeiten!

Auf meiner Rückreise im October 1795 sprach ich bey dem Pfarrer Diefenbach in Reiskirchen ein: es ist der Vater meines Freundes, dessen ich im I. B. S. 112 gedacht habe. Dieser Mann, welcher noch ganz fest an Doctor Benners Notitia

salutis hängt, erzählte mir die Fehden, welche er mit Bechtold schon gehabt hätte, und beklagte es sehr, daß ein Mann, der sonst ein Mann nach dem Herzen Gottes gewesen wäre, und die Abhandlung: Calvinianorum Deus a sana ratione abhorrens geschrieben habe, nun ein völliger Socinianer, wenn nicht gar noch was ärgeres geworden sey.

Die skandalöse Chronik machte sich damals auch recht lustig über einen Geistlichen zu Gießen, welcher bey einem Leichenbegängnisse besoffen auf die Kanzel gestiegen war. Ich mag den Ehrenmann nicht nennen: in Gießen wissen aber die kleinen Kinder das Histörchen.

So sehr der sogenannte Komment auch abgenommen hatte, so gab es doch noch Orden in Gießen: sogar der Orden der Amicisten war noch da, hatte aber nicht mehr als drey Anhänger, wovon der eine Senior, der andere Subsenior und der dritte Sekretär war. Als wir aus Champagne zurück waren, und im November 1793 bey Koblenz kantonnirten, schrieb der Hr. Landgraf von Darmstadt an den Hn. General von Thadden: er habe meine Historie gelesen, und daraus ersehen, daß ich viele Wissenschaft um daß Gießer Ordenswesen haben müßte; der Hr. General möchte mich daher über einen und den andern Punkt befragen lassen, u. s. w. Dieses ließ Hr. v. Thadden durch

unsern Auditeur denn thun, und ich benachrichtete den Fürsten, so wie es meine Pflicht mit sich brachte, von dem Verfall und der Beschaffenheit der ganzen Gießer Universität, und fügte einige unmaßgebliche Vorschläge zu ihrer Verbesserung hinzu. Dahin gehörte vorzüglich die Entfernung der Quodammodariorum, der Pandedistaren und der Quacksalber, und die Anstellung braver geschickter Männer zu Lehrern. Ich nahm mir auch die Freyheit, Sr. Durchlaucht manchen Vorschlag zur Ausrottung der Orden anzugeben. Aber ohne Zweifel hat man meinen Plan unausführbar gefunden, und ihn als ein pium desiderium hingelegt: denn noch im Herbste 1795 waren die Orden in Gießen, und die Quodammodarii dozirten noch nach wie vor. Was diese sind, steht im I. B. S. 81.

Mein Hauptmann, Hr. von Mandelsloh, war, wegen eines Anfalls von Fieber, in Nordeck zurückgeblieben; und als er einige Tage nachher uns durch Gießen folgte, klagte bey ihm der Müller im Einhorn: daß ich ihn in meinen Beyträgen zu D. Bahrdts Lebensgeschichte einen groben, impertinenten Kerl genannt hätte. Er brachte aber die Klage in einem so groben Tone vor, daß Hr. von Mandelsloh ihm geradezu erklärte: „Wenn Laukhard Sie einen groben Kerl genannt hat, so hat er nicht

geirrt: ich sah selten einen Menschen von grösserer Impertinenz, wie Sie." Da war denn der grobe Müller abgewiesen, nach dem Sprüchelchen: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück.

Von Gießen bis Koblenz hatten wir gute Quartiere und leichte Märsche. Bey Limburg an der Lahn sahe ich das erstemal Emigranten: sie waren prächtig bekleidet, auch stattlich beritten, und nannten sich la gendarmerie françoise oder royale. Diese Gendarmerie bestand größtentheils aus Edelleuten, und viele von ihnen trugen das croix de saint Louis.

Zweytes Kapitel.

Koblenz. Manifest.

Wir kamen den 9ten Jul. 1793 in Koblenz an, und hier hörte die Art von Subsistenz auf, welche wir bis dahin genossen hatten: denn bishiehin waren wir von Bürger und Bauer ernährt worden, und hatten kein Kommisbrod erhalten; jetzt aber erhielten wir dieses, und mußten für unsre Subsistenz von nun an selbst sorgen.

Ich und noch drey Mann wurden in ein Haus einquartirt, worin weder Tisch, noch Stuhl, noch Bank zu sehen war. Der Hausherr war gestorben,

und dessen Erben wohnten weit von Koblenz. Es war also unmöglich, da zu bleiben, zumal da auch weder Stroh noch Holz verhanden war. Ich lief also zum Hauptmann, und dieser wirkte uns, freylich mit Mühe (denn die Herren zu Koblenz auf der Billetstube waren gar ungeschliffene, massive Herren) einen Zettel aus, nach welchem wir in ein Benediktiner Nonnenkloster verlegt wurden.

Hier war es nun ganz erträglich; und nachdem ich mir durch mein bissel Latein die Gunst des Hn. Wolff, als des Oekonomen des Klosters, erworben hatte, reichte er mir vom ächten Moselwein mehr als ich verlangte, wenn er ihn gleich den Uebrigen sehr sparsam mittheilte. Pecus hauriat undam, sagte er; aber doctus vina: oder Vinum da Docto; Laico de flumine cocto — ganz nach der Kirchen-Oekonomie der katholischen Geistlichkeit, bey welcher pecus und laicus dem doctus und clericus gegenüber steht. —

Hr. Wolff war Priester, aber nicht der Beichtvater des Klosters, welcher, wie ich merkte, ein herrschsüchtiger, stolzer Pfaffe war. Von den Wissenschaften hielt Hr. Wolff wenig, und außer seinem Brevier und Meßbuch vergriff er sich an keinem weiter. Vanitas vanitatum praeter amare Deum et bonum haustum vini bibere — war so sein Symbolum; und seine ganze Lebensart stimmte

damit überein. Die Franzosen haßte er von ganzem Herzen, sowohl die Patrioten, weil sie der h. Kirche sich widersezten, als die Emigrierten, weil sie ein Wirthshaus, dem Kloster gegen über, in ein Bordel verwandelt hatten.

Ein Offizier unseres Regiments, Hr. Graf von Einsiedel, der auch in diesem Barbara- oder Bärbelkloster logirte, wünschte meine Biographie zu lesen, und ich, um ihm zu willfahren, suchte dieselbe bey dem Buchhändler in Koblenz: denn es ist nur Einer da. Der Buchhändler, welcher nicht einmal ein Verzeichniß von seinem Büchervorrathe führte, sagte mir kurzum: daß er dergleichen Schriften gar nicht führen dürfte, selbst auch nicht führen möchte. Das seyen alles gottlose, gefährliche Bücher, besonders die von den Protestanten, oder wie er nach der damaligen Koblenzer Art sagte, von den Unkatholischen. Was von diesen komme, sey gar nicht rathsam, unter die Leute zu bringen: die Welt sey ohnehin pfiffig und arg genug! u. s. w. —

Der Mensch räsonnirte beynahe, wie die Herren Verfasser der Censur-Edikte! Ich ließ ihn, und erstaunte über den Vorrath von den Büchern des Pater Cochem, Aloysius Mertz und solcher mehr.

Da unsere Leute nicht so viel Geld hatten, als die französischen Emigranten, von welchen ich

bald reden werde, so konnten sie nicht so viel verschleudern, als diese; und wir waren daher bey den eigennützigen Koblenzern gar niedrig angeschrieben. Die Leute sagten uns unverholen: Wir wären schrofe, garstige Preußen, und hätten die französische Eleganz ganz und gar nicht. — Ein Kaufmann, in dessen Laden ich mich über die schlechte Beschaffenheit seines Tobaks beschwerte, sagte mir gerade heraus: die Emigranten rauchten beynahe gar nicht; sonst würden die Koblenzer für guten Tobak gewiß gesorgt haben: dieser da — sey für die deutschen Völker vollkommen gut: die hätten ohnehin nicht viel wegzuwerfen, und könnten den theuren Tobak nicht bezahlen.

Ich hatte mich über diese und andere Impertinenzen der Koblenzer eines Tages sehr geärgert, als ich bey meiner Zuhausekunft alle Ursache fand, meine muntere Laune zurück zurufen. Der Herzog Friedrich von Braunschweig, jezt regierender Fürst zu Oels, den ich schon im ersten Bande als einen der ersten Menschen beschrieben habe, und den jederman dafür anerkennt, hatte für gut gefunden, mir auf einen lateinischen Brief gleichfalls lateinisch zu antworten. Diesen Brief fand ich in meinem Quartier, und war über die edlen Gesinnungen dieses ehrwürdigen Fürsten beynahe außer mir. Es ist wirklich überaus angenehm,

wenn man erfährt, daß noch große Männer sich unsrer erinnern: man versöhnt sich dann wieder mit den Menschen, und ist über den Schwächling, der uns zu verachten meynt, nicht weiter böse, ja, wir dünken uns alsdann viel zu gut, als daß wir ihn auch nur mit Verachtung bestrafen sollten. Dieß war jetzt mein Fall. Der Herzog versicherte mich nebenher: daß man mir den ganzen Feldzug hindurch, auf seine Veranstaltung, doppelte Löhnung reichen würde; und diese habe ich auch bis zu meinem Uebergang nach Frankreich im Herbste 1793 richtig gezogen.

Hier ließ nun auch der Herzog von Braunschweig, als Generalissimus der vereinigten Armeen, jenes Manifest an die Bewohner Frankreichs ausgehen, welches so viel Lärmen weit und breit erregt, den Politikern so reichen und mannigfaltigen Stoff zum Räsonniren und Deräsonniren geliefert hat, und eine der Hauptursachen geworden ist an dem Verfall des Königthums in Frankreich, an dem Unglücke der Preußischen Armee, und an dem Tode des unglücklichen Louis Capet und seiner Familie. — Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Schrift: denn ich bin kein Politiker, kein Aristokrat, kein Demokrat. Doch muß ich dem Leser ein Gespräch mittheilen, welches ich lange Zeit hernach mit einem Bürger in Landau

Namens Brion, geführt habe. Es enthält den Hauptgrund von der Entwickelung und Concentrirung der National-Energie der Neufranken.

„Haben sie hier, fragte ich diesen einsichtigen Mann, das Manifest des Herzogs von Braunschweig damals auch angenommen und gelesen?"

Brion: Allerdings! Man hat es hier zwar nicht annehmen wollen, als es ankam: Einige wollten es gar öffentlich verbrennen lassen, wie hier und da schon geschehen war; *) aber alle gutgesinnten Patrioten, welche der Sache tiefer auf den Grund sahen, waren dafür, daß das Manifest angenommen und sogar öffentlich angeschlagen werden sollte.

Ich: Und dazu konnten gutgesinnte Patrioten rathen?

Brion: Allerdings: nicht um unsern Respekt gegen den Herrn Herzog zu beweisen: denn der hat uns nichts zu befehlen, sondern wegen der Folgen, die dieses Manifest bey unsern Leuten unfehlbar haben mußte.

Ich: Eben wegen der Folgen, dünkt mich, war es wohl nicht rathsam, das Ding öffentlich bekannt

*) Das ist, wie ich auf meiner Wanderung durch Frankreich erfuhr, in Metz und auch in Strasburg geschehen: im innern Frankreich hat man darüber gelacht.

zu machen.*) Wie, wenn die Leute erschrocken wären, und sich vor den angedrohten Strafen gefürchtet hätten, und dann zum Kreuz gekrochen wären?

Brion: So kann doch auch nur ein Preußischer Korporal räsonniren! Eine Nation, wie unsere, sollte sich vor den Drohungen eines kleinen Reichsfürsten, der nebenher General über eine mäßige Armee Preußen und Oestreicher war, fürchten und nachgeben? Wenn so feige die Franzosen hätten seyn können, so verdienten sie wahrlich, von einem Tyrannen tyrannisirt zu werden, der Bethbrüder, Verschnittene und Huren zu Vollziehern seiner Befehle machte. Ich glaube nicht, daß der Herzog, der doch auch Menschenverstand haben wird, dieses selbst je erwartet habe. Diese Folge konnte man also durchaus nicht voraussetzen, aber wohl andere und wichtigere.

Ich: Und die wären?

Brion: Nicht wahr, Freund, wenn einer, der Ihnen nicht eine Bohne zu befehlen hat, Befehle mit Gewalt aufdringen will, Was thun Sie?

Ich: Ich gehorche nicht.

---

*) Ich bitte meine Leser, zu bedenken, daß ich zu der Zeit, als diese Unterredung vorfiel, in den Händen der Franzosen war, folglich den preußischen Ton nicht führen durfte.

Brion: Werden sie nicht auch über die Impertinenz des Befehlers erboßen, und alles aufbiethen, um seiner Usurpation zu trotzen? *)

Ich: Nicht anders!

Brion: Nun, so mußten alle Franzosen das auch thun über die Impertinenz und die Usurpation eines fremden Generals, der viel zu schwach, und noch weit von ihren Gränzen war, und ihrer ganzen Nation in einem so gebietherischen Tone Gesetze vorschrieb, als wenn er wirklich mit seinen Soldaten zu Halberstadt, oder mit seinen Leibeignen zu thun gehabt hätte. Ist das nicht an dem?

Ich: Ja wohl — aber —

Brion: Ich verstehe schon, wohin das Aber zielt: doch davon nachher. Unsere Ehre, wie unser Recht, war durch dieses widersinnige und zweckwidrige Manifest vor der ganzen Welt compromittirt. Mußte nun nicht der feste Vorsatz bey jedem braven Ehr- und Rechtliebenden Franzosen rege werden, der Großsprecherey des Herzogs und der darauf folgenden Gewaltthätigkeit aufs thätigste zu widerstehen? Legte also nicht selbst das Herzogliche Manifest den haltbarsten Grund zu dem thätlichen

---

*) Zwang erbittert die Schwärmer immer, aber bekehrt sie nie :, sagt Sekretär Wurm in Kabale und Liebe von Schiller. Warum große Herren auf ewige Wahrheiten der Natur nicht mehr Rücksicht nehmen mögen! Uebertriebne Kunst fällt doch durch und wird verächtlich, oder empört.

Widerstande, den er vom 20ten September 1792 an, immer empfunden hat?

Ich: Also war es ja wohl eben so unpolitisch, als unmoralisch, so ein Manifest an Frankreich ergehen zu lassen!

Brion: Das versteht sich von selbst, wenn nämlich sonst, wie ich vermuthe, kein geheimer Grund das Manifest bewirkt hat. Denn wäre der Herzog ohne alles Manifest, unter der bloßen Erklärung, daß er die unterbrochene Ruhe in Frankreich mit Hülfe aller Ruheliebenden Franzosen, wiederherstellen wollte, zu uns gekommen: so hätte man denken können, daß aus seiner Unternehmung doch noch etwas Gutes für den armen bedrängten Bürger und Landmann entspringen dürfte. Aber so erklärte er geradehin, daß er kein Gesetz wolle gelten lassen, als den unbedingten Willen Ludwigs des Sechszehnten; und da konnte wohl ein Distelkopf einsehen, daß man uns alsdann wieder unter das alte und allgemein verhaßte Joch des Hofes, des Adels, der Pfaffen, der Finanziers und alles andern Lumpengesindels gewaltsam zurückpreschen würde: und da hätte man sollen ruhig sitzen, oder gar noch hülfreiche Hand mit anlegen?

Ich: Wohl nicht — aber —

Brion: Jezt ein Wort auf Ihr Aber. Nicht wahr, Sie wollen sagen, daß der Herzog auf den

Anhang des Königs und des Adels gerechnet, und so gehofft habe, es werde ihm alles zurennen, sobald er sich ihnen nur nähere. Aber wenn er dieses wirklich gedacht hat, so war er von der innern Beschaffenheit Frankreichs und von dem regen und allgemeinen Willen des größten Theils der Nation sehr schlecht unterrichtet. Niemand war mit der Neuerung unzufrieden, als der Hof, der Adel, die Pfaffen und die Finanziers: alle andere Franzosen, der Soldat, der Bauer, der Bürger, der Handwerker und selbst der Kaufmann größtentheils wünschten die Revolution, und sahen in derselben die wohlthätigste Anstalt für sich und für ihr Vaterland. Was ist aber der ganze Adel —

Ich: der Adel ist die Stütze des Staats!

Brion: Der Adel Stütze des Staats? dann müßte wohl auch ein Professor, der keine Kollegia liest, Stütze der Universität seyn! Nein, nur der einsichtige und fleißige Bürger ist dem Staate nützlich, und folglich dessen Stütze. Einsichtig und nützlich sind aber die Herren Adliche selten. Die meisten von ihnen leben bloß von dem Erwerb der arbeitenden Klasse, und tragen zum gemeinen Besten großentheils nicht einer Bohne werth bey. Ohne sie also kann der Staat recht gut bestehen; aber nicht ohne den Bürger und Bauer; ja, was diese verdienen, verzehren jene, und machen obendrein

noch Schulden. Und wenn die gemeine Klasse der Nationen nur erst ihr Vorurtheil, ich meyne die blinde Ehrfurcht für Pfaffen und Adel, ablegt: dann kann sich der Pfaffe und der Edelmann nicht mehr stützen: er fällt von selbst: er kann höchstens emigriren, kabaliren und Spektakel machen; aber thätig sich und Andern helfen — kann er nicht. Der Herzog konnte also nur hoffen, daß der kleinste Theil der Nation auf seine Seite treten würde: den mächtigern Theil behielt er immer wider sich. Also war es immer sehr unklug, auch unter dieser Voraussetzung, ein Manifest nach Frankreich zu schicken, zumal ein solches. —

So Bürger Brion in Landau. Einige von uns sprachen schon damals in Koblenz nicht anders. Viele fanden den Ton darin zu derbe, und die Aeußerungen des Verfassers zu voreilig.

Uebrigens ist noch nicht ausgemacht, wer der eigentliche Verfasser davon sey. Der Ton und die Denkungsart des Calonne ist mehr als zu sichtbar darin. Was für Meynungen über die Entstehung und die Absicht dieser berüchtigten Schrift, noch zu meiner Zeit, in Frankreich kursirten, werde ich an Ort und Stelle anbringen. Der Gang der Zeit wird noch mehr darüber aufhellen. Bis dahin bleibt es auf Rechnung des Herzogs von Braunschweig. Ein Fürst von so viel Einsicht und Ruh=

me hätte nie einwilligen können, daß etwas unter seinem Namen, vor aller Welt, diplomarisch kursire, das er nicht von Wort zu Wort geprüft und gebilligt hätte.

Drittes Kapitel.

Französische Emigranten.

In Koblenz bin ich mit einer großen Menge von den ausgewanderten Franzosen so genau bekannt geworden, daß ich mich nicht enthalten kann, ihnen ein eigenes Kapitel zu widmen: dieses schändliche und schreckliche Ungeziefer kann noch immer nicht genug an den Pranger gestellt werden.

Diejenigen Deutschen, welche diesen Auswurf der Menschheit, zur Zeit ihres Sardanapalischen Hochlebens, nicht gesehen haben, können sich ihre damalige Impertinenz leicht vorstellen, wenn sie nur die betrachten, mit der ein Ludwig der Achtzehnte, samt Consorten, durch wiederholte unsinnige Manifeste und Proclamationen, dem gesunden Menschenverstande jezt noch immer troz biethen, auch nachdem alle Hoffnung für sie verschwunden, und sie selbst aufs äußerste gedemüthigt und verächtlich geworden sind. Noch jezt sind diese cy-

devant abgeschmackte Großsprecher, voll Dünkel und dummer Rachsucht.

Wie tief muß diesen elenden Hof-Insekten der alte diplomatische Hofschlamm ankleben, und wie verpestet muß die Luft ehedem um sie gewesen seyn, da sie es jezt noch immer ist! Die härtesten Stöße des Schicksals haben ihre adlichen Halbseelen noch nicht zur vernünftigen Besinnung bringen können: und so wandern sie, wie verdammte Scheusale, zur exemplarischen Belehrung für alle die, welche, auf Vorrechte des Standes gestützet, die Rechte der Menschheit ihrer usurpirten Convenienz aufopfern, und alles wie Sklav behandeln mögten, was nicht zum Hof, zum Adel oder zur Söldnerey gehöret.

Vielleicht meynen einige meiner Leser, daß man doch nun der Emigrirten schonen müsse, da sie, von der ganzen Welt verlassen, die Strafe ihrer rachsüchtigen oder leichtgläubigen Entweichung aus ihrem Vaterlande nur gar zu sehr fühlen; und aus diesem Grunde verdenkt es mir vielleicht Mancher, daß ich die ärgerliche, empörende Beschreibung ihres Betragens vom Jahr 1792 jezt noch aufstelle. Auch ist der Grund, daß man den Gestürzten nicht noch mehr niederdrücken müsse, stark genug, jeden, der Gefühl hat, von der Verfolgung eines Elenden abzuhalten.

Allein, so wahr und ehrwürdig das alles für jeden Unglücklichen im allgemeinen ist, ja, auch für manchen Emigrirten im besondern, so wahr ist es auch, daß die Häupter der Emigrirten, und deren erster, thätiger Anhang durchaus es nicht verdienen, unter dieser menschenfreundlichen Bemerkung mitbegriffen zu werden. Ich muß mich näher darüber erklären, um den Vorwurf abzulehnen, daß ich Gefallen an dem Unglücke Anderer finde.

Ich will mich gar nicht auf die Verbrechen einlassen, welche die ausgewanderten Herren und Pfaffen in Frankreich vorher begangen, und dadurch sich sowohl an ihrer Nation, als an dem ganzen Menschengeschlechte versündiget haben. Diese Verbrechen habe ich während meines Aufenthalts in Frankreich von 1793 bis 1795 mehr als zu viel erfahren, und beschreibe sie in den Begebenheiten des Marquis von Vilenßon dereinst ausführlich. Ich frage nur: Ob ein Haufen zügelloser, despotischer Menschen befugt war, sich den einhellig-reclamirten und vindicirten Vorrechten, der rechtmäßigen Gewalt und den gemeinnützigen Anordnungen einer gerade durch sie aufgewiegelten Nation nicht nur rebellisch zu widersetzen, sondern auch dann noch Anspruch auf das Mitleid und den Beistand anderer Menschen zu machen, nachdem sie alles versucht haben, und nach Mög-

lichkeit noch versuchen, ihr bedrängtes Vaterland der schrecklichsten Verwüstung preis zu geben, alle Mächte gegen dasselbe aufzuhetzen, und so Land und Leute weit und breit den verheerenden Folgen eines der entsetzlichsten Kriege bloszustellen: und das Alles, um nur ihre usurpirten und zum Ruin der Nation misbrauchten Vorrechte wieder zu retten, und dann den alten Despotismus, mit Einstimmung aller Despotielustigen, so zu befestigen und zu verallgemeinen, daß Menschenrecht bloß ein leeres Wort, und Fürstenwille die einzige Richtschnur unseres Frohnlebens forthin überall geworden wäre? Man bedenke dieß reiflich, und übersehe die Folgen nicht, welche die von den Emigrirten betriebene gewaltsame Unterdrückung der Französischen National-Reform, für alle übrigen Völker gewiß auch gehabt hätte; und sey alsdann denen noch hold, welche diese Unterdrückung hauptsächlich zu bewirken strebten.

Ueberdieß berechne man den schrecklichen Schaden und das unzählige, mannigfaltige Elend, welches die Sittenlosigkeit, die Lügen und die Aufhetzerey der Emigrirten weit und breit gestiftet haben, und frage sich selbst, was eine Bande werth sey, welche das Unglück von Europa, vorzüglich von Deutschland, am meisten geschaffen hat? Man müßte, dünkt mich, weder Mensch, noch Deut-

scher seyn, wenn man ein Gesindel begünstigen wollte, welches das Alles verschuldet hat, und nebenher doch noch mit Verachtung auf uns Deutsche herabblickt, als auf plumpe, unbeholfene Menschen, welche nicht für gut fanden, in Masse aufzustehen, um uns für die Vindicirung ihrer adlischen und pfäffischen Vorrechte die Hälse brechen zu lassen, und am Ende zum schuldigen Dank in ein Joch hinein zu kriechen, wie ein Calonne, Artois und Condé es für die ganze Welt angemessen gefunden hätten. —

Die Fürsten — das will, das muß ich noch sagen — welche diese cy-devant noch jezt aufnehmen und begünstigen, mögen immer auf ihrer Hut seyn: denn bey der geringsten unruhigen Begebenheit würden diese unstäten, herrschsüchtigen Geister Parthey nehmen, und das Arge ärger machen helfen. Auch mögen sie es nicht übersehen oder überhören, mit welcher Verachtung man jezt von Fürsten spricht, welche den Emigrirten Vorschub geleistet, und dadurch Frankreichs Unwillen gegen Deutschland so gereizt haben, daß Deutschland in Jahrhunderten es nicht vergessen wird: daß die Unklugheit vieler seiner Fürsten all das Ach und Wehe mitverschuldet hat, das ganz Deutschland noch lange fühlen wird.

Und welcher einsichtige Unterthan könnte Achtung und Zutrauen zu einem Fürsten hegen, der Leute begünstiget oder gar um sich hat, deren gekränkter Stolz und Egoismus gegen alles, was Volk heißt, ewig Rache kochen und darum auch nicht aufhören wird, die höhern Stände gegen die untern aufzuhetzen! — Aspekten von dieser Art entzweyen immer mehr, heben alles Zutrauen, und lassen für die Zukunft nicht viel Gutes erwarten.

Der König in Preußen hat vollends keine Ursache, diesen Auswurf der Menschheit zu hegen oder zu schützen: sie hassen ihn alle, und sprechen mit der bittersten Verachtung von ihm, seitdem der Separatfriede zwischen den Neufranken und ihm geschlossen ist. Sie prophezeihen — wie Schriften von ihnen ausweisen — dem Hause Preußen noch obendrein, nach ihrer tollen Emigranten-Politik, viel Uebel und Niederlagen, welche es dereinst von Oestreich zu befürchten haben soll.

Nach dieser Abschweifung erlaube man mir jezt, die gewesenen Französischen Herren so zu beschreiben, wie ich sie gefunden habe.

Unser General hatte zwar verbieten lassen, mit den Emigranten zu sprechen, oder uns sonst mit ihnen einzulassen: er glaubte nämlich, diese gesetzlosen Herren möchten durch ihr Geld unsre Leute zur Desertion auffodern, und sie unter ihr Corps,

welches Einige damals schon die französische Spitzbuben-Armee nannten, verleiten. Das hatten die Herren auch schon gethan, und manchen, sogar von den trierischen Soldaten, zu sich herangekirrt.

Ich gieng aber doch schon den ersten Tag in ein Weinhaus, wo Franzosen ihr Wesen trieben, und ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein. Aber abgeschmaktere Großsprecher habe ich mein Tage nicht gefunden, und ich kann es noch immer nicht spitz kriegen, wie irgend ein Deutscher für solche Franzosen einige Achtung hat haben können! Diese elenden Menschen verachteten uns Deutsche mit unsrer Sprache und unsern Sitten ärger, als irgend ein Türk die Christen verachtet. Im Wirthshause machte die Haustochter beym Aufwarten ein Versehen; und — sacrèe garce d'allemande (verfluchter deutscher Nickel) Chien d'allemand, bête d'allemand, con de garce d'allemande waren die Ehrentitel, die diese sacrès bougres d'émigrés uns Deutschen anhängten. Unsre Sprache verstanden sie nicht, und mogten sie auch nicht lernen: sie nannten sie jargon de cheval, de cochons — Pferde- und Schweinesprache, u. s. f.

Ich sagte einmal bey Gelegenheit einer schönen Tobaksdose, daß ich nicht Geschmack genug hätte, um von dem darauf gemalten Porträt zu urtheilen. Que dites - vous, Mr. erwiederte ein Emigrant,

c'est assez que de savoir le françois pour avoir le gout juste: un homme qui sait notre langue ne peut jamais manquer d'esprit. Das war doch ein sehr anmaßliches Kompliment!

Und doch waren die Deutschen herablassend genug, diesen Emigranten zu hofiren und sie zu unterstützen. Darüber habe ich mich oft recht innig geärgert, und ärgere mich noch, wenn ich bedenke, wie geringschätzig uns die Koblenzer, die Trierer und selbst die Luxemburger gegen die Emigranten-Kanaille behandelten. Ich bediene mich hier freilich nicht sehr edler Ausdrücke: aber wie das Original, so dessen Copie!

Die Emigranten hatten damals Geld noch vollauf, und folglich das Mittel, sich alles zu verschaffen, was sie gelüstete. Aber sie habens auch toll genug verschleudert! Die kostbarsten Speisen und der edelste Wein, der bey ihren Bacchanalen den den Fußboden herabfloß, waren für sie nicht kostbar und edel genug. Für einen welschen Hahn zahlten sie fünf große Thaler ohne Bedenken. Mancher Küchenzettel, nicht eben eines Prinzen, oder Grafen, sondern manches simpeln Markis oder Edelmanns, kostete oft vier, fünf und mehr Carolins. Die Leute schienen es ganz darauf anzulegen, brav Geld zu zersplittern: sie zahlten gerade hin, was man verlangte. Ich sagte einmal

zu einem, daß er etwas zu theuer bezahle: le François ne rabat pas (der Franzose zieht nichts ab) erwiederte er, und gab sein Geld.

Das schöne Rockenbrod, welches in Koblenz gebacken wird, wollte den edlen Herren nicht behagen: sie aßen daher lauter Weitzenbrod, und nur dessen Rinde: die Krume kneteten sie in Kügelchen und benutzten sie zu Neckwürfen bey Tische. Andere warfen die Krume geradezu aus dem Fenster. Dieses Benehmen hat jedoch selbst die Koblenzer geärgert; und ich dachte mehrmals:

Exiget ab dignas ultrix Rhamnusia poenas!

Oder: Nur Geduld! es wird schon eine Zeit kommen, wo ihr weder Krume noch Rinde haben werdet.

Das ist auch bald hernach eingetroffen: denn schon auf der Retirade, im October 1792, haben die saubern Herren mehr Noth gelitten, als wir Preußen, wenn gleich auch wir rohen Weitzen damals abbrühten und aßen vor lauter Hunger, wie man dereinst sehen wird.

Die Emigranten waren alle — lustige Brüder und Windbeutel von der ersten Klasse. Den ganzen Tag schäkerten sie auf der Straße herum, sangen, hüpften und tanzten, daß es eine Lust war, anzusehn. Sie giengen alle prächtig gekleidet, und trugen schreckliche Säbel. Die Säbel wur-

den größtentheils in Koblenz verfertiget, und so hatten die dasigen Schwerdfeger Arbeit und Verdienst genug.

Daß Leute von dieser Art mir nicht gefielen, nicht gefallen konnten, ist für sich klar. Ich nannte sie, wie ich sie fand, die Pest für unser Vaterland — in jeder Rücksicht, physisch, politisch und moralisch. Man widersprach mir, berief sich auf die Ausgewanderten unter Ludwig, dem Vierzehnten, und schloß von den Vortheilen durch diese auf Vortheile durch jene. Ich versezte, daß es mit jenen gerühmten Vortheilen nur so und so stünde; daß, deutsch zu sprechen, auch jene Emigration für unser Vaterland in mancher Rücksicht eher schädlich als nützlich gewesen sey, und dieß wohl noch sey. Allein auch zugegeben, aber noch lange nicht als Wahrheit eingeräumt, daß jene Hugenotten, welche nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes nach Deutschland gewandert sind, für Deutschland wirklich nützlich gewesen seyen, so wären doch jene Emigranten mit den jetzigen im geringsten nicht zu vergleichen. Jene wanderten aus, weil sie mußten, weil ihr Gewissen sie drückte, und sie Sankt Calvins Lehre mit der des heiligen Vaters zu Rom nicht vertauschen wollten. *) Uebrigens — fügte ich hin=

*) Daß sie dieß gerade darum hätten thun müssen, um der Lehre des St. Calvins nachzukommen, suchte vorzeiten darzuthun

zu — waren es doch meist ehrliche, kunstvolle, betriebsame, stille Leute, deren Sitten die Sitten unsrer Vorfahren nicht so sehr verderbten, als die der jetzigen — unsere.*) Denn lassen sie uns, fuhr ich fort, die Herren einmal recht anschauen: und wir werden bekennen müssen, daß sie uns weiter nicht nützen, als daß sie unsere Kaufleute, Gastwirthe, Huren u. dgl. reicher machen, aber auch alles Uebrige verpesten und zu Grunde richten, was nur ihr Hauch berührt. Als ich dieses und mehr anderes gesagt hatte, legten sich endlich mehrere von den Anwesenden in unser Gespräch, und da wurden denn allerley skandalöse Histörchen über die Herren Emigrirten aufgetischt. Ich erspare sie bis zu den Begebenheiten des Marki von Vilençon.

---

das berüchtigte Avis aux réfugiés, welches man dem berühmten Bayle zugeschrieben hat.

*) Ich trete den ehemaligen Hugenotten nicht zu nahe, denn es ist wirklich an dem, wie Geschichtkundige wissen, daß man seit dem unseligen Widerrufe des Nanteser Edikts eine Epoche in der Geschichte der Sitten mancher deutscher Provinzen machen kann. Frivolität, Luxus und Ausschweifungen aller Art kamen mit vielen von den damals ausgewanderten Franzosen nach Deutschland; und da, wohin ihr Fuß nicht gekommen ist, sind die Sitten noch weit deutscher, einfacher, biederer und liebenswürdiger, als dort wo die Refügies ihre französischen Künste, Gewandheit, Moden, Grillen und Possen mithinbrachten. Oestreich, Bayern, Schwaben, Westphalen und andere Länder sind freylich durch die fremden Sittenlehrer nicht viel feiner geworden; aber in Bayern z. B. ist vielleicht auf einem Dorfe mehr ächter Biedersinn und altdeutsche Tugend, als in mancher andern vor Feinheit strozenden Provinz: es ist nämlich nicht alles Gold, was glänzt. —

Es ist überhaupt keine läppischere Kreatur auf Gottes Erdboden, als ein französischer Emigrant dieser Zeit. Stolz und aufgeblasen, wie der Frosch in der Fabel, verachtet er alles, was nicht so wie er, Franzos und von Adel ist. Die Preußischen Offiziere hatten gar nicht Ursache, den Emigranten gewogen zu seyn: denn diese haben sehr oft erklärt, daß der preußische Adel, wie überhaupt der deutsche Adel eine noblesse de roture sey; eine noblesse bâtarde; daß ein preußischer Offizier fût il Colonel, noch lange nicht assez noble wäre, pour être Mousquetaire dans la maison du roi *) u. s. w. So sprachen die Emigranten von unsern Offizieren, und doch buhlten diese um ihre Freundschaft, und waren stolz auf die Ehre, mit solchen Messieurs umzugehen. Ueberhaupt hätten unsre Deutsche sich schämen sollen, daß sie den französischen Windbeuteln so nachliefen, und wohl gar glaubten, daß sie von einer nähern Verbindung mit ihnen Ehre hätten. Dieses Gesindel verachtete ja uns, unsre Sprache und unsre Sitten, und wir hätten sie ehren sollen? —

Ich habe mich allemal geschämt, wenn ich sah, wie manch sonst braver, ehrwürdiger deutscher Mann diesen verächtlichen Possenkindern hofirte, und sich

---

*) Die sogenannten Mousquetaires waren ehedem alle von Adel. Jetzt hat dieser Popanz ein Ende.

alle Mühe gab, ihre Geberden u. d. gl. affenmäßig nachzumachen. Die Franzosen — ich rede hier nur von den emigrirten — verdienen unsern ganzen Abscheu, unsere ganze Verachtung, und können nicht einmal auf die Achtung einer Gassennymphe, geschweige auf die eines einsichtigen braven Mannes Anspruch machen.

Unter den Emigrirten gab es jedoch einige, welche sich mit ihrem Emigriren übereilt hatten, und gern zurück gewesen wären, wenn es ohne Gefahr und mit Ehren hätte geschehen können. Dahin gehörte in Koblenz besonders der ehemalige französische Gesandte, Graf von Vergennes, welcher die heimlichen Anstalten zu seiner Rückkehr nach Frankreich endlich bloß darum aufgab, weil man ihm seine Privilegien weigerte. Ich habe den Bedienten dieses Grafen oft gesprochen, und einen Mann an ihm gefunden, welcher von den neufränkischen Angelegenheiten weit richtiger urtheilte, als alle Häupter und Unterstützer der Emigrirten.

Unter andern vernünftigen Aeußerungen dieses Mannes war auch diese, daß nicht alle Ausgewanderte willig und frey ihr Vaterland verlassen hätten. Stellen Sie sich, sagte er, an die Stelle des Edelmanns oder des Geistlichen, und fragen Sie sich selbst, was sie unter ähnlichen Umständen hätten thun können oder thun wollen? Die Prinzen, ein Condé,

ein Artois, ein Monsieur fodern den Adel auf, auszuwandern, um die armée contrerévolutionnaire formiren zu helfen. Sie sprechen von einem Einverständniß des Hofes mit den Hauptmächten Europens, und schildern die Wiederherstellung der alten Verfassung, durch deren Hülfe, wie gewiß. Sie erklären alle, welche sich weigern, hieran Theil zunehmen, als infam, als Verräther an dem Throne, und bedrohen sie mit den schrecklichsten Strafen. Was soll der Adliche nun thun, zumal der im Dienste des Hofes? Bleibt er zurück, und gelingt das, was ihm als so leicht ausführbar geschildert wird: so wird er ein Opfer der Rache, wird, als ein Feind des Monarchen, entweder gefänglich eingezogen, seines Standes, seines Postens und seiner Güter fiskalisch beraubt, oder über die Gränze gejagt; und er, wie seine Familie, ist beschimpft, arm und dem Schicksale preisgegeben. Dies Verhältniß hat wirklich sehr viel Adliche angetrieben, ihr Vaterland zu verlassen, und zwar solche, welche sonst immer bereit gewesen wären, zu bleiben, und auf die Vorrechte ihrer Geburt Verzicht zu thun.

„Mit den Geistlichen, fuhr er fort, hatte es eben diese Bewandniß. Ein Geistlicher, der im Lande bleiben wollte, mußte der Nation den Eid der Treue ablegen. Aber schon dieser Eid machte, daß er von den rechtgläubigen Katholiken, deren

es anfänglich noch immer sehr viele gab, als ein widerrechtlicher, unregelmäßiger Priester angesehen wurde, dessen geistliche Verrichtungen man als gotteslästerliche Handlungen betrachtet, und sie selbst als Gottesschänder gemieden und, je nachdem unser Staats-Looß gefallen wäre, exemplarisch bestraft hätte. Zwar gab es bey uns, wie in Italien, Portugal und Spanien, sehr viel Scheinkatholiken; und ich selbst war nur dem Namen nach katholisch: meine Voreltern waren nämlich reformirt, musten aber zum katholischen Glauben übergehen, um ihre politische Existenz nicht zu verlieren; indessen blieb die reformirte Lehre in unsrer Familie: wir haßten die Katholiken, und gingen doch in ihre Messe. So haben es viele Familien der Hugenotten gemacht. *) Ich würde jezt, da in Frankreich jeder seine Religion nach Gefallen haben kann, mich, wie viele Andere öffentlich als Reformirt erklärt haben, wenn mich Voltaire nicht bekehrt hätte. Nun aber ist mir alles gleich viel: Pabst, Doktor Luther, Calvin, alles ist mir eins! Ich glaube weder dem einen noch dem andern: sie alle treiben Hökerey mit Fratzen, und die Pfaffen aller Religionen sind immer Pfaffen."

---

*) Daß er hierin recht hatte, habe ich 1794 in Frankreich häufig erfahren. Wozu also Religionszwang! —

„Lassen wir jetzt, unterbrach ich ihn, die Pfaffen Pfaffen seyn: ich bin nur begierig auf die Folge Ihrer Bemerkung“.

„Ich sagte, daß, wenn unsre emigrirten Pfaffen im Lande geblieben wären, man sie — wegen ihres Eides auf die neue Constitution — als irreguläre, meineidige und gottlose Pfaffen betrachtet hätte: und nun denken Sie deren Schicksal bey einem Verfall der Constitution, oder auch nur bey einer Herstellung der alten Hierarchie in Frankreich! Es würde ihnen auf jeden Fall kläglich ergangen seyn. Nein, mein Herr, wenn ja jemand mit Recht Frankreich verlassen hat: so waren es die Pfaffen, welche sich auf ihre Pfafferey ernähren mußten. Die, welche den Nationaleid geschworen haben, um unangefochten in ihrem Vaterlande bleiben zu können, sind dennoch immer in Gefahr, und werden vielleicht noch von ihren eignen Patrioten abgesezt. *)“

„Nun sehen Sie — fuhr er fort — daß nicht alle Edelleute, auch nicht alle Priester, ohne Noth und aus bloßem Haß gegen die Constitution, oder aus Stolz auf ihre Prärogativen, oder aus Leichtsinn fortgelaufen sind. Viele haben wirklich Ursache dazu gehabt, und unter diesen verdienen meh=

*) Gegen das Ende des Jahres 1793 ist diese Prophezeihung eingetroffen

rere unser Mitleid." — So dieser sachkundige Mann.

Auf die Frage, warum man denn überhaupt emigrirt sey, erhielt ich größtentheils von allen denen, die ich darum befragte, nur Achselzucken zur Antwort; und wenn ich denn so meine Anmerkungen machte, und bewies: daß es doch weit leichter gewesen seyn würde, eine Gegenrevolution alsdann zu bewirken, wenn die Herren Prinzen, mit ihrem Anhange in Frankreich geblieben wären, gab man mir meistens Recht. Aus allen Gesprächen aber sah ich, daß die, freilich mit der politischen Lage von Europa sehr unbekannten französischen Prinzen, fest darauf gerechnet hatten, daß alle Könige und alle Mächte von ganz Europa zusammen greifen, und ihnen alle Hülfe leisten würden. Da nun dieses sofort nicht geschah, so schimpften sie und die übrigen Emigrirten auch nicht schlecht auf die Höfe unsrer Großen, und schrieben hernach all und jedes Unglück, das die Verbündeten erlitten, dieser Saumseligkeit zur Last. — Auch hatten die Herren Prinzen auf eine weit stärkere Emigration gehofft, und beyher sogar geglaubt, daß die stehende Armee in Frankreich sich auf ihre Seite schlagen würde, und was der Dinge mehr sind, worauf ein Prinz rechnet, der wohl den Ton des Hofes, aber nicht den der Nation kennt, und dann die Welt,

wie die Menschen darin, als sein Eigenthum betrachtet. —

Viertes Kapitel.

Noch von den Emigranten.

Schon ehe ich von Halle gieng, hatte ich mir von den Emigranten, so wie von der ganzen damaligen Lage der Dinge einen Begriff gemacht, welchen ich bis auf diese Stunde noch keinen Augenblick Ursache gehabt habe, zu verändern. Die Emigranten habe ich gleich Anfangs — jedoch wie sichs von selbst versteht, mit Ausnahmen — für Schufte und Erzlügner gehalten, und habe sie von Grund der Seele gehaßt und verachtet, weil ich überzeugt bin, daß sie die Hauptursache des jetzigen Krieges, und des vielen unbeschreiblichen Unglücks in Deutschland geworden sind.

Daß sie schon lange die Blutegel gewesen wären, welche ihren Landsleuten, den Einwohnern von Frankreich, das Blut aussaugten, und eine ihren Regenten, auch dem allerschwächsten, ich meyne, einem Ludwig dem Funfzehnten, so treu und bis zum Enthusiasmus ergebene Nation endlich in Harnisch jagten, und folglich die Revolu-

tion gewaltsam herbeyzogen — ist klar am Tage und bedarf keines Beweises: das gestehen sogar die Herren Girtanner und Consorten, und dann muß es doch wohl so seyn. Die schändlichen Menschen Artois, Condé, Provence, Lamballe, Polignac und hundert andre traten die Nation so lange mit Füßen, bis diese endlich das fürchterliche Joch abschüttelte, und bis das Gebäude des Despotismus über diese Unmenschen selbst zusammenstürzte.

Nun rennten diese elenden Menschen aus ihrem Lande und posaunten in der ganzen Welt herum aus: Frankreichs Verfassung sey zu Grunde gerichtet: in Frankreich herrsche Anarchie; und wenn nicht alle Monarchen hier hälfen Einhalt thun: so stände ihnen das Nämliche bevor. — Sie fanden hin und wieder Gehör, und durch ihre scheuslichen Lügen und verdrehte Nachrichten zogen sie mehrere Großen in ihre Parthey, bis endlich ihr Zweck erreicht war, das ist, bis sie einen Krieg angezettelt hatten, welcher für ihr Vaterland und für ganz Europa so schrecklich geworden ist.

Als ich in Koblenz war, fragte ich mehrmals nach den Angelegenheiten Ludwigs XVI. und der Regierung von Frankreich, bekam aber nirgends befriedigende Antwort.

Hier ist mein Gespräch mit Hn. Grouard von Caen!

Ich: Aber Herr Grouard, da Sie zugeben, daß die Bedrückung des Volks in Ihrem Lande die nächste Ursache der Rebellion gewesen ist: so sagen Sie mir doch: sah denn der König das Ungewitter nicht vorher?

Grouard: Niemals!

Ich: Aber man hats ihm doch immer und derb genug vorhergesagt.

Gr: Und doch hat er es nimmer begreifen können! Der hergebrachte Herrscherstolz, von Höflingen unterstüzt, hält dergleichen für unmöglich. Und dann ist der König ein recht guter Mann, aber er ist, wie alle Burbonnischen Prinzen *) — schwach.

Ich: Aber ein schwacher König, wohl verstanden ein König, nicht ein Mensch, der schwach ist, ist allemal ein — schlechter König.

Gr: (Zuckt die Achseln.) Wahr, Freund! Der König hat seine großen Fehler: aber er ist wahrlich nicht Schuld an den Unordnungen: er hängt zu sehr von — seiner Gemahlin ab.

Ich: So? Er hängt von seiner Gemahlin ab? Und von wem hängt denn die ab?

---

*) Er hatte recht: alle Burbonnischen Prinzen, selbst Heinrich IV. troz seiner Panegiristen, waren schwache Köpfe. Man lese Eloge historique de l'Abbé Mably.

Er: Von der Spielsucht, vom Stolz, von der Sucht, sich Kreaturen zu machen, und vom Wiener Hofe. —

Ich: Weiß man denn in Frankreich, daß Madam Antoinette vom Wiener Hofe regiert wird?

Er: Leider zu gut! Auch sind selbst unsre Prinzen, besonders Condé, darüber längst ärgerlich gewesen; allein sie durften dem Unwesen nicht steuren.

Ich: Warum denn nicht? Was konnte Ihnen der Wiener Hof schaden oder nützen?

Er: Mehr, als Sie sich vorstellen. Sehn Sie, es ist nicht von vorgestern, daß man eine Revolution in Frankreich befürchtete. Brach diese aus, so mußte man einen Hinterhalt haben; und wer in ganz Europa war wohl besser im Stande, diesen Hinterhalt zu leisten, als eben Oestreich? Also war es, denk ich, immer klug, einer Person nachzugeben, welche das Haus Oestreich in das Interesse der französischen Herren ziehen, und darin erhalten konnte. Es ist auch gelungen: Oestreich hat unsre Hof-Parthey zuerst ergriffen.

Ich: Ja wohl; aber zu seinem eignen Schaden, und zum Verderben des königlichen Hauses in Frankreich, wie die Zeit lehren wird.

Er: Herr, reden Sie doch nicht so! Verbunden mit Preußen und Oestreich werden wir bald mit den Rebellen fertig seyn.

Ich: Das wird sich weisen! —

Ein andrer Emigrant hatte uns zugehört, und fiel ein: „Ja ja, mein Herr, Monsieur Grouard hat Recht. Sie dürfen ja nicht glauben, daß die elenden Wichter in Frankreich (ces marauts de France) uns was anhaben werden!

Ich: Sie geben ihren Landsleuten schöne Titel!

Emigrant: Ei, was Landsleute! Schurken sind es, eingemachte Bärenhäuter (gueux fieffés) elendes Gesindel (canaille); und wer wollte da sagen, das seyen Landsleute von Männern unsers Gleichen! —

Der saubre Herr ließ sich noch weiter mit der frechsten Ausgelassenheit über gar viele schon damals berühmte Männer in der Nationalversammlung aus, wie ein Troßbube: besonders bekam der gewesene Herzog von Orléans, damals Egalité, seine derben Hiebe. In Absicht dieses freylich erzabscheulichen, elenden Menschen, waren die Emigranten an skandalösen Histörchen und Schimpfwörtern ganz unerschöpflich.

Von der Königin habe ich keinen Emigranten gut sprechen hören: überhaupt meynten sie, schickten sich die östreichischen Mädchen (Filles d'Autriche) nicht auf den französischen Thron: und sie führten

dabey das Beyspiel der Anna von Oestreich, Ludwigs XIII. Gemalin an. Das Büchlein: Vie privée de la Reine de France und die Mémoire de M. Lamotte de Valois hatten auch einige gelesen, und gestanden gern, daß das meiste darin wahr sey; doch aber sollen auch viele Unrichtigkeiten mit untergelaufen seyn. *)

Dadurch nun, daß die Emigranten die allerlügenhaftesten Vorstellungen von der Lage ihres Vaterlandes verbreiteten, sind sie eigentlich die rechten Stifter, die rechte fax und tuba des fürchterlichen Krieges und aller seiner gräuelvollen Folgen geworden. Man hat ihnen, leider, auf die unverantwortlichste Art geglaubt; und die abgeschmackten Zeitungsschreiber, besonders der zu Wien, Bayreuth, Neuwied und Leipzig, haben die Lügen des elenden französischen Hofgesindels nachposaunt, und dadurch unserm leichtgläubigen deutschen Publikum eine Brille aufgesetzt, die jezt viele Provinzen in tiefer Trauer verwünschen. Aber ich mag mich nicht länger bey einer Sache aufhalten, welche, leider, mehr als zu bekannt ist.

Von dem traurigen Sittenverderben, welches die Emigrirten in Deutschland gestiftet haben, bin ich auch Zeuge geworden. „Hier in Koblenz, sagte

*) Von einem Vie privée de Marie Antoniette, femme du dernier — Paris. in 12. (3 Theile) rede ich weiter unten.

ein ehrlicher alter Trierischer Unteroffizier, giebts vom zwölften Jahre an keine Jungfer mehr: die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles so zusammen gekirrt, daß es Sünde und Schande ist."

Das befand sich auch in der That so: alle Mädchen und alle noch etwas brauchbaren Weiber, selbst viele alte Betschwestern nicht ausgenommen, waren vor lauter Liebeley unausstehlich.

Gerade gegen dem Kloster über, wo ich im Quartier lag, war ein Weinhaus, dessen drey Töchter die Franzosen haufenweise an sich zogen. Ich gieng eines Tages auch mit einem Emigrirten hinein. Il y a là trois couplets, sagte er, à deux refreins. *) Als wir hinkamen, saßen die drey Hausnymphen den Franzosen auf dem Schooße, und hörten ihren unsauberen Reden mit dem größten Vergnügen zu. Bald hernach fanden sich noch mehr Dirnen ein, und es gieng da wenigstens so arg her, als in der Talgfabrike oder in der Tranpulle zu Berlin wohl nimmer: man gieng ab mit den Menschern, und kam mit ihnen zurück, mir nichts, dir nichts. — Mein Begleiter, der ohne Zweifel glaubte, daß ich kein Geld hätte, um eine

*) Das ist eine sehr feine Unfläterey, welche nur in dem Munde eines schlüpfrigen Franzosen witzig klingt.

Buhldirne für ihr Verdienst zu begnügen, erbot sich, dreißig sous für mich zu zahlen: denn mehr, meynte er, würde eine solche Mamsell von einem pauvre prussien doch nicht verlangen. Der Ausdruck: pauvre prussien, würde mich im Munde eines Emigrirten sehr geärgert haben, aber wegen seiner Gutmüthigkeit lachte ich darüber, und nahm das Anerbieten nicht an.

Der General unseres Regiments ließ alle Soldaten vor dem Umgang mit den Koblenzer Mamsellen ernstlich warnen: er wußte wohl, daß sie von den ausgewanderten Franzosen samt und sonders mit einem Geschenke begabt waren, welches er bey seinen Leuten nicht gerne häufig gesehen hätte. Indessen half doch die Warnung nicht gar viel; denn ich habe nachher bemerkt, daß viele mit der französischen Krankheit aus Koblenz gezogen sind: manche sind hernach auch in den Lazarethen daran gestorben. Diese Erfahrung hat aber manchen Ehemann tolerant gemacht. Denn nach der Zurückkunft nach Halle fanden ihrer mehrere ihre Familie ohne ihr Zuthun vermehrt; drückten aber wegen des Aehnlichen in Coblenz und anderwärts ein Auge zu, und behielten ihr Hauskreuz in Geduld.

In Coblenz muß die Patrouille die praktisirenden Verliebten, welche sie in den Winkeln der Straßen antrift, anhalten, und auf die Haupt-

wache abführen. Die Geistlichen sind davon ausgenommen, für welche — unter diesen Umständen — eine Wache ein gar zu profaner Aufenthalt seyn würde. (Man denke!) Anfänglich, wie man mir gesagt hat, wurden auch viele Franzosen mit ihren feilen Liebchen dahin abgeführt, und troz ihres Jnterns, Protestirens und Geldbietens bis an den Tag dort gehalten, und dann an die Polizey gemeldet. Da aber diese für gut fand, es mit den französischen Herren nicht gar strenge zu nehmen: so wurden die Koblenzer Soldaten bald gewitzigt, ließen sich bezahlen, und die Winkel-Mosjehs treiben, was sie wollten; ja endlich wurden sie gar selbst ihre Spediteurs, und hatten an ihrer Caserne, für einige Batzen, Waare von der Art nach Belieben.

Die Mädchen zu Coblenz reichten nicht hin für die Emigranten, und für die daselbst hernach häufig durchziehenden deutschen Völker: es kam daher von weit und breit viel Gesindel dorthin zusammen, und theilte mit den Koblenzerinnen ihre verdienstliche Arbeit. Anfänglich giengen die lockern Thierchen schlecht gekleidet, warfen sich aber, durch die Freigebigkeit der Franzosen, bald ins Zeug, und erhöheten hernach auch, wie billig, den Preis ihrer Reize, welche zwar an innerer Konsistenz durch den starken Gebrauch sehr verloren hatten, doch aber immer mit bessern Lappen ausstaffirt wurden.

So wie in Koblenz hatten es die Emigrirten an allen Orten gemacht, wohin sie nur gekommen waren. Der ganze Rheinstrohm von Basel bis Kölln ist von diesem Auswurf des Menschengeschlechts vergiftet und verpestet, und die Spuren der gräulichen Zerrüttung in den Sitten werden in jenen unglücklichen Gegenden noch lange erschrecken. Es ergiebt sich daher von selbst, daß alle Landesherren, welche französische Emigranten in ihren Ländern begünstigten, sich an ihren Unterthanen schändlich und jämmerlich versündigt haben. Freylich ist es hart, Flüchtlingen einen Zufluchtsort zu versagen: aber wenn das hart ist, so ist es im Gegentheil abscheulich, ein Gesindel einnisten zu lassen, welche das bissel gute deutsche Sitten vollends zu Grunde richtete, und die infame Krankheit, welche man schon in den Rheingegenden Emigranten-Galanterie nennt, allgemein machte und allen Ständen mittheilte. Hätte auch jeder ausgewanderte Franzose ganze Kasten voll Gold mit nach Deutschland gebracht, so wäre das doch lange kein Ersatz für das Elend, worin sie unsre deutschen Weiber und Mädchen, und durch diese einen so großen Theil unsrer lüsternen Jugend gestürzt haben. Man gehe nur an den Rhein und frage: und ich weiß, daß man über die Antwort erstaunen und erschrecken wird. Schon allein in Koblenz fand man über

700 infizirte Weibspersonen, als man ihnen nachher unentgeldliche Heilung anboth.

Fünftes Kapitel.

Noch einmal von den Emigranten.

Die Emigranten waren alle gewaltige Windbeutel und führten einen Ton, wie ein Fähndrich von vorgestern, doch mit dem Unterschiede, daß der Herr Fähndrich oft auch noch etwas Baurenflegeley mit seinem Junkerstolz verbindet, die wenigstens bey den Franzosen nicht ist, wie ich ihnen zum Ruhme nachsagen muß. Allein vom Stolz und von der Bengeley der jungen Fähndriche — werde ich weiter unten Gelegenheit zu sprechen haben: für jetzt habe ich mit den Emigranten zu thun.

Also diese waren starke Windbeutel, prunkten und prahlten mit Sternen und Ordenskreuzen, oft unterschobnen, und spielten den Groshans lächerlich — unbeschreiblich. Wenn man sie reden hörte, hätte man glauben sollen, sie hätten alle Reichthümer der Welt, und wären aus den größten und vornehmsten Familien in Frankreich. Mein Vetter der Duc, meine Base die Duchesse, mein Onkel der Comte, mein Schwager der Marquis u. s. w. lie=

ßen die Leutchen jedesmal einfließen, wenn ein Fremder, auch nur ein sehr geringer z. B. ein Kerl, wie ich, ihre Gelage besuchte. Sie hatten es recht gern, wenn man sich nach ihrer Familie, und nach ihren sonstigen Verhältnissen erkundigte: dann ergossen sie sich mit thrasonischer Beredsamkeit über ihre und ihrer Vorfahren Heldenthaten: vergaßen denn auch die nicht, welche aus ihrem Stamme ehedem Bischöfe, Prälaten und Aebte gewesen waren. Ich habe oft lachen müssen, wenn mir emigrirte Kaufleute erzählten, wie ihr Geschlecht ehedem sehr noble *) gewesen, hernach aber durch den großen Aufwand derer von ihnen, welche im Militärstande gedient hätten, zur Armuth herabgesunken, und die Familie dadurch endlich genöthigt worden sey, sich der Kaufmannschaft zu widmen, nur um Mittel zu finden, dem Hause seinen alten Glanz (son prémier lustre) wieder herzustellen. So stolz waren selbst verloffene Krämer aus Frankreich! Was mag wohl ein Kerl werth seyn, der hauptsächlich arbeitet, um erst reich zu werden, und dann — als Edelmann wieder paradieren zu können! — Aber, leider, bedeutete a d e l i c h und g e e h r t in Frankreich sonst

*) Das Wort noble bedeutet jetzt in der republikanischen Sprache so viel als liederlich, verächtlich u. s. w. Von dieser merkwürdigen Veränderung der Wortbedeutungen in Frankreich rede ich an einem andern Orte weitläufiger.

gleichviel, wenn gleich das eine das andere meistentheils wirklich aufhob. Dank sey es der deutschen Aufklärung, daß *adelich* bey uns einen ganz anderen Begriff zu bezeichnen anfängt! Man lese den vierten Band von *Friedrich Brack*, und erbaue sich zur Herzstärkung aller — Edlen!

Mit dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig waren die Herren gar nicht zufrieden: sie waren hier übersehen, die sich Götter der Erde dünkten. — Daß die Patrioten in Frankreich bald gestürzt werden würden, war bey ihnen wie gewiß. Nun fürchteten sie, indem das Manifest nichts ausdrückliches von der Wiederherstellung des Adels enthielt, sie mögten an ihren cy-devant Privilegien, Vorzügen, Aemtern, Pensionen u. d. gl. verlieren, und wurden dem Herzog deswegen gram. Der Aerger darüber vermochte so viel, daß auch in ihrem Namen sie ein Manifest nach Frankreich schickten, welches wie der Augenschein lehrt, ohne Zweifel von einem stolzen Edelmann und einem herrschsüchtigen Pfaffen zusammengestoppelt ist. Ich habe niemals einen Aufsaz gelesen, welcher so viel edelmännische, impertinente Poltronerie, und so viel tollen, pfaffischen Aberwitz enthalten hätte, als dieß Manifest der Emigrirten. Der Wisch verdient keine nähere Erwähnung. Der Henker hat das Ding hier und da in Frankreich verbrannt. Der König von

Sardinien heißt darin der Nestor der Könige! — Guter Nestor von Pylos, mußt du dich noch mit dem Viktor Amadeus von Sardinien vergleichen lassen! Gorani kannte ~~ihn besser~~ diesen. Er schildert ihn in seinen Nachrichten von Italien. Aber freilich geht es dem guten Viktor Amadeus, wie dem Nestor:

quaerit ab omni
Quisquis adest socio, cur haec in tempora duret. *)

Obgleich die Emigrirten alle schrecklich bramarbasirten, und ganz impertinent enthusiastisch für ihren König, ihren Adel, und ihre Pfafferey sprachen, so merkte man doch bald, daß manche gute Patrioten unter ihnen herumschlichen. Wie konnte dieses auch anders seyn! Es war ja so leicht, die Gänge der Emigranten auszuspähen, und die National-Versammlung oder vielmehr in derselben jene, welche eigentlich die Stützen der Nation waren, darüber zu belehren. Dieser Gedanke mußte schon den einen und den andern von den Patrioten anreizen, sich unter die wahren Emigranten zu mischen, und durch Ausspähung ihrer donquischottischen Anstalten dem Vaterlande zu nützen.

Zu Koblenz gaben die eigentlichen Emigrirten einige von diesen an, unter andern den Grafen von Vinaisal, Ritter der königlichen Orden und Co-

---

*) Iuvenalis Sat. X.

lonel bey der Maison du roi; sodann den Marquis von Pontbruiant, Major-général. Mein Hauptmann war gerade damals, als man sie einzog, auf der Hauptwache, und ich mußte hin, um mit diesen Herren zu reden, und den Dolmetscher vorzustellen. Der Graf war ein alter Wollüstling, und daher schien er mir gleich eben kein starker Patriot zu seyn: der Marquis war ein junger feuriger Mann, der mir als höchst verschmizt vorkam. Um ihn auf die Probe zu stellen, — nicht zu verrathen — fing ich an, Emigrantenmäßig aufzuschneiden, und die großen Thaten anzuführen, welche wir, vereint mit den Emigrirten, gegen die Patrioten verrichten wollten. Der Marquis machte zu meinem Geschwätze eine Mine, die mir mehr sagte, als Worte je konnten; und seine ganze Antwort war: daß man wohl mehr Schwierigkeiten finden würde, als man glaubte. Von Mirabeau sagte er: er ist zwar unser Feind, doch immer ein großer Kopf. Diese Sprache, im Munde eines Emigranten, zeigte mir den Mann; und gerne hätte ich ihm meine Gedanken mitgetheilt, aber die Furcht vor den — Juden, wie Bahrdt zu sagen pflegte, hielt mich zurück. — Beyde Herren sind hernach nebst andern entlassen; aber auch Beyde haben sich nach ihrem Vaterlande zurückbegeben: das hörten wir bey Verdun.

Als der Herzog von Braunschweig inne ward, was er leicht voraus hätte sehen können, daß sich unter den Aristokraten Patrioten aufhielten, befahl er: Niemanden in Coblenz ein- oder auszulassen, ohne einen Paß entweder vom französischen Kommandeur oder von dem Preußischen General Courbiere. Allein dieses half wenig: denn Pässe waren bald nachgemacht. Man griff daher zu andern Mitteln, und ließ alle in Coblenz befindliche Emigranten namentlich aufschreiben. Ich habe dieses Geschäft einige Male mitverrichtet. Die Emigranten gaben zwar, weil es einmal so seyn mußte, ihre und ihrer Weiber und Töchter Namen an: allein sie wurden über dieses Aufschreiben, als etwas, das sie erniedrige, sehr erboßt.

Bey dieser Gelegenheit habe ich bemerkt, daß manche Französische Schönen mehr Einsicht verriethen, als mancher deutsche Offizier — Lebensart. Ein Graf nämlich — dessen Namen ich vergessen bin — logirte gerade gegen einem Hause über, worin einige Offiziere unseres Regiments ihr Quartier hatten. Diese Offiziere vigilirten, wie man in Halle spricht, oder nach einem andern Dialekt, glimmerten von früh bis auf den Abend nach den beyden sehr schönen Töchtern dieses Grafen. Als ich nun, meinem Auftrage gemäß, die

Namen dieser Familie verzeichnet hatte, fragte die eine Dame: „wer sind denn die Herren dort drüben im Fenster?"

Ich. Das sind Offiziere von unserm Regiment.

Dame. Das müssen Leute seyn, die nicht zu leben wissen. Den ganzen Tag liegen sie im Fenster und gucken nach uns.

Ich. Ohne Zweifel, meine Damen, um Ihre Schönheit zu bewundern.

Dame. So? Ists denn vielleicht in Deutschland Mode, daß man nach dem Frauenzimmer mit Lorgnetten hinblickt, dann unter sich lacht, und allerley pöbelhafte Geberden macht, als wenn man, wer weiß, was lächerliches oder auffallendes gesehen hätte? Nein wahrlich, das ist grob und sehr schlechte Lebensart.

Graf. Meine Tochter, wenn es dir nicht ansteht, von den Offizieren begafft zu werden, so bleib vom Fenster weg.

Dame. Nein, Papa, den Herren zum Troz will ich und die Schwester uns hinstellen, und uns stundenlang begaffen lassen. Die Leute werden vielleicht doch dadurch sehen, daß wir sie für Gecke halten.

Ich. Madame *), thun Sie das nicht: die Herren denken sonst gar, Sie und Ihre Schwester seyen in sie verliebt.

Dame. (lachend) Ah, les bêtes, les bêtes! (Sie stellt sich wirklich mit ihrer Schwester ans Fenster, lacht, und läßt sich von den Offizieren nach Herzenslust begaffen. Die Offiziere nehmen das für ein Zeichen der Gewogenheit, und sprengen nun überall aus: die französischen Mädel mit den niedlichen Gesichtchen seyen verliebte — Luderchen.) Offiziere sollten doch so pöbelhaft weder handeln, noch sprechen.

Das Aufzeichnen der Namen war auch fruchtlos: also befahl der Herzog, daß sich alle Emigranten, ihre Kranken allein ausgenommen **), sofort aus Coblenz und allen Orten, wo Preußen wären, wegbegeben sollten. Einen ähnlichen Befehl gab auch der Kurfürst von Trier; aber der Be-

---

*) Das Wort Madenjoiselle war ganz verbannt, und nur noch in der Anrede an junge Mädchen Mode. Jedes Frauenzimmer, das nur ein wenig mehr war, als eine Kammerjungfer, hieß Madame — versteht sich bey den Emigrirten. In Frankreich ist Mademoiselle ohnehin iezt Kontrebande: denn alles heißt jezt dort Burger oder Bürgerin.

**) Unter den Emigranten waren sehr viele durch und durch — venerisch.

fehl von diesem hätte ohne den des Herzogs wenig gefruchtet. *)

Der ernstliche Befehl des Herzogs machte gleichfalls viel Bewegung unter den Emigranten; aber vergebens. Selbst die Herren Coblenzer wollten es höchst unbillig finden, daß man so viel brave, um das Trierland (durch ihre Verschwendungen) so wohlverdiente Leute fortjagen wollte. Die Emigranten schwuren hoch und theuer, daß es höchst schimpflich sey, von den Preußen vertrieben zu werden, aber jezt müsse man sich in die Zeit schicken. Sie schienen sogar zu glauben, daß es eigentlich auf sie hätte ankommen sollen, ob deutsche Truppen überhaupt, also ob auch wir Preußen, in Koblenz seyn dürften oder nicht. Dieser Wahn plagte sie, weil ihnen der Kurfürst von Trier, als der Herr Vetter von ihren Prinzen, sowohl in Civil- als Militärsachen alle Gewalt überlassen und bestätigt hatte. Sie waren eben darum in ihrer übertriebnen Impertinenz anfänglich soweit

---

*) Der Befehl des Kurfürsten war gedruckt, und ärgerte die Herren um so mehr, da er, aller Orten angeschlagen, allgemein zu lesen war. Dieß brachte einige von ihnen so sehr in Harnisch, daß sie geradesweges auf das Rathhaus liefen, und daselbst so viel Aufhebens darüber machten, daß man — aus Furcht vor ihnen — den Befehl endlich abriß. Ohne die ernstliche Dazwischenkunft des Herzogs hätten sie also ihr Unwesen in Koblenz gewiß noch weiter getrieben.

gegangen, daß sie sogar foderten: der Herzog solle den Rapport jeden Tag an ihre Prinzen einschicken, wie wenn der Herzog von Braunschweig Subalterngeneral des Artois oder des Provence gewesen wäre.

Nach langem Zaudern also — denn der Befehl des Herzogs wurde nicht straks befolgt — zogen die Emigranten endlich aus Koblenz. Es waren ihrer mehrere tausend. Der Abzug geschahe des Nachts, weil sie sich schämten, am hellen Tage eine Stadt zu verlassen, wo sie so lange den Meister gespielt hatten. Ihnen folgte vieles Lumpengesindel, besonders weiblichen Geschlechts, aus Koblenz nach. Sie nahmen ihren Weg nach Neuwied, Limburg, Bingen und sonst wohin, wo vorher schon alles von ihnen vergiftet worden war, und nun noch weit mehr vergiftet wurde.

Man hätte denken sollen, die Koblenzer würden nach dem Abzuge der Franzosen höflicher gegen uns geworden seyn: aber sie blieben grob, ja sie wurden noch gröber; denn sie sahen uns als die Ursache von der Entfernung von Leuten an, die zwar ihre Weiber und Töchter mit der venerischen Krankheit nach allen Graden angesteckt, aber zur Schadloshaltung doch brav Geld in die Stadt und in die umliegende Gegend geschleppt hatten.

Die Geschichte der Emigranten muß ich leider in der Folge noch mehrmals berühren: und darum mags für dießmal hier davon genug seyn. Ich sage nur noch: Wehe allen denen, welche ihren Aufenthalt in Deutschland begünstigten! —

Sechstes Kapitel.

Begebenheiten in Koblenz und im Lager bey Koblenz.

Ich — denn mein theures Individuum lasse ich niemals aus den Augen: was wäre das auch für eine Biographie von mir selbst, wenn ich nicht immer auf dem Theater bliebe, oder doch höchstens nur dann und wann hinter die Kulissen träte? — Also ich befand mich in Koblenz ganz gut, und da ich meinem Hauptmann und andern Offizieren als Dolmetscher diente, sobald man mit Franzosen zu thun hatte, so war ich von allen Diensten frey, und konnte meine Zeit nach Wohlgefallen anwenden. Meistens saß ich bey Emigranten im Weinhause oder bey einem gewissen Preußischen Feldjäger, welcher ein ganz heller Kopf und braver Mann war.

Eines Tages erlebte ich in Koblenz eine unerwartete Schnurre. Ich kam früh aus meinem

Quartier und wollte aus einem Laden an der Mosel-brücke Tobak holen. Eine Frau von wenigstens 40 Jahren lag am Fenster und rief mir zu: Wohin Mosjeh?

Ich: Tobak holen, Madam!

Sie: Ei, und das so eilig?

Ich: Allerdings, ich habe kein Korn mehr.

Sie: Kommen Sie doch ein wenig herein!

Ich thats, um zu sehen, was Madame wollte: und da gieng unser Gespräch folgender Gestalt fort.

Sie: Haben Sie denn keinen Schatz zu Koblenz?

Ich: Bewahre mich der Himmel vor den Koblenzer Schätzen: die Menscher sind ja alle venerisch!

Sie: Das ist auch wahr: aber es giebt doch noch welche, die nicht so sind: das können Sie mir glauben.

Ich: Ja wohl: aber wer noch nicht ganz und gar des Teufels ist, hängt sich nicht an einen Soldaten.

Sie: Warum denn nicht? — Ich selbst bin keine Feindinn von den Herren Preußen.

Ich stuzte, schaute der Dame ins Gesicht, und bemerkte, daß sie beynahe keine Zähne mehr hatte; folglich physisch eben so häßlich war, als moralisch: ich griff also nach der Thüre, und wollte fort, erhielt aber nicht eher die Erlaubniß dazu, bis ich ihr versprochen hatte, noch denselben Tag zu ihr zurück zu kommen. Ich hielt indeß mein Wort nicht,

erzählte aber diesen Vorfall einem Burschen von unserer Kompagnie, der gleich nachher hingegangen war, sie aufzusuchen, um die Stelle bey ihr einzunehmen, welche sie mir zugedacht hatte. Der Bursche hat sich, wie er mir eingestand, recht gut dabey befunden. So arg war die Delikatesse der Koblenzer Damen abgestumpft! —

Ueberhaupt war es sehr leicht, bey den dortigen Damen und Mamsellen anzukommen: durch die Zügellosigkeit der Emigranten selbst zügellos gemacht, trieben sie ihre Frechheit und Unverschämtheit ins Wilde. Eine Kaufmannstochter — ich meyne hier das pockige Mädchen neben dem Barbarakloster — sagte ganz öffentlich, daß sie ihre Jungferschaft für 6 Carolins, oder 39 Thlr. an einen Franzosen verkauft hätte: andere gestanden eben so frey heraus, daß sie so und so viele Liebhaber unter den Emigrirten zugleich gehabt hätten. Nein, so verdorben wären die deutschen Mädchen sonst nie! — Doch genug davon!

Nach ohngefähr zwölf Tagen rückten wir in ein Lager, eine Stunde von Koblenz, wo der König seine Armee musterte. Bey dieser Musterung äußerten die groben französischen Prinzen, daß diese Parade für Deutsche schon ganz gut sey. — Ich wundre mich, daß der Herzog von Braunschweig, gegen welchen der Graf von

Provence so gesprochen hat, diesem Poltron nicht auf der Stelle eine derbe Rückantwort gegeben hat: aber er strafte ihn nur mit Verachtung. Man sieht indeß, wie hoch diese Leutchen sich und ihre Horde taxirten! Und doch waren eben sie es mit, um derer willen wir uns zur Schlachtbank anschickten!

Ueber den geringen Aufwand, den der Herzog machte, räsonnirten die Emigranten auch nicht wenig. Sie meynten, er müsse ein sehr armer Teufel von Fürsten seyn, daß er nicht mehr aufgehen ließe. Aber so urtheilten Menschen, denen weise Sparsamkeit ganz fremde war, und die ihr Lob und ihre Größe in der unsinnigsten Verschwendung suchten.

Der Marketender unsers Bataillons war ein Jude, der aber gar nicht anstand, am Schabes Geld einzunehmen, Speck zu verhandeln, und was der sieben Sachen mehr sind, die das Mosaische Gesetz den Juden untersagt. Seine Toleranz gieng gar so weit, daß er nichts dawider hatte, wenn seine junge Ehehälfte für sechs Batzen auch einen Christen ihrer Reize genießen ließ. Dieser Jude aus Neuwied hat uns indeß jämmerlich geprellt; und zum Dank dafür wurde ein Lied auf ihn anfänglich schriftlich herumgetragen, hernach aber zu Frankfurt gedruckt, und ihm zum Schimpf

oft vorgesungen. Folgende Stelle zeugt von dessen Gehalt:

Weil er (der Jude) uns also Menscher hält,
So denkt der Spitzbub' eben,
Wir müßten ihm auch unser Geld
Für schofle Waare geben.
Sein Bier entsetzlich sauer ist,
Sein Branntwein schmeckt, wie Pfuhl vom Mist,
Sein Wein ist wahrer Essig. u. s. w.

Ueberhaupt war man dießmal bey der Preußischen Armee für gute Marketenderey gar zu wenig besorgt. Bey den Neufranken habe ich nachher diesen Punkt weit besser gefunden: da hat man ordentlich angestellte Marketender; und ihr Geschäft (die Vivanderie) ist ein Gegenstand der Sorge des Kommissärs. Die Waaren sind alle taxirt, und niemand darf höher verkaufen, als der gesezte Preis ist. Man sorgt dort auch für die Herbeyschaffung aller benöthigten Waaren. Aber bey den Preußen bekümmerte sich dießmal keine Seele darum, ob ein Marketender da war, und wie er seine Sachen trieb. Da wurde denn der arme Soldat geschunden, und geprellt zum Erbarmen. An dem schurkischen Patron von Neuwied haben wir die Probe mehr als zuviel gehabt. Bey unsrer jämmerlichen Retirade aus Champagne ist der Erzbetrüger von den Franzosen zwar ertappt,

und rein ausgeplündert worden: allein dieß half der Prellerey im Ganzen nicht ab.

Ich sagte dem Schuft einmal so meine Meynung, daß er das Bier für 12 Kreuzer verkaufte, und gab ihm die Titel, welche er verdiente. Da lief er hin zum Hn. von Mandelsloh, meinem Hauptmann, fand aber kein Gehör, weil dieser brave Mann recht wohl wußte, daß der Jude ein abgefeimter Schurke war. Also überlief er gar den Obristen von Hunt, welcher mir denn befehlen ließ, den schuftigen Juden ferner nicht mehr Schuft zu heißen. Aber wie konnte ich wider die Wahrheit!

Im Lager bey Koblenz besuchte mich auch Hr. Prediger Schellenberg aus Neuwied, Verfasser einiger philologischer und pädagogischer Schriften, und ein würdiger Schüler des braven Herrn Professors Wolff zu Halle. Ich habe einige recht vergnügte Stunden in Gesellschaft dieses ehrlichen Freundes zugebracht. Hr. Schellenberg hatte ganz andre Gedanken von der französischen Revolution, als sein Landsmann, der Neuwieder Zeitungsschreiber, ein rechtes Pendant von dem Herrn von Schirach und von Aloysius Hofmann zu Wien.*)

---

*) Siehe Kleinigkeiten aus der Brieftasche Peter Roberts S. 210 u. 239; wie auch Beschreibung der Universität zu Schilda;

Bisher war das Wetter ziemlich gut gewesen, nun aber fieng es an, immer zu regnen, und das hat beynahe nicht nachgelassen, bis zum Winterquartier.

An unserm Preußischen Gelde haben wir den ganzen Krieg hindurch viel verloren. Wir wurden in Behmen und Sechsern bezahlt, und litten an den leztern immer. Der Behm galt z. B. im Trierischen 3½ Kreuzer trierisch; der gemeine Mann hatte daher 35 Kreuzer; an Sechsern aber nur 32 Kreuzer; denn der Sechser galt dort nur 2 Kreuzer. Das ganze oder grobe Geld allein war ohne Verlust; aber wer gab es uns! Die Herren Regimentsquartiermeister haben die Sechser und Behmen im-

---

nach Kantischer Lehrart verfaßet, und allen Leibnizianern zum Troze herausgegeben von M. Franz Casrar Crispus, Historiarum professor et librorum Censor zu Schilda, worin von Herrn von Schirach und Aloysius Hofmann, als ehemaligen Stockmeistern zu Schilda, viel Nachricht vorkömmt. — Der Neuwieder Zeitungsschreiber, nebst dem dortigen Postmeister, soll den impertinenten Einfall gehabt haben, an den Präsidenten des National-Convents eine Schachtel mit einem Strick nach Paris zu schicken, und ihn aufzufodern, sich daran zu hängen, bevor die — damals — anruckenden Oestreicher und Preußen Paris unterjochten. — Daß dieser Einfall einem Henkersgesellen allerdings ähnlich sieht, sieht man gleich ein, aber auch, daß er sehr erbittern mußte, und daß es folglich weit deutsch-patriotischer, oder überhaupt klüger gewesen wäre, ihn nicht auszuführen. Wer weiß, ob dieser Einfall nicht noch vorigen Herbst auf das harte Schicksal der Neuwieder einigen Einfluß gehabt hat. Bubenstreiche von der Art sollten zur Zeit des Krieges durchaus nicht gestattet werden.

mer durch Juden und andre Helfershelfer fleißig einwechseln lassen, und dabey ansehnlich gewonnen. Man hat das Unwesen wohl bemerkt, aber nicht gesteuert. Als daher im folgenden Winter bey Frankfurt am Mayn einem gewissen Herren Quartiermeister eine sehr ansehnliche Summe gestohlen ward, sagte selbst ein General: „er kann das schon verschmerzen: hat er uns doch, wer weiß um wie viel, besch—en!“

Frauenzimmer kamen sehr häufig aus Koblenz, und besuchten ihre Bekanntschaften im Lager: vornehmere die Offiziere und gemeine die Soldaten. Da ist es denn manchmal hergegangen, wie es konnte.

Einstens kam auch ein Koblenzer Kanonikus zum Herrn Major von Wernsdorff, welcher mich kommen ließ, um da bey einem Glase Wein mit dem Hn. Kanonikus latein zu reden. Dieser Hr. Kanonikus war ein wahrer Bon-vivant, der blos für seinen Bauch sorgte, und auch nicht das geringste auf Wissenschaften oder Litteratur hielt. Si semel habemus praebendas, sagte er, tunc non magis cogitamus de libris: quid enim bonum Canonico est, studere? sumus semel provisi, et studia finimus pendere in clavo. Sehr erbaulich! Doch wußte der Herr Kanonikus, daß Doktor Bahrdt ein Erzketzer und Atheist gewesen sey, und machte große Augen, als ich ihm sagte, daß Bahrdt,

nach meiner Meynung, noch zu orthodox und zu gläubig gewesen wäre. Als ich ihm dieß beweisen wollte, verbath er alles Disputiren, unter dem Vorwande: daß er einmal den festen Vorsaz gefaßt habe, niemals, unter keinerley Umständen, über Religionssachen zu streiten. Bravo für alle Esel in den Kirchen-Mühlen! — Er hatte einen Bekannten in Paris, an welchen er mir einen Brief mitgeben wollte; aber der Brief ist nicht geschrieben worden: es war auch schon so recht: denn in Paris hätte ich ihn doch nicht abgeben können. Was und wohin die vielen Blinden damals nicht alles dachten!

Von dem berühmten und berüchtigten Eulogius Schneider erzählte er allerhand skandalöse Anekdoten, die aber beym rechten Lichte betrachtet, nichts weniger als skandalös waren. Doch ich wußte recht gut, wie und wofür ich die Erzählungen eines Koblenzer dickbäuchigen Kanonikus von einem Ketzer und Apostaten zu nehmen hatte *)

Das Volk im Trierlande ist überhaupt kein Volk, bey welchem ich leben möchte. Das ganze Land ist katholisch, und zwar recht jesuitisch-katholisch; daher alle Ketzerey — folglich auch alle Vernunft und

---

*) Was ich über Eulogius Schneider in Strasburg sonst erfahren habe, wo er 1794 guillotinirt wurde, erzähle ich in der Folge.

Wahrheit, als die erste und ärgste — darin wie Gift verhaßt ist, und der Protestant gilt dort weniger, als der Jude. Der Kurfürst hat zwar einige Anstalten zur Verbesserung des Schulwesens treffen lassen; aber die Bücher des Martin von Cochem und dessen gleichen sind noch immer die Hauptquellen, woraus der Trierer seine Weisheit sammelt. Daher sind die Trierer abscheulich abergläubig, rennen in alle Messen und fürchten sich schrecklich vor Gespenstern, Kobolden und Hexen. Beyher sind sie alle grob und massiv im höchsten Grade, und haben auch eine ihren derben Sitten ganz angemeßne Sprache. Eich seyn, mer ben, dau hoscht, eich hun, ehr san, se gihn*) u. d. gl. ist recht Trierisch. Ich habe sogar Leute von Erziehung, und vornehme Frauenzimmer so sprechen hören. Derley grober Dialekt verstellt aber gewiß den schönen Mund einer Fräulein von Sparr, und einer Mamsell Vola. Sie sollten sich doch eine feinere Sprache angewöhnen — rathe ich ohnmaßgeblich.

Ich hatte im Lager bey Luxemburg ein Lied — so nach meiner Art — auf die Trierer und das Trierland gesudelt, welches die Soldaten auswendig lernten, und auf dem Marsche hersangen. Ein gewisser Soldat, Schneider, hatte das Ding, das

---

*) Ich bin, wir sind, du hast, ich habe, ihr saget, sie geben.

wirklich ein elendes Ding war, abgeschrieben, und seiner Frau nach Halle geschickt. Diese hatte es da einer Papierkrämerin übergeben, und diese hatte es dort drucken lassen, aber so schnitzerhaft, daß man es kaum verstehen konnte. Ich erschrack sehr, als ich das Ding gedruckt sah, und mußte nachher sogar bey einer Warnung hören, daß selbst der Kurfürst von Trier sich in Gegenwart unsers Königes darüber beschwert habe. So kann ein elender Sudel, von gewinnsüchtigen Blätter-Trödlern benutzt, Gelegenheit zu unangenehmen Auftritten geben! In Frankfurt am Mayn hat man es in die über allen Glauben elende Sammlung sogenannter preußischer Kriegslieder aufgenommen. Ich schäme mich noch, daß ich mich zur Bänkelsängerey, wie Hr. Bispink diese meine Sudeley nachher ganz recht benannte, herabgelassen habe, da ich gar keine Anlage zum Versmachen in mir bemerke.

Siebentes Kapitel.

Marsch von Koblenz nach Trier.

Unser Weg von Koblenz nach Trier war sehr beschwerlich: wir mußten über Berg und Thäler, deren einige von unglaublicher Höhe und Tiefe sind. Die Sonnenhitze hat uns auf diesem Marsche recht gemartert, aber desto angenehmer waren uns die vielen Röhrbrunnen, mit dem schönsten Wasser, an dem dortigen Chaussée.

Ich habe mich dann und wann nach den Gesinnungen der Trierer in Rücksicht der französischen Händel erkundiget, und jedesmal gefunden, daß sie alles billigten, was die Franzosen zu ihrer Selbsthülfe vornahmen, und blos das tadelten, was in Absicht der Pfafferey geschehen war. So hatten doch die Leute, troz der großen Finsterniß, die ihre Augen benebelt hielt, eingesehn, daß der Unterthan mit Recht verlangen könne, nicht lebendig geschunden zu werden. Eben dieser Meynung waren sogar Geistliche.

Auf diesem Marsche besuchten mich einige von meinen alten akademischen Freunden: ich war wirklich, wie im Himmel, als ich die lieben Brüder,

den Hn. Amtsrath Heusner von Throneckenund den Hn. Pfarrer und Rektor Pfänder von Trarbach wieder um mich hatte. Letzterer war ehedem in Halle unter dem Beynamen Till Eulenspiegel bekannt, zu der Zeit nämlich, wo jeder Student einen Beynamen hätte, ohne dadurch beschimpft zu seyn. Wir erinnerten uns beym Moselwein an unsre Wanderschaft im Lande der Philister, und erfreuten uns gar sehr über so manchen alten Auftritt. Die Schwester des Hn. Amtsraths, ein schönes blühendes Mädchen, machte starken Eindruck auf einen unsrer Offiziere; und dieser pflegte nachher noch oft, mit allem verliebten Enthusiasmus, von ihr zu sprechen.

Von diesen Herren hörte ich beyher, daß meine mir ehedem so liebe Therese gestorben wäre. Diese Nachricht war, wie ich unten melden werde, zwar falsch, aber das konnte ich damals nicht wissen, und dachte mir also das gute Mädchen im Grabe, und war viele Tage niedergeschlagen und traurig: denn ich machte mir den Vorwurf, daß der Grund ihres frühen Todes vielleicht zum Theil in meinem Betragen gegen sie gelegen sey.

In Trier trafen wir wieder viele Emigranten an, die nun aber auch bald fort mußten. Trier war von diesem Gesindel eben so, wie Koblenz, vergiftet.

Daß ich über diese Leute nicht zu viel gesagt habe, mögen meine Leser nach Stellen beurtheilen, welche ich aus einer Apologie für die Stadt Koblenz und das Trierische Land nachher bemerkt habe, um meine Privatbehauptung durch ein öffentliches Dokument hier mitzubestätigen. Die Apologie war dem Nationalkonvente von einem Bürger in Koblenz zugeschrieben, und enthält, wie man gleich sehen wird, noch manch andern wichtigen Aufschluß.

„Koblenz — heißt es darin — hat den ersten Zunder zum Kriege gegeben. Es war der Sammelplatz der Königsfreunde und der Aristokraten: Monsieur und Graf Artois hatten hier ihr Hoflager aufgeschlagen. Hier war die Zusammenkunft der ausgewanderten Adlichen, die nur zusammentraten, um Frankreichs alte Regierungsform wieder herzustellen, und die muthigen Vertheidiger der Revolution zur Strafe zu ziehen." —

Kaum war es bekannt, daß Monsieur und Graf Artois in Koblenz eingetroffen wären, so ströhmten die Ausgewanderten aus allen Gegenden in unglaublicher Menge dahin: Nur wenige Wochen, und ihre Anzahl belief sich auf mehrere Tausende. — Nur wenige Monathe, und kaum ein Dachstübchen war mehr in Koblenz zu haben."

Von nun an war selbst unser Fürst kaum mehr

Herr in seinem eignen Lande, er mußte sich gewissermaßen leidend verhalten, so lange diese ungebetenen Gäste ihr Unwesen nicht zu weit trieben. Allein war wohl zu erwarten, daß dieser Fall lange ausbleiben würde?"

„Bürger und Volksrepräsentanten, ihr kennet ja am besten den Charakter dieser elenden Hochverräther ihres Vaterlandes — diese Wüstlinge ohne Erziehung, ohne alles sittliche Gefühl, ohne Menschengefühl — diesen Auskehricht der Menschheit, dem jede Tugend lächerlich, und der Tugendhafte und Rechtschaffene ein Dummkopf ist — der nur das glänzende Laster als das erste Idol anbetet — dessen Sinn und Streben einzig auf Befriedigung seiner unbändigen und abscheulichen Leidenschaften, auf Tyrannisirung und Unterdrückung seines Mitbürgers gerichtet ist — dem die unnatürlichsten Ausschweifungen, die gräßlichsten Bubenstücke nur Spielwerk sind! . . . Ihr kennet die Prinzen, die durch ihre unsittliche Lebensart, ihre Verschwendungssucht und Schlemmerey sich selbst zu den verworfensten Geschöpfen herabsetzen, und wegen ihres Hanges zum Despotismus vom Fluch der Menschheit gedrückt werden. Ihr wisset, daß ihre Verachtung des ungeadelten aber nützlichen Bürgers, ihr dummdreister Stolz, der mit dem gänzlichen Mangel reeller und solider Kennt=

nisse, den man überall an ihnen wahrnahm, den seltsamsten Kontrast machte — daß ihre Vorliebe zu Ausschweifungen jeder Art, ihre empörende Immoralität, die alle ihre Handlungen bezeichnete, ihr Ingrimm und Blutdurst gegen die sogenannten Patrioten — daß, mit einem Worte, dieß alles zusammen genommen, sie in den Augen eines jeden unbefangenen, rechtschaffenen und Sittlichkeit-liebenden Mannes zu den vollkommensten Taugenichtsen brandmarkte."

„So war das allgemeine Urtheil der Einwohner von Koblenz und des Erzstifts über den größten Theil der Ausgewanderten: Wie hätte ihr Betragen gegen dieselben anders, als kalt, abgebrochen und zurückhaltend seyn können?" *)

„Zur Wiedervergeltung wurden wir dem Kurfürsten als Erzpatrioten geschildert und so lange verleumdet und verschrieen, bis es ihnen gelang,

*) Allgemeine? Freylich aller derer, welche Tugend höher schätzen als Gold, oder welche als Stubenvermiether, Speisewirthe, Weinschenker, Geldwechsler, Wucherer, Kaufleute, Balbierer, Haarkräusler, Putzmacherinnen, Schuster, Schneider, Kuppler, Lustdirnen u. d. gl. von den Emigrirten nichts zu erwarten hatten. Bey welchen das Gegentheil von diesem eintraf, die urtheilten und betrugen sich anders, und zwar nach dem Grundsatz von Virtus post numos. Wir haben es erfahren! Doch die französische Nation denkt jezt wohl weniger an Koblenz noch, als an Pilnitz und Wien, oder an ein vollgültiges, klingendes Sühnopfer von daher. —

denselben gegen seine eignen Unterthanen, insbesondere aber gegen die Einwohner von Koblenz, mistrauisch zu machen."

„Dieses Mistrauen, das man tagtäglich mehr und mehr anzufachen nicht unterlassen hatte, stieg bis zum höchsten Grade, als endlich die Stände des Landes der Stimmung des Volkes beytraten."

„Schon vorher hatten sie dem Kurfürsten ihren allgemeinen Entschluß vorgelegt: daß keine Ausgewanderte anders, als nach den Gesetzen der strengsten Neutralität im Erzstifte geduldet werden mögten.... Sobald sie nachher wahrnahmen, daß der Hof in Behandlung der Ausgewanderten allzunachsichtig verfahre, und die Vorschriften einer unverfänglichen Neutralität nicht genau und fest beobachte — baten sie in einer zweckmäßigen Vorstellung den Kurfürsten von neuem aufs dringendste: „von dem Wege der strengsten Neutralität, „als dem einzigen Mittel, die guten Gesinnungen „und das friedfertige Benehmen der mächtigen „französischen Nation gegen das unmächtige und „wehrlose Erzstift für die Zukunft zu sichern, nicht „im mindesten abzuweichen, noch weniger zu ge„statten, daß von den Prinzen und ihren Anhän„gern einige Maasregeln ergriffen oder ausgeführt „werden mögten, welche von der Französischen

„Nation zu feindseligen Vorkehrungen ausgedeutet „werden könnten.“

„Und welchen Erfolg hatten sowohl diese als die vielen nachfolgenden Vorstellungen, deren jede, so wie die Gefahr des Landes stieg, immer freymüthiger, dringender und flehender entworfen und übergeben wurde?“

„Clemens (der Kurfürst von Trier) gehört nicht in jene Klasse der Regenten, die mit eindringendem Blicke das Ganze einer Sache, mit ihren Verkettungen, ihren nahen und entfernten Verhältnissen, ihren natürlichen, wahrscheinlichen und möglichen Folgen durchschauen, und diesemnach die zweckmässigsten Maaßregeln selbst ergreifen. — Clemens legte die Sache seinem damaligen Ministerio vor; und die Hauptperson, die an der Spitze desselben stand, war — im Solde der Prinzen, war ihr erster Anhänger.“

„Ach, wäre unser Kurfürst durch kluge, einsichtsvolle, seines Vertrauens würdige Männer geleitet worden: — ganz Europa würde ihm vielleicht Ruhe und Glück zu danken haben! Jener Krieg, einzig in seiner Art, wogegen die verderblichsten und mörderischten Kriege des Alterthums und der neuern Zeiten, als Knabenspiele anzusehen sind, würde vielleicht im Keime erstickt worden seyn.“

„Aber der nichtswürdigste, der verworfenste aller Menschen, der feilste Sklave des Lasters und der Wollust, fand Gelegenheit, sich des Vertrauens des Kurfürsten in so hohem Grade und so ausschließend zu bemächtigen, daß er schnell von Stufe zu Stufe stieg und endlich den obersten Posten eines geheimen Staats- und Kabinetsministers erhielt.“

„Von nun an hatte die Wohlfahrt des Trierischen Landes den Todesstoß empfangen; von nun an wurde unser — Fürst auf alle Art unter allen nur möglichen Larven aufs schändlichste betrogen; von nun an darbte das verwaiste Verdienst; beklagte der wahre Patriot das Schicksal seines Vaterlands!“

„Und wer ist dieser Schändliche?“

„Duminique ist sein Name!“

„Dieser elende Wicht, dessen ganzes Verdienst in einem geschmeidigen Rücken und in einer geläufigen Zunge besteht, sollte die Geißel des Trierischen Landes, sollte die Geißel von ganz Europa werden!“

„Was konnte für einen ehemaligen Edelknaben erwünschter seyn, als die Ankunft der Prinzen? Was konnte diesen kriechenden Wurm mehr kitzeln, als ihnen tagtäglich beym Aufstehen die Cour zu machen? Tagtäglich unter ihrem glänzenden Gefolge einherzutreten? sich zu sonnen im Nimbus ihrer

Herrlichkeit? mit Theil zu nehmen an ihren schwelgerischen Gastmalen und Festen?"

„So was ist schon allein für eine Sklavenseele das non plus ultra des menschlichen Glücks. Aber welche blendende, welche bezaubernde Aussicht both ihm zugleich die Zukunft dar, wenn es ihm gelingen sollte, sich in das Vertrauen der Prinzen einzustehlen, und ihre Gunst in so hohem Grade zu fesseln, daß er zur Ausführung ihrer chimärischen Entwürfe als Mitwerkzeug gebraucht würde!"

„Seine Parthie war auf der Stelle genommen. Von erster Jugend auf, zu der Kunst angeführt, sich ja der Gnade seines Fürsten auf alle nur mögliche Weise zu versichern — es ja nie an sklavischen Verbeugungen, kriechenden Ehrfurchtsbezeugungen und übertriebnen Schmeicheleyen fehlen zu lassen — vor allem die schwache Seite des Fürsten auszuspähen; seine Gesinnungen, Neigungen, Launen und Leidenschaften zu studiren, um ihnen zu liebkosen — und nun endlich zu einem vollkommnen Höfling gereift, was war leichter für einen D u m i n i q u e, als die Prinzen, besonders den A r t o i s, der als die Seele des in der Geburt begriffnen Riesenwerks der Gegenrevolution anzusehen war, in kurzem ganz für sich einzunehmen, ganz zu gewinnen, besonders, da es sein Posten mit sich brachte dessen täglicher Gesellschafter zu seyn; und da —

um ja die Hauptsache nicht zu vergessen — ihre Charaktere, ihre Gesinnungen, ihre ganze Denk- und Lebensart aufs harmonischte zusammenstimmten?"

„Duminique erschwang sich ohne Mühe zum Günstling des Artois. — Er sicherte den Prinzen vor allem einen bequemen Aufenthalt, eine reichlich besezte Tafel, und die damals nicht unansehnliche Kasse des Kurfürsten zu ihrer Disposition. Er spiegelte dem Leztern vor, daß die brütende Gegenrevolution unmöglich mislingen könnte — daß in kurzem die Nationalversammlung auseinander gesprengt, und der König und die königliche Familie in ihre ehemaligen Rechte wieder eingesezt seyn würde — machte ihn taub gegen die Stimme, die Wünsche und die Besorgnisse des Volks; taub gegen die angehäuften Vorstellungen, Bitten und Beschwörungen der Landstände."

„Hiebey blieb Duminique nicht stehen. Würde die Gegenrevolution ausgeführt, welches unübersehbare Glück blühte dem Lieblinge des Artois! Hatte er nicht Hoffnung, der erste Minister Frankreichs zu werden? Und er sollte nicht alle Kräfte anwenden, nicht alle Triebe und Räderwerke anspannen, um dieses große Werk in Gang zu bringen? Er sollte nicht Himmel und Hölle aufbiethen, um es zu vollenden?"

„Da war auch nicht ein Fäserchen in seinem ganzen konfiscirten Körper, das nur in irgend einiger Verbindung mit seinem wässrigen Gehirne stand, das nicht aufstrozte und sich anstrengte — um das Hirngespinnst der Gegenrevolution aufzustutzen, und die Ausführung derselben nicht nur als möglich, sondern als leicht den ersten Mächten Deutschlands vorzuschildern."

„Er war's, der in Verbindung mit dem Prinzen von Nassau, und dem berüchtigten Calonne, zum Vortheile der Prinzen, an allen Höfen Europa's Subsidiengelder auszumitteln suchte, um ihre Anhänger aufnehmen, besolden und bewaffnen zu können. Er war's, der im Namen und als Bevollmächtigter der Prinzen, die Höfe von Berlin, Wien und Petersburg bereiste, daselbst geheime Unterhandlungen eröffnete, alle nur möglichen Ueberredungskünste und Versprechungen anwandte, um diese Höfe für die Sache der Prinzen zu gewinnen, und zu einer gemeinsamen Bewaffnung gegen Frankreich zu vermögen. —

„Mit einem Worte: dieser Schandbube war's, der zuerst die unselige Fackel zu dem Holzstoße trug, der ganz Europa in lichte, alles verheerende Flammen setzen sollte: — dieser Schandbube, der vielleicht in diesem Augenblicke in allen Wollüsten sich wälzt, und in den Armen seiner Lustdirnen

schwelgt — indeß der irregeführte, betrogene Clemens seine Lagerstätte mit blutigen Thränen nezt, mit blutigen Thränen zu dem höchsten Wesen um das Ende der angehäuften Leiden seiner ehemaligen Unterthanen flehet!" —

„Bürger und Volksrepräsentanten, jezt sprechet unser Urtheil! Erwäget, daß wir, als unmächtige und hülflose Opfer, mit Gewalt ins Verderben geschleppt wurden — da wir durch die Ränke, Kabalen und Machinationen eines treulosen, verabscheuungswürdigen Ministers in den Abgrund des Verderbens gestürzt worden sind — da durch diesen Abschaum aller Schurken die Wohlfahrt des Landes von Grund aus zertrümmert, und alle Hülfsquellen, um sich endlich nach langen Jahren erholen und die ungeheuren Schulden, womit das Land belastet ist, tilgen zu können, vertrocknet sind: — entscheidet Bürger und Volksrepräsentanten, welches Loos verdienen wir?" —

Das Loos der Selbstherrschung — antwortet der Widerhall aus Gallien — um durch kurzsichtige, schwache Fürsten, und deren verschmizte Minister nicht dereinst wieder hülflos ins Verderben gestürzt und dann gleichgültig verlassen zu werden. Miethlinge sind und bleiben Miethlinge; und die Vormundschaft hört auf, sobald der Bevormündete majorenn ist, ja, majorenner, als sein Vormund;

und doch dieser, wie dessen Sachwalter, es wagen, ganz nach systematischem Fürsten-Egoismus zu des Mündels Untergang zu handeln.

Dieß war der Fall im Erzstifte Trier. Die Stände hier, von Clemens und Duminique nicht erhört, wendeten sich an das Reichskammergericht, um ein Mandatum de abducendo milite Gallico gegen ihren Landesherrn auszuwirken. Sie schritten hier zur zweyten Instanz aus Noth, und waren dazu, nach der Reichsverfassung, berechtiget, indem diese den Unterthanen erlaubt, von den Austrägen der Fürsten, troz ihres Privilegiums de non appellando, sich an die Reichsgerichte um Hülfe wider sie zu wenden. Was that nun Duminique! Man denke!

Gerade damals, 1790, stand Leopold II. auf der Kaiserwahl; und da diese Wahl schon lange gedient hat, das Recht der Wahlherren über das Recht des Gewählten und dessen Untergebene kapitulationsmäßig hinauszusetzen: so trug Kurtrier darauf an, daß das kurfürstliche Collegium dem kaiserlichen Wahlkandidaten es zur Wahlbedingung machen mögte, Rekurse von der eben erwähnten Art abzuweisen. Das Collegium ließ sich bereit finden, und schon hieß es im 6ten § des 19ten Art. der Leopoldischen Wahlkapitulation: „Wenn auch Landstände und Unterthanen wider ihre Obrigkeiten

in Privatsachen, welche die landesfürstliche Kammer betreffen, Klage führen: so sollen und wollen wir (Kaiser) diese bey ihren ordentlichen Landesgerichten entscheiden lassen, und (NB!) den Reichsgerichten nicht gestatten, über solche Klagen, in lezter Instanz, wenn privilegia de non appellando vorhanden sind, — zu urtheilen."

Diesem nach sollte also der Landesherr und dessen Gerichte, in Sachen der Landesstände und der Unterthanen gegen ihn, — Beklagter und Richter zugleich seyn. Der Weg zum Rechte wäre demnach gesperrt gewesen: denn welches Landesgericht hätte es wagen dürfen oder mögen, einem Landesherrn, in dessen Hand ihr Schicksal steht, Recht abzusprechen? Die Landesherren hätten folglich das Recht erhalten, den Sultan ungehindert zu spielen, und den Fiskal zu machen für ihre Kammer nach Belieben, und doch von Rechtswegen. Der Zustand dieser Länder wäre dadurch rechtlos, und Selbsthülfe ihr erstes Bedürfniß geworden. Dann aber gute Nacht Landfriede, und es lebe das Faustrecht! —

Wohl indessen uns, daß Deutschland in dem Reichs-Kammergerichte noch Männer zählt, welche konstitutionsmäßiger und konsequenter denken, als ein Duminique und seines Gleichen. „Ich muß gestehen — erklärte einer dieses Areopags ge-

gen Kurtrier — daß ich nicht begreife, wie man heutzutage auf dem Rechte, in eigner Sache Richter zu seyn, und keinem Oberrichter davon Rechenschaft geben zu wollen, bestehen kann, und dadurch dem deutschen Bürger sein edelstes Kleinod, gegen seinen Landesherrn, in jedem Falle, bey einem Oberrichter Hülfe finden zu können, so offenbar entziehen will. Hieraus können gerade in unsern Zeiten am allerersten und häufigsten Unruhen entstehen."

So dieser Edle! Ehrwürdiger wird er, wenn man das weiter liest, was Schmelzer in der Ausgabe der erwähnten Wahlkapitulation S. 153 ausführlicher davon anführt.

Aber nun weißt Du, lieber Deutscher, welcher Hof und welcher Mann es war, der uns den Franzosenkrieg hauptsächlich zuzog: und dieß ist historisch = und politisch = wichtig; — Du siehst, daß ich den Emigrirten nicht zu nahe trat; — Und was mancher Fürst oder Minister hinter dem Vorhange, zum größten Nachtheile ganzer Völker zuweilen durchsetze oder verhabe — darüber seufze und bedaure die Blindheit der Menschen und Unmenschen! Die Geschichte aller Zeiten und Völker — meynt Schlözer — ist ja eine Leidensgeschichte der von den verworfensten, oft stupidesten Bösewichtern am Narrenseil herumgeführten Nationen.

Der Forscher dieser Gräuelthaten läuft ja Gefahr, daß ihm darüber die ganze Menschheit verächtlich werde. Denn wer begreift es, daß sich Millionen Menschen von einzelnen Wütrichen haben schlachten, von einzelnen Räubern haben plündern lassen! Die Feigheit dieser Elenden ist ja noch räthselhafter, als die Unmenschlichkeit ihrer Tyrannen. *) — So wahr ist es nämlich, wenn der Dichter ausruft:

Unselig Mittelding von Engel und von Vieh,
Du hast Vernunft, o Mensch, und brauchst sie dennoch nie!

Verzeihung für diese Episode!

Eine Stunde von Trier wurde unser Lager aufgeschlagen nahe an der Mosel, da, wo die Saar in diesen Fluß einfällt. In ganz Deutschland, so weit ich wenigstens darin herum gewesen bin, giebt es wohl keine schönere Gegend, als da, wo hier unser Lager stand; aber leider machte die entsetzliche Hitze, daß wir den Anblick der schönen Natur beynahe gar nicht genießen konnten. Ich erinnere mich nicht, von der Sonne jemals mehr gebrannt worden zu seyn, als damals; und wenn wir noch gutes Wasser gehabt hätten, so hätten

*) Schlözers allgem. Staatsrecht S. 123.

wir die Leiden der Hitze mindern können. Aber da wurde alles Wasser zum Kochen und Trinken aus der Mosel geholt, und dieses war bis zum Eckel schlammig und unrein. Das Wasser dieses Flusses ist an sich schon ein schlechtes, garstiges Wasser, und wurde durch das ståte Pferdeschwemmen, das Baden und Waschen darin, noch mehr verdorben. Man denke sich ein Wasser, worauf der Pferdemist überall herumschwimmt; worin die Soldaten haufenweise sich baden, und wo deren Weiber und Menscher die schmuzigen Hemden auswaschen. Solches Wasser kann niemand ohne großen Eckel trinken: und eben in dieser Sauferey, vermehrt durch jene entsetzliche Hitze, liegt wohl die erste Ursache von der fürchterlichen Ruhr, welche so viele Menschen in der preußischen Armee weggerafft hat.

In Trier bin ich einige Male gewesen, und habe mich nach dem Zustande der dasigen Universität erkundigt, sie aber in einer sehr traurigen Lage angetroffen. Ehemals studierten hier Viele aus den östreichischen Niederlanden, aber seit der Verordnung Kaiser Josephs II, nach welcher alle Landeskinder kaiserliche Akademieen besuchen müssen, leidet Trier gar sehr. Der Ton der Trierischen Studenten hat von dem gewöhnlichen Universitäten-Ton nicht das Mindeste: die Leute beneh-

men sich wie kopfhängerische Klosterschüler. Ich habe mit einigen dieser Herren gesprochen, aber alles, was sie sagten, machte mir keine vortheilhafte Idee von der antiquissima Treviransi. Da ich nach dem berühmten Hn. von Hontheim fragte, wußten zwar einige so halb und halb den Namen Febronius, aber was Febronius eigentlich gelehrt habe, das wußten die guten Leutchen nicht. Doch welcher Prophet gilt in seinem Vaterlande! Und so konnte auch der große Febronius die kirchliche Aufklärung seiner Landsleute wenig befördern. Wenn aber die Trierer durch den jetzigen Zeitton nicht gescheuter geworden sind, dann ist an ihnen Hopfen und Malz verlohren. Indeß ich denke doch, sie werden jezt nicht mehr so pfaffisch und unwissend seyn, als 1792.

Zum Beweise, daß das Trierland ein Hauptpfaffenland sonst war, will ich nur anführen, daß in einem Bezirke von einer einzigen Stunde drey sehr reiche Benediktiner Abteyen liegen. Diese waren den Cüstinianern eine sehr willkommne Beute.

Im Lager bey Trier erhielt ich ein Liebesbriefchen von einem Nymphchen aus Koblenz, mit der ich so zum Spaß und Zeitvertreib dort geschäckert hatte, und die hernach wohl zehnmal zu mir ins Lager kam, und mir mit ihrer zudringlichen Zärtlichkeit sehr lästig ward. Das Mädchen muß nicht

gewußt haben, wohin es sich sonst wenden sollte. Daß ich ihre Schreiberey ohne Antwort liegen ließe, versteht sich von selbst.

Für unsre Seelen sorgte man in diesem Lager auch. Wir hatten nämlich lange keinen Gottesdienst gehabt, und die Herren Feldprediger der meisten Regimenter hatten eben nicht sehr darauf gedrungen. Aber nun sollten auch unsre Seelen einmal wieder erquickt werden: und so mußten die Feldprediger an einem Sonnabend eine Predigt halten, wobey man das Lied: Was Gott thut, das ist wohl gethan — absang. Es war gegen Abend an einem höchst schwülen Tage, und dieß machte, daß alle Soldaten alle Donnerwetter zusammenfluchten, daß man sie um der sakkermentschen Predigt willen *) gezwungen hätte, sich anzuziehen, und da in der größten Hitze eine Stunde lang hinzustehen. Die Predigten handelten von der Ergebung in den göttlichen Willen, und man merkte es bald, daß ihre Komposition in die Hundstage fiel. — Das war aber auch der erste und der lezte Gottesdienst für diesen Feldzug.

*) Ich muß in der Fortsetzung, wenn ich nämlich auf meinen Aufenthalt in Frankreich komme, eine noch derbere Sprache nachsprechen: also wird man mir auch diesen Ausdruck, den ich aus dem Munde der Soldaten anführe, zu gute halten.

An Singsang hat es uns auch nicht gefehlt: denn Hr. Dost, ein Antiquar aus Halle, fiel auf den Gedanken, der Armee mit Gesangbüchern religiösen Inhalts, und mit Kriegsliedern, wie auch mit einer höchst undeutschen Uebersetzung des braunschweigischen Manifestes nachzuziehen. Die Gesangbücher habe ich nicht gesehen, wohl aber die in allem Betracht elenden Kriegslieder, welche er obendrein für die Arbeit unsers Feldpredigers Lafontaine ausgab, um den Wischen nur Kurs zu schaffen. Bey Luxemburg kaufte er sich gar einen Esel, lud diesem seinen Singsang auf, und zog so mit nach la Lune und von da wieder zurück, und schlief oft, wie er selbst erzählt hat, mit seinem Brodtgefährten in den französischen Schweinställen. Zu Koblenz verkaufte er nachher sein lastbares Thier, ward krank, und kehrte um nach Halle, mit dem festen Vorsatz, niemals wieder als geistlicher Makulaturtrödler einer Armee nachzuziehen. Jetzt ist er akademischer Liquörmeister zu Halle.

Ich habe oft lachen müssen über die Gerüchte, die man immer ausposaunte und gern für baare Wahrheit gelten ließ. Bey Trier hörten wir dergleichen viele; und wenn ich mich denn, wie man spricht, an den Laden legte, und den Ungrund oder die Unmöglichkeit solcher Sagereyen aufdeckte: so hieß es gleich: ich sey ein Patriot. Aber ich freue

mich in gewissen Rücksicht noch, daß ich mich gleich von allem Anfang in Absicht des Ganges dieses traurigen Krieges nicht geirrt habe: einen Vorbeweis dazu findet man schon im II. B. S. 393 unten in der Anmerkung. Ich schloß damals und nachher immer nach Gründen, welche mir meine geringe Kenntniß der Geschichte an die Hand gab, und so mußte ich wohl richtig schließen: denn in der Politik, wie in der Natur, bringen ähnliche Ursachen auch ähnliche Wirkungen hervor; und die Menschen im 14ten, 16ten und 18ten Jahrhunderte sind sich im Grunde gleich: man setze sie also in gleiche Lagen, und ihre Handlungen werden auch gleich seyn.

Achtes Kapitel.

Emigranten-Heer. Luxemburg. Briefe. Spionen. Plünderung.

Die Emigranten hatten ihr Heldenheer nun auch zusammengestoppelt, und vereinigten sich mit uns bey Trier. Wie stark sie wirklich gewesen sind, hat man nie mit Gewißheit sagen können: wenigstens haben sie sich immer stärker angegeben, als sie

in der That waren. Sie selbst haben die Menge ihrer Leute wohl nie recht gewußt, wegen des ewigen Ab- und Zulaufens. Schon bey Trier rissen ihre Soldaten haufenweise aus, und das nach Frankreich, wo man sie damals noch ohne weiteres aufnahm: nachher haben sie noch weit mehr verlohren: endlich nach dem Rückzuge aus Champagne verliefen sie sich beynahe ganz so, daß sie im Frühlinge 1793 wieder so zu sagen von neuem errichtet werden mußten.

Gegen die Mitte des Augustes brachen wir von Trier auf und lagerten uns nach einigen schweren Märschen bey dem Dorfe Montfort, welches wegen verschiedner daherum vorgefallner merkwürdiger Bataillen bekannt ist. Ich hatte hier Gelegenheit, die nahgelegene Stadt und Festung Luxembourg zu besehen.

Das Volk in dieser Gegend schien mit der östreichischen Regierung eben nicht sonderlich zufrieden zu seyn, und hasset seine nahen Nachbaren, die Franzosen weit weniger, als die Trierer: sonst aber sind die Leute noch sehr abergläubisch, grob und ungeschliffen. Das Land an sich ist übrigens vortreflich und mit allem versehen, was man zur Unterhaltung des Lebens bedarf: unsere Lebensart ward daher jezt auch etwas besser und wohlfeiler, als bisher. —

Die venerische Krankheit war hier sehr im Gange. Sonderbar, daß man in katholischen Gegenden der Liebe weit zügelloser fröhnet, als in protestantischen. Aber die Natur will ihr Recht haben, und kömmt sie erst zur Reife, dann holt sie das unbändig nach, was vorher, als sie noch unreif war, die Kloster-Ascetik zwar zurückhielt, aber nicht unterdrückte. Dieß gilt auch für ascetische Protestanten.

Naturam furca expellas, tamen usque recurret.

Bisher hatte man immer gehofft, das Manifest des Herzogs von Braunschweig würde eine gute Wirkung auf die Franzosen haben, und uns der Mühe überheben, in ihr Land selbst einzudringen. Dieses war so zu sagen, die allgemeine Erwartung fast aller Offiziere und Soldaten: denn diese alle waren schon jezt des Krieges müde.

Aber wie sehr sahen sich die guten Leute in ihrer Erwartung betrogen, als sie von der mächtigen Veränderung hörten, welche am 10ten August in Paris vorgefallen war! Die Begebenheit dieses für Frankreichs und seines Königes Schicksal so merkwürdigen Tages zerstörte alle ihre Erwartungen; und nun hieß es: „Jezt ist kein Mittel: wir müssen geradesweges nach Paris! die verfluchten Hunde, die Patrioten, müssen aufgehängt und gerädert werden." — Das war nun schon so ge-

wiß, wie Amen in der Kirche: mir aber fielen dabey immer die Nürnberger ein, welche wie man sagt, niemanden hängen, den sie nicht erst haben. —

Hier erhielt ich auch Briefe aus Halle, wovon der eine mich sehr erfreute, der andre aber auch desto mehr ärgerte. Herr Bispink hatte mir nämlich auf einen Brief, den ich von Koblenz aus an ihn schickte, geantwortet, und das Schreiben dieses edlen Freundes hatte eben den Stempel von redlicher Gesinnung, von welcher alle seine Handlungen gegen mich voll waren, und noch voll sind. Es hat mir, so wie jeder Brief, den ich von ihm bekommen habe, einen recht guten Tag und recht frohe Stunden gemacht, und dieß noch aus dem Grunde, daß Hr. Bispink so gern mit mir einstimmte, wenn ich die Lage der Dinge und den Krieg gegen die Neufranken mit etwas andern Augen ansah, als man ihn damals anzusehen gewöhnt war.

Der andre Brief war von einem Hallischen Bürger. Es geschah mir aber recht, daß ich auch einen solchen erhielt. Ich hatte lange vor meiner Abreise aus Halle in einer gewissen Kneipe*) in Gesellschaft des mehrmals erwähnten Bartolini Bekanntschaft gemacht, und manchmal mit

*) S. Band II. S. 299.

Jungfer Rieckchen, der Tochter im Hause, geschäkert. Bey meinem Abzuge mußte ich dem Mädchen versprechen, dann und wann aus dem Felde an sie zu schreiben; und das that ich aus dem Koblenzer Lager. Indessen aber hatte sich ein gewisser Bürger aus Halle auch in derselben Kneipe zuweilen eingefunden; und die guten Leute mochten glauben, das sey so ein Stück von Freyer für ihre Tochter. Als nun mein Brief ankam, und der Vater diese Correspondenz inne ward, schrieb er mir in einem zwar nicht groben, aber doch etwas derben Tone, und verbot mir, ferner an seine Tochter zu schreiben, damit meine Briefe ihr an ihrem Glücke nicht hinderlich werden mögten. Ich ärgerte mich anfangs ein wenig, nachher aber ließ ich es gut seyn. Allein nach unserm Rückzuge aus Champagne schrieb mir Jungfer Rieckchen selbst, entschuldigte die Grobheit ihres Vaters, und versicherte mich, ich weiß nicht wessen. Nun zog ich so unter der Hand einige Erkundigung ein, und siehe da, ich erfuhr, daß der prätendirte Herr Freyer abgegangen war, wie die Katze vom Taubenschlag, und daß ich jezt gut genug seyn sollte, meinen alten Platz in Jungfer Rieckchens Gunst wieder einzunehmen. Das Ding gefiel mir nicht sehr: ich antwortete also nicht, und der ganze Kohl hatte ein Ende.

Hier bey Luxemburg wurde ein Spion aufgeknüpft: man sagte die Franzosen hätten ihn abgeschickt, um unser Lager auszuspähen.

Ich habe über die Spionen und deren Bestrafung so meine ganz eignen Gedanken, und es kömmt mir vor, als wenn das Gesetz, welches die Spionen so geradeweg zum Strange verdammt, sehr ungerecht sey. Denn wenn man einen General, der sich aller Kriegsliste bedient, deßwegen nicht für unehrlich, und ihn noch weniger für strangfähig erklärt, weil er durch List dem Feinde zu schaden trachtet: warum soll man einen armen Teufel aufknüpfen, der sich zur heimlichen Entdeckung der Absichten des Feindes bereden oder gebrauchen läßt? Man muß alles nur so einrichten, daß kein Spion uns durch Entdeckung dessen, was er sieht oder hört, schaden könne: und dann hat die Spionerie keine böse Folgen. Da gefällt mir der französische General Moncey, welcher die Neufranken in diesem Kriege gegen die Spanier anführte, besser. Als diesem 2 spanische Spionen vorgeführt wurden, sagte der edle Mann zu ihnen: „Hört ihr Leute, ich könnte, wenn ich nach der gemeinen Art mit euch verfahren wollte, euch alle beyde gleich hängen lassen; aber ich verachte einen Spion zu sehr, als daß ich denken sollte, aus seiner Hinrichtung Vortheil zu ziehen. Geht hin zu eurem General und sagt ihm,

ich sey 32000 Mann stark, und erwartete blos noch Verstärkung; sobald ich die würde erhalten haben, würde ich ihn angreifen, schlagen, und dann Navarra erobern. Das sind meine Anschläge, welche euer General ohne Zweifel durch euch hat erfahren wollen. Nun könnt ihr sie ihm berichten, und ihm noch sagen, daß wenn er künftig etwas von meinen Absichten wissen wolle, er sich nur an mich wenden dürfe: ich wolle ihm allemal richtige Nachricht geben. Jezt packt euch!" — Ich glaube, daß der brave Moncey Recht hatte, wenigstens handelte er edel, und es wäre Schade, wenn diese edle Handlung vergessen würde. Es war freylich nur ein französischer General; aber der Herzog von Braunschweig hat, wie ich zu seiner Zeit erzählen werde, eine ähnliche edle Handlung ausgeübt.

Von Luxemburg bis auf die französische Gränze hatten wir noch zwey Märsche, die aber gut gemessen waren. Wir plünderten unterwegs die Erbsen- und Kartoffel-Aecker, ob diese gleich noch im Kaiserlichen lagen, und rückten am 19ten August 1792 über die Gränzen in Wälschlothringen ein.

Daß man uns den Tag vor unserm Einmarsche in Frankreich es noch erlaubte, die in der Nähe des Lagers befindlichen Aecker der östreichischen Unterthanen, wenn gleich ihr Landesherr mit uns verbündet war, auszuplündern, war mir eine

seltsame Erscheinung. Um den Grund davon aufzufinden, legte ich mich auf Erkundigung, und hörte: daß die Bewohner jener Gegend Neufränkisch gesinnet seyen, ob sie gleich Unterthanen des Kaisers wären; und da wäre es schon recht, daß man sie etwas züchtige und die Folgen des Krieges mitempfinden lasse. Die Angabe dieses Grundes schien mir damals nur so ersonnen; aber in der Folge habe ich gefunden, daß sie nur gar zu gegründet war. Auch die Unterthanen in diesen Gegenden litten vielen willkührlichen Druck, wie beynahe alle auf den Gränzen Frankreichs. Es war also natürlich, daß das Entgegenstreben dieses Landes sich zunächst auf alle die Gränznachbarn verbreitete, welche den Grund des allgemeinen Aufstandes in Frankreich durch eigne Erfahrung in ihrem Lande kennen gelernt hatten. Es konnte demnach nicht anders seyn, als daß man auch ähnliche Wirkung da finden mußte, wo ähnliche Ursache vorausgegangen war. — Und wer steht uns dafür, daß dieß nicht noch weiter greifen wird! Den Krieg der Neufränkischen Waffen kann man beendigen, aber nicht den Krieg ihres Systems. Dieß hat so viel unversöhnliche Verbündete, als es Despotisch-Bedrückte giebt, und helle warme Menschenfreunde, zumal in Ländern von Fürsten, welche es behaglicher finden, den Schlendrian des

Orientalischen und Longobardischen Despotismus unbekümmert fortzusetzen, ohne die für ihr eignes Interesse so wichtige Wahrheit einzusehen: Daß kein Fürst groß, mächtig, glücklich und sicher seyn kann, wenn er nicht vernünftige Völker gerecht regiert. *)

Neuntes Kapitel.

Einfall in Frankreich. Anfang alles Elendes.

Der 19te August war der Tag, an welchem wir in Frankreich einrückten: und diesen Tag werde ich nicht vergessen, so lange mir die Augen aufstehen. Als wir frühe aus unserm Lager aufbrachen, war das Wetter gelinde und gut; aber nach einem Marsche von zwey Meilen mußten wir Halt ma-

*) Man erwäge die XLVIIIte Seite der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte für alle die, welchen es Ernst ist, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebnen und Mitmenschen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Gesetze des Stärkern oder Listigern zu untergraben, sondern nach dem ewigesten und ewigheiligen Gesetze der Gerechtigkeit und der Menschenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menschenwohl, sowohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinschaftlich zu begründen und zu erhalten. — Altona, 1796.

chen, um die Kavallerie und Artillerie vorzulassen; und während dieses Halts fieng es an, jämmerlich zu regnen. Der Regen war kalt und durchdringend, so daß wir alle rack und steif wurden. Endlich brachen wir wieder auf, und postirten uns nächst einem Dorfe, das Brehain la ville hieß, eine gute Meile von der deutschen Gränze.

Der Regen währte ununterbrochen fort, und weil die Packpferde weit zurückgeblieben waren, indem sie wegen des gewaltig schlimmen Weges nicht voran konnten, so mußten wir unter freyem Himmel aushalten und uns bis auf die Haut durchnässen lassen. Da hätte man das Fluchen der Offiziere und Soldaten hören sollen!

Endlich wurde befohlen, daß man einstweilen für die Pferde furaschiren und aus den nächsten Dörfern Holz und Stroh holen sollte.

Das Getraide stand noch meistens im Felde, weil dieses Jahr wegen des anhaltenden Regens die Ernte später, als gewöhnlich, gefallen war. Das Furaschiren gieng so recht nach Feindes Art: man schnitt ab, riß aus und zertrat alles Getreide weit und breit, und machte eine Gegend, worauf acht bis zehn Dörfer ihre Nahrung auf ein ganzes Jahr ziehen sollten, in weniger als einer Stunde zur Wüsteney.

In den Dörfern gieng es noch abscheulicher her. Das unserm Regimente zunächst liegende war das genannte Brehain la ville, ein schönes, großes Dorf, worin ehedem ein sogenannter Bailli du roi seine Residenz gehabt hatte. Um durch Laufen mich in Wärme zu setzen, lief ich mit vielen andern auch nach diesem Dorfe, wo wir Stroh und Holz holen sollten. Ehe aber diese Dinge genommen wurden, durchsuchten die meisten erst die Häuser, und was sie da anständiges vorfanden, nahmen sie mit, als Leinwand, Kleider, Lebensmittel und andere Sachen, welche der Soldat entweder selbst brauchen, oder doch an die Marketender verkaufen kann. Was dazu nicht diente, wurde zerschlagen oder sonst verdorben. So habe ich selbst gesehen, daß Soldaten vom Regimente Woldeck in eben diesem Dorfe ganze Service von Porcellan im Pfarrhofe und anderwärts zerschmissen: alles Töpferzeug hatte dasselbe Schicksal. Aufgebracht über diese Barbarey, stellte ich einen dieser Leute zur Rede: warum er einer armen Frau, troz ihres bittern Weinens und Händeringens, das Geschirr zerschmissen und ihre Fenster eingeschlagen habe? Aber der unbesonnene, wüste Kerl gab mir zur Antwort: was Sakkerment, soll man denn hier schonen? Sinds nicht verfluchte Patrioten? Die Kerls sind ja eigentlich Schuld, daß wir so viel ausstehen

müssen! Und damit giengs mit dem Ruiniren immer vorwärts. Ich schwieg und dachte so mein Eignes über das Wort: Patriot in dem Munde eines — Soldaten. —

Die Männer aus diesen Dörfern hatten sich alle wegbegeben, und blos ihre Weiber zurückgelassen, vielleicht, weil sie glaubten, daß diese den eindringenden Feind eher besänftigen könnten. Aber der rohe Soldat hat eben nicht viel Achtung für das schöne Geschlecht überhaupt, zumal bey Feindseligkeiten, und es giebt wüste Teufel unter diesen Leuten, welche einem Frauenzimmer allen Drang anthun können, die aber vor jedem Mannsgesicht aus Feigheit gleich zum Kreuze kriechen. Ich habe davon einmal eine Probe gesehen bey Homburg an der Höhe, in einem Dorfe. Es kam hier nämlich ein Offizier vom Regiment Hohenlohe in ein Haus, worein ich getreten war, um Wasser zu trinken. Mit dem größten Ungestüm foderte er Butter oder Käse, und als ihm das Mädchen versicherte, daß sie weder das eine, noch das andere hätte, ward er grob, und sagte: Euer Haus sollte man Euch anstecken, ihr verfluchtes Patrioten-Grob! u. s. w. — Dieß hörte des Mädchens Bruder vor der Thüre, trat hinein und schaute dem Hn. Leutnant ins Gesicht: „Herr, was räsonnirt Er da von Patrioten-Grob? Den Augenblick zur Thür hinaus,

oder ich schwuppe ihn hier herum, wie einen Tanzbär!" Dieß sagte er, und der Hr. Leutnant schob ab, und sagte kein Wort. Mich hatte er nicht bemerkt, denn ich saß hinterm Ofen. Dieß im Vorbeyzehen!

Unsere Leute hatten auf den Dörfern die Schafhürden und Schweinställe geöfnet; und so sah man auf den Feldern viele Schaafe und Schweine herum laufen. Diese wurden, wie leicht zu denken steht, haufenweise aufgefangen und nach dem Lager geschleppt. Ich muß gestehen, daß ich mich auch unter den Haufen der Räuber mischte, und ein Schaaf nach meinem Zelte brachte: ich dachte, wenn du's nicht nimmst, so nimmt es ein anderer oder es verläuft sich: und dieser Grund bestimmte mich, an der allgemeinen Plünderey Theil zu nehmen. Der rechte Eigenthümer, dachte ich ferner, gewinnt doch nichts, wenn auch ich sein Eigenthum nicht berühre; ja, ich werde alsdann noch obendrein für einen Pinsel gehalten, der seinen Vortheil nicht zu benutzen wisse. Kurz, alle Imputabilität des Plünderns gehört, wie mich dünkt, für die Aufseher über die Disciplin und den Lebensunterhalt: diese haben zunächst alles zu verantworten.

Das Hammel- und Schweinefleisch wurde gekocht, oder an den Säbel gesteckt, und so in der Flamme gebraten, und hernach ohne Brod und ohne

Salz verzehrt; denn das Brod war uns auch ausgegangen; und zwar hier zum erstenmal fühlten wir Brodmangel, der uns nach dieser Zeit noch oft betroffen und bitter gequält hat, wie die Folge dieser Erzählung ausweisen wird.

Das Dorf Brehain la ville, und alle andre in dessen Nähe, sahen bald aus, wie Räuberhölen; selbst das Dorf nicht ausgenommen, worin unser König logirte.

Endlich, als es bald dunkel war, kamen die Zelter an, worin wir uns durchnaß und überaus besudelt niederlegten, und auf dem nassen Boden und Stroh eine garstige Nacht hinbrachten. Die Bursche, welche auf der Wache waren, gingen des Nachts von ihrem Posten in die Dörfer auf Beute.

Das abscheuliche kältende Wetter und das schlechte nasse Lager hatten die Folge, daß schon am andern Tage gar viele Soldaten zurück in die Spitäler gebracht werden mußten, weil sie das Fieber hatten, und nicht mehr mitmarschieren konnten.

Ob unsre Vorgesezten das Rauben und Plündern nicht verboten, und diesem Unwesen nicht Einhalt gethan haben? Allerdings haben das viele gethan, aber nicht alle, und die, welche es noch thaten — je nun, die sahen nicht alles, oder sie

wollten nicht alles sehen. Es hieß: „wir sind ja einmal in Feindes Landen: wer etwas erwischen kann, dem ists nicht groß zu verargen, zumal beym Mangel. Ueberdieß ist's ja ein Wetter zum Krepiren: wer kann da über den Soldaten zürnen, wenn er böser Laune wird!" u. s. w.

Die armen Leute in den Dörfern, welche sich nun ihres Auskommens auf lange Zeit beraubt sahen, schlugen die Hände zusammen und jammerten erbärmlich: aber unsre Leute ließen sich von dem Angstgeschrey der Elenden nicht rühren, und lachten ihnen ins Gesicht, oder schalten sie Patrioten und Spizbuben.

Ein Offizier von dem Regimente Romberg, hatte es sogar gern gesehen, daß sein Calefactor *) einem französischen Bauer dessen Pferd genommen hatte. Es gefiel ihm, und er nahm es gegen ein kleines Gratial zu den seinen. Er glaubte, das Pferd gehöre auch zu den Kriegsgeräthschaften; und da nun befohlen sey, daß man den französischen Landleuten und überhaupt allen dortigen Einwohnern alle Munition nehmen sollte, so meynte er, könnte er ja auch das Pferd mit dazu rechnen, und es — behalten. Aber der Herzog von Braunschweig ließ den Syllogismus des Hn. Leutnants

*) So heißen die Preußischen Offizierbedlente.

nicht gelten, und zwang ihn, nicht nur das Pferd dem Bauer zurück zu geben, sondern er ließ ihn noch obendrein in die Wache stecken. Doch wurde die Logik mancher Herren dadurch nicht viel geändert: denn in der Folge haben Einige noch gar manches Pferd auf diese Art sich zugeeignet.

Wegen des Plünderns hörte ich noch am nämlichen Tage zwey Offiziere — es war ein Kapitän und ein Major — dieß mit einander reden:

Major: Aber, bey Gott, es ist doch eine Schande, daß gleich am ersten Tage unsers Einmarsches solche Gräuel verübt werden!

Kapitän: O verzeihen sie, Hr. Obristwachtmeister, das ist eben unser Hauptvortheil, daß dieses gleich geschieht.

Major: Nun, lassen sie hören, wie und warum!

Kapitän: Sehn sie, das geht heute vor, und zwar etwas stark, ich gestehe es: aber nun macht das auch einen rechten Lärm in ganz Frankreich. Jeder spricht: so machens die Preußen! So plündern die Preußen! So schlagen die Preußen den Leuten das Leder voll!

Major: Das ist eben das Schlimme, daß man nun so in ganz Frankreich herumschreyen wird! Das wird uns warlich wenig Ehre machen.

Kapitän: Ey was Ehre! Es schreckt doch die

Patrioten ab. Sie werden denken: Machen's die Preußen schon am ersten Tage so: was werden sie noch thun, wenn sie weiter kommen? Da werden die Spitzbuben desto eher zum Kreuze kriechen.

Major: Meynen Sie? Nein, mein Lieber, es wird die Nation erbittern, und selbst die wider uns aufbringen, die es bisher noch gut mit uns gemeynt haben. Und wirklich, das heißt doch nicht Wort halten!

Kapitän: Wie so, Hr. Obristwachtmeister?

Major: Hat nicht der Herzog im neulichen Manifeste den Franzosen versprochen, daß er als Freund kommen, und blos die Herstellung der innern Ruhe zum Zweck haben wollte? Das heißt aber schön als Freund kommen, wenn man die Dörfer ausplündert, die Felder abmähet, und Leuten, die uns nichts gethan haben, das Fell ausgerbt! Pfuy, Pfuy!

Kapitän: Das ist aber doch Kriegsmanier!

Major: Der Teufel hole diese Kriegsmanier! Ich sage und bleibe dabey: das heutige Benehmen unsrer Truppen und ihr verdammtes Marodiren wird uns mehr schaden, als wenn wir eine Schlacht verloren hätten.

Kapitän: Herr Obristwachtmeister, innerhalb drey Wochen ist die ganze Patrioterey am Ende:

in drey Wochen ist Frankreich ruhig, und wir haben Friede. Wollen Sie wetten? Ich biethe 10 Louis-d'Or.

Major: Topp: wenn in drey Wochen Friede ist, so haben Sie gewonnen!

Der Hauptmann schlug ein, und — zahlte hernach bey Luxemburg auf dem Rückzuge — zehn Louis d'Or.

Der Herzog erfuhr die Plünderungen nicht so bald, als er sie gleich aufs schärfste untersagen ließ. Allein was halfs! Anfangs folgte man; aber hernach, besonders auf dem Rückzuge, gings, troz mancher exemplarischer Bestrafung, oft sehr arg.

Sogar Weiber ließen sich beygehen, in die Dörfer zu laufen und da zu marodiren. Wir hatten nämlich einige solcher Kreaturen — denn Kreaturen sind es immer, und zwar von der allerverworfensten Classe, welche sich entschließen, einer Armee nachzurennen: wer ihrem Unwesen nur je zusah, weis gleich, warum. — Also solche Kreaturen, größtentheils unverehlichte Menscher, welche sich an Soldaten gehenkt hatten und so mitzogen, marodirten derb, und dieß schon in den Trierischen und Luxemburgischen Dörfern und Feldern. Da befahl denn der Herzog, daß sie künftighin jedesmal von den Profosen der Regimenter geführt werden sollten.

Ein Preußischer Profos ist aber eine gar traurige Personage. Der Kaiserliche Profos ist ein angesehener Mann, welchen die Soldaten und Offiziere ihren Herr-Vater heißen. Ich habe einige von diesen kennen lernen, und besonders an dem Hn. Vater des Regiments Terzi, welches im Winter 1795 in Freyburg stand, einen sehr artigen feinen Mann gefunden, der etwas studirt, und den Kopf auf dem rechten Fleck sitzen hatte. So ein Profos hat auch gutes Traktament, und artige Kleidung. Hingegen ein Preußischer — ist gewöhnlich ein alter Invalide, der schlechten Sold erhält, und eine ausgezeichnete Uniform trägt, grau mit grüner Garnitur; auch keinen Steckenjungen hat, der die Gefangnen schließe, oder die Stecken und Ruthen schneide u. dgl. das muß der preußische Profos alles selbst thun. Daher ist er auch bey jedem Soldaten verachtet und verspottet; keiner trinkt mit ihm, und er darf sich nicht unterstehen, in ein Wirthshaus, oder in eine Markerenderhütte zu kommen, wo Soldaten sind; sogar die Packknechte wollen den Profos nicht um sich leiden. So warf einst unser Packknecht Kohlkohl unsern Profos bey Landau aus der Bierbude, mit dem Zusatz: der Kerl will sich unter honette Leute mischen! — Wenn man endlich weiß, daß auch die Packknechte von den Soldaten verachtet, und bey jeder Gelegenheit miß-

handelt werden, so kann man sich so ziemlich den Begriff machen, was der arme Profos bey den Preußen gelten müsse.

Die Weiber, oder vielmehr die Menscher der Armee wollten nun schlechterdings das Kommando der Profose nicht anerkennen, und widersezten sich ihnen aufs thätigste: kurz, sie betrugen sich so, daß man genöthigt war, das Kommando über sie einem Unteroffizier aufzutragen. Aber auch diese Anstalt ging bald wieder ein, und die Nickel marodirten wieder, wo und wie sie wollten.

Ich sehe in Halle jezt noch öfters eine von diesen Kreaturen, welche ehedem als ein rechter Teufelsbesen alle Löcher und Hurenkeller durchkrochen ist. Diese hing sich beym Ausmarsche nach Frankreich an einen Soldaten, und verdiente sich durch ihre Indüstrie, welche sie besonders im Marodiren bewies, so viel, daß sie jezt eine vollständige Wirthschaft besizt, und einen ihrer Galane hat heurathen können. Daß ich diesem abgefeimten Nickel nicht zu viel thue, will ich nur durch einen Vorfall erhärten, wobey ich Zeuge war. Ich befand mich mit einem sehr braven Offizier ohnweit Grandpre in einem Dorfe, wo ich dieses Mensch einem armen Mädchen von 10 — 12 Jahren die Schürze und das Mieder mit Gewalt ausziehen sah. Ich wollte abwehren, aber die Niederträchtige hatte

Unterstützung von einigen Soldaten des Regiments von Woldek: ich rief daher den Offizier, welcher diese Natter mit derben Hieben zwang, dem Mädchen, das jämmerlich schrie, seine Sachen zurückzugeben.

Wie hier, so hat diese Verschmizte ihr räuberisches Handwerk fast überall getrieben, nebst jenen andern, welches sich denken läßt: und so kostet es ihr noch keinen Heller, wenn sie diesen oder jenen Nebengalan mit Zeug zu Kleidungsstücken und dergleichen versieht, oder nichts an sich spahrt, um wenigstens durch Kleider, Gang und Kokettenmine noch etwas zu gelten.

So also trieben es unsere Soldaten, so auch deren Weiber und Menscher! Auftritte von dieser Art waren daher nicht selten, und ich werde nicht ermangeln, sie in der Folge gehörigen Orts anzubringen, und dieß, damit man wisse, daß die Deutschen in Frankreich das erst thaten, was die aufgebrachten Franzosen nachher in Deutschland dafür wieder thaten. Hätten die meisten unserer deutschen Zeitungsschreiber, Journalisten und Almanachsschmierer das Betragen der Neufranken nach dem gleichartigen Betragen der Deutschen etwas kälter gewürdiget und sie anfänglich nicht immer wie blinde Kanibalen zu tief herabgesezt: so hätten die meisten unsrer deutschen Für-

sten, wie ihre Minister, wohl etwas heller drein gesehn, und hätten dann es gewiß nie so weit kommen lassen, daß sie, meist flüchtig, und nach dem Ruin ihrer Länder, endlich sich genöthigt sehen, unter jeder, auch noch so nachtheiligen oder schimpflichen Bedingung, in aller fürstlichen Herablassung und Blöße, um Frieden gleichsam zu betteln bey denen, welche sie vorhin, wer weis wie tief, verachteten. Und das waren denn die Früchte von der verteutschten Deutschheit! —

Ich bedaure, daß selbst einer meiner Freunde, Hr. Braun, Pfarrer zu Oppenheim, in einem ziemlich dicken Buche, unter dem Titel: Das Betragen der Franzosen in der Rheinischen Pfalz — die Neufranken aufs häßlichste geschildert hat. Ich will gern glauben, daß Hr. Braun, dessen Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit mir bekannt ist, seine Nachrichten von glaubwürdigen Männern erhalten, und keine Erdichtungen eingemischt hat: dennoch blickt eine gewisse Animosität gegen die Frankreicher, wie er die Franzosen, nach Girtanner, nennt, aller Orten durch. *)

*) Hr. Pastor Braun hatte, wie mancher andere Prediger, auf Vorschrift der Regierung, den Bauren-Aufstand mitgepredigt. Er fand es daher, als die Neufranken die Pfalz occupirten, nicht heilsam, in Oppenheim zu bleiben, und flüchtete übereilt nach Hanau. Hier war seine Lage kümmerlich, also nicht die heiterste; und in dieser Lage schrieb er das vorhin erwähnte Buch, nebst jenen Briefen über die Frankrei-

Das aber würde nicht geschehen seyn, wenn Hr. Braun auch das vorhergegangene Benehmen der Deutschen gegen die Frankreicher genauer gewußt oder gewürdiget hätte. Da würde er nach dem Spruch des Horatius gesehen haben, wie

Iliacos intra muros peccatur et extra,

und dann hätte er gewiß minder streng von Leuten geschrieben, welche von den Deutschen ja erst auf mehr als eine Art arg gekränkt waren. Ich hasse zwar die französischen Räuber und ihre Barbareien in der Pfalz so sehr, als Hr. Braun: denn ich bin ja selbst ein Pfälzer: aber die Invasion und die Räubereien der Deutschen in Lotharingen und in Champagne kann ich auch nicht loben. Man muß jedem sein Recht wiederfahren lassen, dem Deutschen und dem Franzosen, und das darum, damit wir selbst billiger und toleranter werden, und uns so gegenseitig desto eher wieder aussöhnen. Wenn ich also dann und wann auf Hn. Brauns Buch Rücksicht nehme, so wird der brave Mann dieß mir nicht verargen: denn es geschieht gewiß nicht-

---

cher, welche Girtanner in seinen politischen Annalen und in den Revolutions-Charakteren geliefert hat. Liest man — damit ich das nebenher erinnere — hier die Vorrede, so sieht man, daß Girtanner recht gut wußte, wie ein historischer Schriftsteller seiner Art zu verfahren habe: liest man aber seine Produkte in diesem Fache selbst, so sieht man, daß der Koburgische Herr Hofrath die Hofmanier nicht unter der Würde eines — Schweizers fand.

aus Geringschätzung seiner Absicht oder seiner Arbeit, sondern blos, um den übertriebnen, gehässigen Eindruck etwas zu mildern, welchen sein aufgestelltes Gemälde bey allen nicht recht unterrichteten Lesern vielleicht gemacht hat.

Zehntes Kapitel.

Besitznehmung von Longwy.

Am 20ten August hatten wir schönes Wetter: allein wir wurden doch erst gegen Abend völlig trocken, weil wir den Tag vorher gar zu naß geworden waren.

Der Herzog befahl, erst Brod herbey zuschaffen, ehe das Lager aufgebrochen werden sollte; und dieses hinderte uns, früh aufzubrechen.

Als wir das Lager geräumt hatten, lag alles voll Schafshäute und Kaldaunen von Schafen und Schweinen, welche den Tag vorher geschlachtet waren; eben so verhielt es sich mit den Federn von den geraubten Hünern und Gänsen.

An eben diesem Tage forderte der Herzog von Braunschweig mit einer nicht starken Avantgarde

die Festung Longwy auf. Dieses Städtchen ist sehr artig gebaut, und hat treffliche große Häuser und einige schöne öffentliche Gebäude. Die Befestigungswerke sind von dem berühmten Vauban. Longwy ist beträchtlicher als Verdun, ob es gleich viel kleiner ist.

Bey der ersten Auffoderung weigerte sich der Kommandant, das Städtchen aufzugeben; als aber das grobe Feuren hinzukam, da drang die Bürgerschaft auf die Uebergabe, damit das Oertchen nicht ganz zerschossen werden mögte: und so kam diese Festung in die Hände der Preußen. Longwy hätte sich zu der Zeit ohnehin schwerlich so lange halten können, bis Entsatz gekommen wäre. Die Uebergabe dieses Platzes, und der Festung Verdun haben indeß eigentlich viel Unglück über die deutschen Armeen verhängt: denn wären die Franzosen hier nur standhafter geblieben, und hätten sie uns mehr dabey beschäftiget, so wären wir nicht so weit vorgedrungen, und hätten wenigstens bessere Anstalten für unsre Erhaltung getroffen.

Wir hatten unser Lager an einem schönen Gehölze, aber innerhalb 8 Tagen war das ganze Holz zusammengehauen, und verbrannt. Es hatte ehemals zu einer Abtey gehört.

In die umliegenden Dörfer wurden zwar Salvegarden gelegt: dieses aber hinderte nicht, daß

auch sie nicht rein ausgeplündert würden. Die Felder wurden obendrein weit und breit furaschirt.

Das Wetter war die ganze Zeit über, als wir bey Longwy standen, schlecht: es regnete ohne Unterlaß; und der Boden, welcher in Lotharingen ohnehin überall steif und leimigt ist, war beinahe ganz ungangbar: er hing sich an, wohin man nur trat. Die Lebensmittel waren hier sehr theuer, und das Brod, welches die französischen Bauern uns zuschleppten, muste fast mit Geld aufgewogen werden.

Dem würdigen Herrn von Hunt, Obristen unsers Regiments, muß ich es hier nachrühmen, daß er bey uns gute Mannszucht hielt in Rücksicht auf das Furaschiren. Es wurde uns schlechterdings nicht gestattet, die Felder auszuplündern, oder in den Dörfern auf Beute auszugehen. Der Herr Major von Wedel trug das Seinige auch redlich bey, den armen Landleuten Schonung zu verschaffen: Beyde hatten mehrere gutdenkende Offiziere dabey zu Gehülfen. Andre Regimenter nahmen das Ding doch so genau nicht; und die Felder sind dennoch geleert worden, obgleich ein und das andre Regiment keine Kartoffel, Möhre u. d. gl. berühren durfte.

Unser Hauptmangel war an gutem Wasser. In diesen Gegenden ist das Wasser überhaupt

schlecht; und die elende Kost mit dem Mangel an gutem Getränke verbunden, dann das traurige Wetter, nebst der anhaltenden Kälte, vermehrten die Krankheiten ohne Aufhören: tagtäglich brachte man von unsern Kameraden mehrere ins Lazareth nach Longwy, von welchen aber nur wenige zurück gekommen sind.

Die Emigrirten hatten unter andern uns vorgeschwazt, daß die Franzosen vor lauter politischem Trubel den Ackerbau fast gar nicht mehr betrieben. — Daß aber dieses eine offenbare Lüge war, habe ich selbst bald gesehen, wie alle unsre Leute. Das ganze Land in Lotharingen, und in dem kleinen Ländchen Clermontois, ja sogar in dem armen unfruchtbaren Champagne zeigte das Gegentheil: Der Ackerbau blühte hier sichtbar; die Gärten waren gut angelegt, und die Dörfer verriethen den Fleiß und den Wohlstand ihrer Bewohner.

Ich habe mich mit Lotharingern mehrmals unterhalten, und mit Vergnügen vernommen: daß sie durch die Revolution von jeder Seite durchaus gewonnen hätten. Die schrecklichen Abgaben, sagten sie, wären nicht mehr; jezt könnten sie auch an sich denken, bauen, Andern aushelfen, ihres Lebens, wie ihrer Arbeit froh werden, einen Nothpfennig ersparen; die vielen Accisen hätten aufgehört; das grobe Wild verwüstete ihre Fruchtfelder

nicht weiter: kurz, sie fühlten jezt, daß sie Menschen wären, und nicht mehr Sklaven des Edelmanns und der Priester. ꝛc. ꝛc.

Man muß, dünkt mich, bey einer Revolution nicht die vornehmen Kasten der Städter, noch weniger, die Kaufleute, Juden, Wucherer, besoldete Gelehrte, und Dienstleute, am allerwenigsten diejenigen fragen, welche blos vom alten Systeme, von den Vorurtheilen, dem Aberglauben und von dem Luxus der Nation sich zu nähren vorher gewohnt waren. Diese Leute sind alle nicht in der Lage, einen richtigen Begriff von der Staatsänderung anzugeben: denn sie haben dabey verlohren, und ihr Verlust hindert sie, den Gewinn des Ganzen gehörig zu würdigen. Man frage den Landmann, den Handwerker, der nöthige Sachen macht; kurz, die erwerbende Klasse, nicht die verzehrende, nicht den Höfling, den Priester, den Friseur oder das Modemädchen: und man wird von der Revolution richtiger urtheilen lernen. Dabey aber denke man ja beständig, daß man eine Revolution vor Augen habe, und daß bey einer Revolution, besonders wenn sie von allen Seiten her durch in- und ausländische Angriffe bestürmt wird, gar viel Abscheuliches und Grausendes vorfallen müsse. Dieß nebenher!

Die Lotharinger sind im Ganzen gröber, als die andern Franzosen, daher führen diese auch aller-

hand Sprüchwörter von den Lotharingern. Doch sind die Leute gutmüthig. Ehemals war dieses Volk gar sehr orthodox oder jesuitisch=katholisch, und trieb alle Art von Aberglauben. Als wir aber dahin kamen, war ihre Einsicht ganz anders, und die Leute betrachteten das Pfaffenhandwerk eben nicht mehr, als eine unter dem unmittelbaren Schutz des heiligen Geistes stehende Innung.

In Longwy sah ich ein Leichenbegängniß, wobey der Sarg von sechs Frauenzimmern in drunterher gezogenen Tüchern, ohngefähr einen Schuh hoch über der Erde getragen wurde. Ich erkundigte mich über diese seltne Bestattung und erfuhr, daß die Leiche eine Jungfer*) sey: diese würde nur von Jungfern getragen, wie Weiber von Weibern, Männer von Männern und ledige Mannsleute von ledigen Burschen: das sey so ihre Gewohnheit, und die nächsten Verwandten und Bekannten des Verstorbenen verrichteten diesen traurigen Dienst. Ich sah auch, daß die schönen Trägerinnen wirklich weinten.

---

*) Was wir Deutsche Jungfer heißen, nennen die Franzosen fille, Tochter, Mädchen. Eine eigentliche Jungfer nennen sie vierge, oder pucelle. Aber selten bedienen sie sich dieses Ausdrucks. Die sogenannte Mutter Gottes hieß sonst la vierge, per eminentiam, und die Joanne d'Arc hieß die Pucelle per eminentiam.

Mein Hauptmann schickte mich einigemal nach Longwy, um allerhand für ihn einzukaufen. Ich benuzte diese Gelegenheit, mich auch hier nach der neuen Lage der Dinge in Frankreich zu erkundigen, und hörte, sobald die Leute vertraut wurden, mehr, als ich erwartete. — Das Haus des gewesenen Kommandanten von Longwy und das Gemeinhaus (Maison Commune) wurden zu Lazarethen eingerichtet, sahen aber schon bald nachher aus, wie die Mördergruben.

Ich weis nicht, wer anders, als das alte barbarische Vorurtheil, seinem Feinde alles mögliche Böse zuzufügen, und die übertriebene Furcht, dieses vom Feinde bewerkstelligt zu sehen, das Gerücht von Vergiften, auch während dieses Krieges, verbreitet haben mag. Mehr als einmal habe ich es bey uns äußern hören, und sah sehr viele sich ängstlich danach richten. Daß es bey dem Eindringen der Franzosen in unsere Gegenden vielleicht von ihren kurzsichtigen deutschen Anhängern auch bey ihnen in Gang gebracht sey, läßt sich denken; und man hörte es, als sie in die Pfalz eindrangen. Bey uns wenigstens war es hier gang und gäbe, und viele unserer Leute waren sehr auf ihrer Hut, wenn ihnen ein Franzose etwas Gekochtes anbot: denn vor den ungekochten französischen Kühen, Schafen, Schweinen, Gänsen, Hünern und Feldfrüch-

ten hat sich keiner gefürchtet: jeder hat sie zurechte gemacht, und hernach mit dem besten Appetit verzehrt.

Eines Tages nahm mich, als Dolmetscher, Hr. von Soyazinsky, unser Oberleutnant, mit nach einem Dorfe, wo er die Schutzwache machen sollte. Wir traten in ein Haus, wo sich der Hausherr zwar anfangs verläugnen ließ, hernach aber erschien, als ich die Frau im Namen des Leutnants versicherte, daß er sich nicht zu fürchten hätte, und daß wir ihn nicht im geringsten kränken, vielmehr überall schützen würden. Unser gutes Benehmen erwarb uns endlich Zutrauen, und der Wirth, nebst seiner Frau, welche in mich, als ihren Vermittler, viel Vertrauen setzten, reichten mir Brodsuppe und Speck. Ich both meinen hungrigen Kameraden davon an, aber sie dankten, weil sie fürchteten, die Speisen mögten vergiftet seyn: sie riethen mir sogar, ja nicht davon zu kosten, denn es sey den Patrioten auf keinen Fall zu trauen. Aber ich aß unbekümmert, und als die Leute hernach sahen, daß mir wohl blieb, so verzehrten sie, was ich übrig gelassen hatte. — Man hat sogar von Vergiften der Brunnen radotirt; aber wer könnte das veranstalten! Kein mineralisches Gift, auch in noch so großer Quantität in einen Brunnen geworfen, kann, wie ich gehört habe, das

Wasser inficiren; und wie viel Pflanzengift müßte man haben, um einen Brunnen voll Wasser schädlich zu machen! Gift, in einen Brunnen geworfen, soll vielmehr das Wasser verbessern. — Freilich, wenn man vorzeiten an die Juden wollte, gab man ihnen das Brunnenvergiften Schuld. Aber was that man vorzeiten nicht alles!

Die französischen Magazine zu Longwy waren recht gut versehen: da sie nun in die Hände der Preußen fielen, so ließ der Herzog uns einigemal Tobak, Brantewein, gesalznes Fleisch, Speck u. dgl. daraus reichen. Aber, leider, wurde der Wille dieses vortrefflichen Mannes nur halb ausgeführt: denn manches, was zum Austheilen mitbestimmt war, wurde an die Marketender verkauft, und zwar von Herren, welche die Aufsicht über die Magazine führen sollten. Die Marketender verkauften alles uns armen Teufeln hernach wieder für schwere Münze.

Noch mehr habe ich mich geärgert, als ich sehen mußte, daß Strümpfe, welche der Herzog auch unter die Soldaten vertheilt wissen wollte, theils in den Händen der Offiziere blieben, theils nach Luxemburg an Kaufleute verhandelt wurden. Das war doch auf jeden Fall unanständig; und ich wundre mich sehr, daß es nicht zu den Ohren des Herzogs gekommen ist, der in solchen Fällen kei=

nen Spaß zu verstehen pflegt. Alle Offiziere, welche davon hörten, haben die Köpfe geschüttelt mit einem: pfuy Teufel!

Unsre Herren Hauptleute fanden um diese Zeit auch ein Mittel, sich Milch zum Kaffee zu verschaffen, welche wegen der häufig geschlachteten Kühe nun selten und theuer war. Sie schafften Ziegen dazu an. Diese Thierchen fraßen Heu, Stroh u. dgl.; und sehr viele sind mit nach Deutschland gekommen. Vielleicht dankt mancher Offizier der Ziegenmilch sein Leben. Mein Hauptmann hatte deren zwey, welche er erst im Winterquartiere zu Nied verkaufte, weil er nun keinen weitern Gebrauch davon machen konnte.

Eilftes Kapitel.

Einnahme von Verdun.

Wir brachen nach einem ohngefähr zehntägigen Aufenthalte aus dem Lager bey Longwy auf, und marschierten queerfeld ein auf Verdun zu. Der Boden war sehr feiste, hing an, und wir sahen aus, wer weis wie! Schon bey Luxemburg hatte die Preußische Reinlichkeit ein Ende: jeder puzte sich,

wie er für gut fand, und niemand sagte was, wenn auch einer einhertrat, wie es ging.

Unterwegs hier sah ich die ehemals berühmte Abtey Chatillon, welche die Nation damals schon verkauft und die Güter dazu, die gar beträchtlich waren, unter die Nachbarn vertheilt hatte. Die Abtey selbst nebst der Kirche wurde schon zusammengerissen und aus den Steinen und dem Bauholze wurden Häuser und Scheunen erbaut.

Unsre Märsche von Longwy nach Verdun waren sehr stark, das Wetter war heiß und daher sind sogar einige Soldaten hier liegen geblieben, und gestorben.

Eine Stunde von Verdun sah ich einen Auftritt, der mich gar nicht erbaute. Ein Offizier, der argen Durst haben mogte, foderte von einem Weibe, welches zur Thüre heraus sah, Wasser zum Trinken. Das Weib hatte keins, und sagte das mit Bedauren. Verfluchte Hexe, schrie der Offizier, hole dich der Teufel, mit allen Patrioten; und schlug ihr mit seinem Stock ins Gesicht, daß das Blut heraus sprang. — Im nämlichen Dorfe verging sich auch ein Unteroffizier, von unsrer Kompagnie, Namens Wernike, an einem Mädchen durch Ohrfeigen, weil es ihm nicht schnell genug Wasser herausbrachte. — Männer sah man in diesen Dörfern beynahe gar nicht.

Der Herzog ließ, nachdem wir unser Lager vor Verdun aufgeschlagen hatten, auch diese Stadt sofort zur Uebergabe auffodern: allein hier würde er weit mehr Widerstand gefunden haben, als bey Longwy, wenn anders der brave Beaurepaire nach seinen patriotischen Empfindungen hätte handeln können. Beaurepaire erklärte gleich anfangs: Er könne mit dem Herzog sich nicht einlassen, noch weniger die Stadt übergeben; denn eine Festung sey das Eigenthum nicht derjenigen Bürger allein, welche sie bewohnten, sondern der ganzen Nation, und dürfe daher blos im Falle der höchsten Noth dem Feinde übergeben werden.

Nach dieser deutlichen Erklärung ließ der Herzog auf einem Weinberge, gerade der Citadelle gegenüber, Schanzen aufwerfen, und die Stadt beschießen. Dieses hatte die Folge, daß einiger Brand entstund; und nun foderten die Bürger, oder vielmehr der Bürgerausschuß, daß Beaurepaire die Stadt durchaus öffnen sollte.

Als Beaurepaire sah, daß für ihn nichts mehr zu thun sey, erklärte er, daß wenigstens er frey sterben wolle, und erschoß sich in Beyseyn mehrerer Bürger und Offiziere.

Diese heldenmüthige Aufopferung des braven Commendanten brachte die Verdüner nicht zur Be-

sinnung; und so wurde die Stadt von dem nachher auch emigrirten Nyont, den Preußen übergeben.

Es gab unter unsern Offizieren Einige, welche meynten, daß man Beaurepaire's Körper auf den Schindanger werfen müsse: aber zur Ehre aller übrigen muß ich sagen, daß alle edeldenkende unter ihnen laut bekannten, daß der Tod dieses wirklich großen Mannes, auf welchen man anwenden kann, was Lucanus von Cato sagt:

Victrix caussa Diis placuit, sed victa Catoni,

Mitleid, Bewunderung, und, im ähnlichen Falle, Nachahmung verdiente. — Beaurepaire wurde demnach ganz ehrlich begraben, und ist hernach zu Paris auf dem Nationaltheater apotheosirt worden.

Also wurde Verdun von den Preußen besezt, und die französische Garnison, welche, wie die zu Longwy, größtentheils aus damals noch ungeübten Nationalgarden bestand, erhielt freyen Abzug.

Herr von Mandelsloh, mein Hauptmann, schickte mich gleich am folgenden Tage nach Verdun, und ich begab mich recht gern dahin, weil ich begierig war, diese alte, berühmte Stadt näher kennen zu lernen.

Verdun liegt an der Maas, welche dadurch fließt, und war ehemals des deutschen Reiches. Aber Heinrich II, jener erzorthodoxe katholische

König, welcher sich mit den Protestanten in Deutschland verbunden hatte, ob er gleich die Protestanten in Frankreich verfolgte, riß Metz, Toul und Verdun, die drey besten Städte im damaligen Lotharingen, von Deutschland ab, und behielt sie nachher im Friedensschluß. Carl V. hat sich über keinen seiner Unglücksfälle mehr geärgert, als über die Trennung dieser drey Bisthümer vom Reiche. In den Hugenotten-Kriegen ist Verdun von den Ketzern belagert, und — nach einer alten Sage — von der heiligen Jungfrau sichtbarlich beschüzt worden. Seitdem hat aber die heilige Jungfrau entweder ihre Wunderkraft verlohren, oder sie ist selbst eine Ketzerin geworden: denn die Franzosen machens mit ihr und ihrer ganzen heiligen Sippschaft doch wahrlich ärger, als es die Ketzer, selbst die Manichäer und die berüchtigten Ikonoklasten oder Bilderstürmer, nimmermehr gemacht haben. Aber so ist es! Wenn die Sonne der Vernunft höher heraufsteigt, sinken die Nebel einer verpfafften Phantasie; und die Producte von dieser verschwinden, sobald der Glaube an sie lächerlich wird. Nur Geduld: die Zeit giebt alles!

Die Festungswerke von Verdun sind eben nicht sehr beträchtlich: deswegen hat man Longwy und Thionville, nach unserm Heimgehen, mehr befestiget, aber Verdun liegen lassen, weil es von ei-

nigen Bergen kommandirt wird, von welchen her es leicht zu beschießen ist.

Die Stadt selbst hat mir sehr, und ihre Einwohner noch mehr gefallen. Es waren gute offene Leute. Ich machte einst, beym Zurückgehen, vor dem Thore Bekanntschaft mit einer gewissen Juliette Jally, der Tochter eines Rothgießers, und diese bath mich, wenn ich wieder in die Stadt käme, sie zu besuchen. Ich that dieses gleich den folgenden Tag, und hatte ein rechtes Fest. Jally, ein lebhafter muntrer Mann, wußte es seiner Tochter noch Dank, daß sie mich hingebeten hatte. Mamsell Juliette war ebenfalls munter, aber mit allem Anstand. Ueberhaupt waren die Frauenzimmer in Verdun gesittete Geschöpfe, jedoch ohne Ziererey oder ängstliche Mumen = Etikette. Ausnahmen giebt es überall, also auch hier.

Verdun stand ehedem in Kirchensachen unter dem Erzbischofe von Trier. König Heinrich hatte zwar die vorhin erwähnten Bisthümer der weltlichen Jurisdiktion des deutschen Reichs entrissen, aber sie doch unter der geistlichen Botmäßigkeit der deutschen Erzbischöfe gelassen, z. B. Strasburg unter Mainz, Verdun, Metz und Toul unter Trier, und Cambray unter Mecheln. Aber bey der Revolution erklärten die Franzosen, daß ihre Bischöfe ferner nicht mehr unter Erzbischöfen, am wenigsten unter aus-

ländischen, stehen sollten; und da erklärte denn auch der Hr. Kurfürst zu Trier, daß er die konstitutionellen Bischöfe in Frankreich nicht für rechtmäßige Seelenhirten halten könnte: denn die ehemaligen, nach den Gesetzen des geistlichen Rechts ordinirten Herren waren meistens ausgewandert. Die Franzosen kehrten sich aber so wenig hieran, als an die Bulle des Papstes von 1792, wodurch er alle konstitutionellen Bischöfe für unrechtmäßig und apostatisch erklärte. Die neuen Bischöfe wurden eingesezt, und verwalteten ihr Amt nach der Vorschrift der Nation. Es sind von diesen Bischöfen mehrere Hirtenbriefe herausgekommen, von welchen ich selbst einige gelesen habe. Sie betrafen die Einrichtung und Verbesserung des Schulunterrichts, und waren durchaus der Wichtigkeit dieses Gegenstandes angemessen. Theologische Fratzen, wie man diese anderwärts, selbst bey Protestanten, in neuern Religionsverfügungen noch antrifft, waren schon damals in Frankreich verächtlich. Aufhelfen will man da die Menschen und veredeln, nicht noch mehr herabsetzen und verhunzen.

Geistliche gab es zu der Zeit in Frankreich noch aller Orten, aber keine Mönche und keine Nonnen mehr. Die vielen Klöster in Verdun waren zerstöhrt, und bey der Räumung derselben ist, wie man mir erzählt hat, und wie ich ganz gern glaube,

großer Unfug getrieben worden. Man hat hier und da die heiligen Bilder zerschmissen und sogar der geweihten Hostien nicht geschont.

Unser König erlaubte den ausgewanderten oder vertriebenen Mönchen, ihre Klöster wieder zu beziehen; aber sie bezohen sie nicht, wahrscheinlich, weil sie befürchteten, sie mögten abermals verjagt werden, und dann das Lezte ärger finden, als das Erste.

Von dem Zustande der Religion und den Schicksalen der Pfafferey in Frankreich spreche ich weiterhin ausführlich, und lasse hier diese Dinge ruhen.

Wir fanden auch in Verdun recht gut versehene Magazine an Heu, Stroh, Mehl, Wein, Speck, Brandtewein, Erbsen, Käse u. s. w.; ferner vielen Vorrath an Kleidungsstücken und Pferdegeschirr. Von diesen Vorräthen haben unsere Leute sich manches zugeeignet, besonders von den Lebensmitteln. Diese wurden unter die Soldaten vertheilt, und von dem hier vorgefundnen Mehle haben wir lange Kommißbrod gegessen. Aber dieses Kommißbrod, welches aus geschrotenem Waizen gebacken ward, wollte unsern Leuten nicht recht behagen: es stände nicht so gut wider, sagten sie, als das deutsche; und dann schmecke es zu weichlich.

Da ich sehr oft, beynahe täglich, nach Verdun geschickt wurde, so hatte ich Gelegenheit, auch für mich manches aus dem Magazine mitzunehmen. Oft habe ich meine Zeltbursche mit Schnapps und Wein versehen, und einmal habe ich sogar einen schönen neuen Offiziermantel mitgebracht: Ich ließ ihn einem Leutnant für 14 Thaler, obgleich die goldne Tresse darauf allein mehr werth war. Ich dachte, nimmst du ihn nicht, so nimmt ihn ein Anderer; und nach dieser Regel bestimmte ich damals manche individuelle Handlung.

Es ist überhaupt — um noch einmal davon zu sprechen — im Kriege eine ganz eigne Sache um das Mein und Dein. Wenn man gewiß wüßte, daß der wahre Eigenthümer eines Dinges im Besitze desselben bleiben würde, wenn man ihm dasselbe ließe, so wäre es oft ein Schuftstreich, es wegzunehmen. Aber da man gewiß voraussetzen kann, daß es doch Andern zu Theil wird, wenn wir es liegen lassen, so dächte ich, verliert die Handlung viel von ihrer Häßlichkeit. Und das ist im Kriege sehr oft der Fall. Ich weiß zwar, daß die Herren Moralisten dieß nicht werden gelten lassen: aber es käme auf eine Probe an, was selbst sie thun würden, wenn sie sich im Falle der Soldaten befänden! Wer indeß über eine Handlung urtheilen will, muß sich in die Lage des Handelnden versetzen: und wenn

er das nicht kann, so wird er immer räsonniren, wie der Blinde von der Farbe.

Nach dem Bücherwesen erkundigte ich mich in Verdun, wie in Longwy, und hörte fast nichts weiter schätzen, als die Nationalblätter, nebst Mably, Voltaire, Rousseau und andern, welche gegen den Despotismus und die Pfafferey geschrieben haben.

Auf die eifrigen Vertheidiger der Freiheit hat man hier auch stark Jagd gemacht, und unter andern den Präsidenten des Distrikts von Varenne, einem kleinen, etwan vier Stunden von Verdun gelegnen Städtchen, gefänglich hingesezt. Das Verbrechen dieses würdigen Mannes bestand meist darin, daß er sein Vermögen hingab, um einige Anstalten durchzusetzen, für welche er ehemals in Paris gestimmt hatte. Der Herzog ließ ihn anfänglich sehr hart an, aber George, so hieß der Präsident, benahm sich so edel und freymüthig, daß der Herzog selbst endlich schwieg. Die Emigranten hätten ihn gern zernichtet, und gaben ihm Schuld, daß er an der Arretirung ihres flüchtigen Königes zu Varennes Theil gehabt habe: aber die Preußen schüzten den George, und er wurde bald darauf ausgewechselt.

Die gefangnen Franzosen saßen auf der Citadelle, wo man sehr leicht mit ihnen sprechen

konnte. Ich benuzte diese Gelegenheit, und fand, daß die Leute den Muth noch gar nicht verlohren hatten. Les ennemis se retireront, et nous voilà libres, riefen sie und pfiffen eins dazu.

Der Verfasser der Briefe eines Preußischen Augenzeugen, welcher eben so, wie ich, den Feldzug des Herzogs von Braunschweig mitgemacht hat, erwähnet im ersten Packt einer sehr schönen Kaufmannsfrau in Verdun. Diese Dame habe ich auch mehrmals gesehen, welches sehr leicht war, da sie gewöhnlich am Fenster paradirte. Sie war, wie mich dünkt, und wie sie auch vielen andern vorgekommen ist, eine vollendete Schönheit, aber auch eine tüchtige Kokette. Anfangs flatterten unsere jungen Offizierchen um sie herum, aber bald fanden sich recht große junge Herren — ich sage, junge Herren — bey der Madame ein, und die Offizierchen fuhren ab. — Wie herablassend Madame gewesen sey — weis ich nicht, sie hatte aber recht viel Preußisches Gold. Ihr Mann hat als Kaufmann das Ding so genau nicht genommen.

Andre Frauenzimmer in Verdun waren auch nicht unerbittlich, ob ich gleich ihnen überhaupt zur Ehre nachsagen muß, daß unter ihnen viele Sittsamkeit herrschte.

Zwölftes Kapitel.

Das sogenannte Drecklager.

Im Lager bey Verdun hatten wir noch immer so halb und halb zu leben, aber von nun an litten wir auch Elend und Mangel, bis wir auf die deutsche Gränze zurückkamen. Unser Erzspizbube von Jude war endlich dem Hn. Major von Wedel als ein infamer Betrüger bekannt geworden; und dieser brave Offizier jagte ihn denn vom Bataillon, und nahm einen andern Juden an, welcher uns bey Verdun die vierzehn Tage über, die wir ohngefähr da stehen blieben, besser versah, und nicht so arg betrog, als der erwähnte.

Wir brachen von Verdun mitten im Regen auf, und marschierten den ersten ganzen Tag im Regen fort. Unser Brod hatten wir größtentheils im Lager liegen lassen, weil wir ohnehin genug belastet waren, und durch den abscheulichsten Koth waten musten.

Den zweyten Tag kamen wir der französischen Armee, oder vielmehr einem Korps derselben nahe. Wir marschirten zwar den ganzen Tag, aber so jämmerlich, daß wir jedesmal eine halbe Stunde

vorwärts machten, und hernach wieder eine Stunde, auch wohl länger, im Kothe herum stille lagen, wie die Schweine. Ich wurde, so wenig mich sonst Strapatzen niederbeugen, auf diesem elenden Marsche so unmuthig, daß ich meine Lage verwünschte, und gewiß, wäre ich nicht so erschöpft gewesen, zu den Franzosen übergangen wäre, so sehr ich die Desertion sonst auch hasse.

Endlich erreichten wir ein Dorf, l'Entrée genannt, worin der König sein Hauptquartier nahm, und wobey wir unser Lager aufschlagen sollten. Aber unsre Packpferde waren aus Furcht vor den Franzosen zurückgeblieben, und wir mußten nun da unter dem freyen Himmel liegen bleiben bis Nachts zwölf Uhr. Wir machten freilich Feuer an und holten dazu aus dem Dorfe l'Entrée heraus, was wir in der finstern Nacht von Holz finden konnten — Stühle, Bänke, Tische und anderes Geräthe. Aber diese Feuer, so höllenmäßig sie auch aussahen, waren doch nicht hinlänglich, uns gegen den fürchterlichen Wind, und den abscheulichen Regen zu sichern.

Dieser Regen fing sogleich an, als wir die Zelter aufgerichtet, und uns auf die blanke Erde, — denn Stroh konnten wir in der Nacht doch nicht holen — hineingelegt hatten, und er wurde so heftig, daß das Wasser von allen Seiten in die Zelter eindrang,

und uns alle durchnezte. Niemand konnte liegen bleiben, noch weniger schlafen: man sezte sich also auf die Tornister und Patrontaschen, und jeder fluchte auf sein Schicksal. Man denke uns in dieser Gruppe! Sogar hörte man die gräßlichsten Lästerungen auf Gott, und sein Regenwetter. Es ist Strafe Gottes, sagten die Vernünftigern: Gott hat keinen Gefallen an unserm Kriege! Er will nicht, daß wir sein Werk in Frankreich stöhren sollen: die Revolution ist sein Werk, die Patrioten thun seinen Willen, und die Emigranten sind Spizbuben: es hole sie alle der Teufel! —

Unsre Munition an Pulver wurde selbige Nacht größtentheils naß, und zum Schießen unbrauchbar. Einige warfen auch schon bey ihrem Ausmarsche aus diesem Lager ihre Patronen weg, und ließen sich hernach bey der Retirade, als wir sogar mehrere Pulverwagen verbrannten, andere geben.

Endlich ward es Tag, und die Soldaten krochen aus ihren Zeltern, wie die Säue aus ihren Ställen, sahen auch aus, wie diese Thiere, wenn sie aus Ställen kommen, welche in sechs Wochen nicht gereinigt sind. Der Koth, worin man sofort patschen mußte, wenn man aus den Zeltern heraus trat, lief gleich in die Schuhe: denn er war dünn und tief, worüber denn einige Soldaten dumpf brummten, andre laut fluchten, alle aber darin

übereinkamen, daß dieses abscheuliche Lager sofort Drecklager heißen sollte.

Nun wurde befohlen, oder vielmehr angesagt, daß Stroh sollte gelangt werden. Stroh holen hieß aber damals, den ungedroschnen Weizen — Roggen wächst in Champagne nicht, wenigstens hab ich keinen gesehn: in Lotharingen war Roggen anzutreffen — Also man holte den ungedroschnen Waizen aus den Scheunen, warf ihn, wer weis, wie hoch, ins Zelt, und legte sich dann auf ihn hin. Dieses konnte um so viel leichter geschehen, da einem jeden erlaubt war, so viel Stroh d. i. Waizen zu nehmen, als er gerade wollte, oder konnte. Da nun auch die Kavalleristen ihre Furasche aus den Scheunen der Bauren holten; auch die Pack- und andre Pferde daraus versehen wurden, so kann man leicht denken, daß in den Dörfern, in deren Nähe unser Lager stand, nichts übrig blieb, als Jammer und Leere. In l'Entrée war nach drey Stunden keine Waizengarbe mehr anzutreffen. Und das gieng eben so in den übrigen Dörfern. Daß alle Häuser obendrein rein ausgeplündert wurden, versteht sich von selbst.

Ich hätte bey diesem Stroh- oder Garbenholen beynahe den Hals zerbrochen: denn ich fiel in einer Scheune von einem hohen Gerüste, jedoch ohne Schaden. — Das Schicksal hat mich noch immer

so ziemlich geschont, wie man in der Folge einige auffallende Beispiele davon sehen wird, aber vielleicht, um mich noch einmal weit härter mitzunehmen. Indeß mori nolo, sagt ein Philosoph, sed me mortuum esse, nihil curo; und der Mann hatte wohl recht. Warum sollte ich es denn für ein Glück halten, daß ich in l'Entrée den Hals nicht brach — in Landau oder Mâcon nicht guillotinirt wurde, oder daß mich der Franzose in Lyon — wie die Folge lehren wird — nicht niederstach? Ich sehe das noch nicht recht ein: aber so viel ist gewiß, daß wenn einer von diesen Fällen mich weggerafft hätte, ich nachher mancher trüben und kummervollen Stunde überhoben geblieben wäre. —

Ich habe in diesem Sumpflager öfters an einen Vorfall gedacht, der mir in Gießen schon sechszehn Jahre vorher begegnet war. Ich hatte nämlich einst den armen Eulerkapper mitperirt, und war auf dem Rücksprung, weil Eulerkapper mich verfolgte, in eine Mistgrube gefallen, und abscheulich besudelt. Damals lachte ich recht sehr über meinen komischen Zufall, und rühmte mich desselben hernach mehrmals. Jezt aber war ich mismuthig, da man mich zwang, in Champagne im Kothe herum zu patschen! —

Die Bauren in l'Entrée hatten ihre Kirche abgetragen, und neues Holz zur Erbauung einer

andern herbeygeschafft. Dieses neue Holz, samt dem alten holte man ins Lager und verbrannte es, mit unter auch Kanzel und Orgelgeschniz, Kruzifixe u. dgl. Dabey wurde nun brav gelacht und Spaß getrieben, und noch jezt sprechen die Soldaten vom französischen Kirchenholz im Drecklager.

Die Lebensmittel waren hier entsezlich rar und theuer: ich zwar für meine Person litt von hier an — die beyden Nächte bey der Kanonade nur ausgenommen — bis nach Grandpré zurück, keinen eigentlichen Mangel, bey weitem nämlich den nicht, welchen andre Soldaten ertragen mußten. Ich hatte bey der Kompagnie einen guten Freund an dem Furierschützen Lutze, welchen ich seit langer Zeit als einen ehrlichen Mann kannte.*) Dieser gab mir, als die Lebensmittel seltner wurden, den Anschlag, mich zu ihm ins Zelt zu legen, weil er als Furierschütze doch immer eher im Stande sey, etwas herbeyzuschaffen, als die andern. Ich that das, und Lutze hat mich, so lange ich bey ihm im Zelte war, oder vielmehr, so oft er da war —, denn auf der unseligen Retirade mußte er

*) Er ist noch in diesem Kriege durch einen klugen Streich von den Soldaten losgekommen, und hat Recht gehabt: man hatte ihn auch durch Pfiffe dazu gebracht.

oft fünf bis sechs Tage abwesend seyn — immer mit allerley Lebensmitteln und andern Sachen, als Tobak u. dgl. versehen, und selten sich dafür zahlen lassen; wenigstens gab er allemal das umsonst her, was er umsonst bekommen hatte. Ich halte es für Pflicht, dem ehrlichen Lutze diese Freundschaft nachzurühmen, und ihm dafür hier öffentlich zu danken. Schade nur, daß ich manch braven Manne nur blos wörtlich danken muß, dem ich sonst nichts vergelten kann; und daß Andre, für die ich gern alles gethan, ja mein Leben gewagt hätte, nichts mehr für mich thun. — Aber so geht es gemeiniglich, und ich kenne die Menschen zu gut, als daß ich mich darüber weiter wundern sollte. —

Der Mangel an Lebensmitteln konnte auch durch die wirklich große Menge von Kühen, welche man den Landleuten dortherum genommen und der Armee nachgetrieben hatte, nicht sehr erleichtert werden. Was war auch ein halb Pfund elendes, altes Kuhfleisch für den Soldaten, der kaum in drey Tagen für einen Tag Brod hatte? Da mußte er ja doch hungern! — Zudem wurde das beste Vieh von den angesezten Treibern an die Bauren, welche von weitem herbeyschlichen, verkauft. Ich kenne einen gewissen Treiber dieser Art, vom Regiment Thadden, Namens H— von

R— — — bey Kalbe, einen sonst kreuzdummen Esel, welcher sich durch diesen Handel ein artig Sümmchen erworben hat. Der schon mehrmals genannte fatale Jude hat auf diese Art auch Viehhandel getrieben. Das beste Fleisch, wie auch alles Schwein- und Hammelfleisch war übrigens für die Offiziere und ihre Bediente: davon bekam der Soldat nichts.

Ich kann nicht begreifen, wie man damals ein so absurdes Gerücht, als das war, was man von der Annäherung des armen Ludwigs XVI. aussprengte, für wahr halten konnte: und doch war es lange Zeit, schon von Verdun her, allgemein, und würde sogar von den Offizieren geglaubt, die großen ausgenommen, welche recht gut wußten, daß Ludwig Capet zu Paris, seit seiner Flucht, in einer schrecklichen Sklaven-Läge gehalten wurde.

Ich widersprach solchen Gerüchten immer, gab sie höchstens für erdichtet zu unserm Troste aus, und wendete alle meine Beredsamkeit an, meine Kameraden, auch unsre Offiziere, welche sich gern mit mir abgaben, von der augenscheinlichen Absurdität solcher Geschwätze zu überzeugen. Aber statt meinen Gründen Gehör zu geben, nannten mich Viele einen Patrioten oder Jakobiner, und meynten, daß ich bald sehen würde, wie die Franzosen sich trollen sollten. Doch fand ich auch da-

mals schon mehrere, sogar unter den gemeinen Soldaten, welche nichts Gutes mehr erwarteten, und mehr Unglück als Glück prophezeihten.

Bisher waren wir in der Wäsche noch ziemlich rein geblieben: aber nun, da sich nicht mehr waschen ließ, da sogar das Leinenzeug im Tornister vermoderte, fanden sich auch sehr unangenehme Thierchen, diese schreckliche Plage des Soldaten im Felde, bey uns unerträglich ein. Selbst die Offiziere konnten ihnen nicht mehr entgehen, und lernten nun auch erst recht das volle Elend des Kriegs erkennen.

Aber nichts nahm unsere Leute ärger mit, als der Durchfall, der allgemeine Durchfall, und dann die darauf folgende fürchterliche Ruhr. Delikate Leser würde es aufbringen, und ihren Eckel rege machen, wenn ich über diesen Gegenstand alles sagen wollte. Aber für delikate Leser ist dieser Theil meiner Schrift nicht, sondern für Männer, deren Absicht es ist, das Elend unsrer Feldzüge gegen die Neufranken in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen: und diese suchen nur Wahrheit, auch ekelhafte Wahrheit, wenn sie nur Resultate daraus ziehen können. Also — die Abtritte, wenn sie gleich täglich frisch gemacht wurden, sahen jeden Morgen so mörderisch aus, daß es jedem übel und elend werden mußte, der nur hinblickte: alles war

voll Blut und Eiter, und einigemal sah man sogar Unglückliche darin umgekommen. — Eben so lagen viele blutige Exkremente im Lager herum von denen, welche aus nahem Drange nicht an den entfernten Abtritt hatten kommen können.

Ich bin versichert, daß nicht drey Achtel der ganzen Armee von dem fürchterlichen Uebel der Ruhr damals frey waren, als wir das Sumpflager verließen. Die Leute sahen alle aus, wie Leichen, und hatten kaum Kräfte, sich fortzuschleppen; und doch klagten nur wenige über Krankheit — aus Furcht vor den Lazarethen, oder vor jenen Mordlöchern, worin man die Erkrankten schleppte, und worin so viele — viele um ihr trauriges Leben noch trauriger gekommen sind. Es wurden also nur die dahin gebracht, welche gar nicht mehr fort konnten; und deren war eine sehr große Menge.

Drenzehntes Kapitel.

Unser Marsch nach den Höhen von La Lune oder Valmy.

Aus dem Sumpflager hatten wir ohngefähr noch 16 Stunden nach La Lune, wobey die bekannte Kanonade vorfiel, jene nämlich, welche das Ziel unsrer Heldenthaten in Frankreich gewesen ist: denn nach dieser Zeit bis auf unsern Separat-Frieden ist gegen die Franzosen auf französischem Boden von uns beynahe nichts mehr gethan worden; und was die Kaiserlichen darauf thaten, ist eben auch nicht weit her.

Wir machten diesen Weg, troz unsrer ausgemärkelten Körper, in wenig Tagen, und hatten immer mit Mangel zu kämpfen, weil der Feind uns hier in der Nähe war, und kein Marketender uns zu folgen sich getraute. Einige Weiber und Menscher zogen zwar mit, aber die hatten leider selbst nichts, konnten also auch nichts verkaufen.

Am 19ten September mußten wir Nachmittags noch spät aufbrechen, und vorwärts marschiren bis Nachts um 9 Uhr; und hernach brachten wir ohne

Zelter, und beynahe ohne Infanteriewachen die Nacht unter offnem Himmel zu.

Auf dem Wege dahin sagte ein Offizier zum andern: „Höre Bruder, Morgen giebts was! die Franzosen werden angegriffen; und wenn sie nur stehen, so sind sie Morgen Abend alle in unsrer Gewalt." Sch — auch! — fing ein Soldat aus dem Trupp an — seht ihr nur zu, daß sie Euch nicht kriegen; Sie — kriegt ihr gewiß nicht! — Darauf fing der Offizier an zu fluchen, und wollte mit Gewalt wissen, wer so gesprochen hätte, um ihn zu bestrafen; da aber Niemand diesen verrieth, so schwur er bey seiner hohen Ehre, und daß ihn der Teufel in tausend Fetzen zerreißen sollte, wenn Morgen die Spizbuben nicht alle entweder todt oder gefangen wären!

Der Wind braußte diese Nacht fürchterlich, und es war gewaltig kalt. Waldung war dort in der Nähe nicht: wir liefen also schaarenweise in die Dörfer, und hohlten, was wir vorfanden, Stühle, Tische, Bettstellen, Fässer, Thüren, Wägen, Karren; kurz, wir schleppten, was von Holz uns in die Hände fiel, ins Lager, und machten Feuer wie in der Hölle. In den Dörfern selbst wurde Feuer in die Bauerhöfe getragen, und man zündete mit Strohfackeln in den Scheunen und Ställen herum.

Was von Vieh noch übrig war, wurde mitgeschleppt, und im Lager in Töpfen und Kesseln, die man gleichfalls in den Dörfern gelangt hatte, gekocht und verzehrt. Unter allen zeichneten sich die Soldaten vom Regimente Romberg als brave Beutemacher und Köche aus.

Einer unsrer Offiziere, der Hr. Major von Massow, wollte dem gräulichen Plündern und Anzünden steuren, aber seine Bemühungen waren fruchtlos: man stellte ihm vor, daß eben jezt, den Tag vor einem wahrscheinlichen Angriffe auf den Feind, ein scharfes Verfahren wider die Beutemacher am unrechten Orte seyn würde.

So dachten alle: denn ich sahe die Generale selbst ganz ruhig am Feuer sitzen, und den Soldaten, als sie ihre geraubten Hüner u. s. w. zurecht machten, zusehen, ohne ein Wort darüber zu sagen. In solchen Tagen kann man ihnen das auch gar nicht zumuthen, ob ich gleich überzeugt bin, daß die wenigsten von ihnen diese Gräuel billigten.

Mehrere Dörfer sind in dieser garstigen Nacht durch den Brand sehr beschädiget worden, und eins derselben stand noch in vollen Flammen, als wir den andern Morgen um 9 Uhr vorbeymaschierten.

Vorfälle von dieser Art, welche unserm Militär eben keine Ehre machen, berichte ich sehr ungern: aber ich muß einmal schreiben, was ich gese-

hen habe; und dann sollen meine Berichte auch zum Einschärfen des wichtigen Satzes dienen: daß man von Menschen nicht mehr erwarten müsse, als sie nach ihrer Lage leisten können; daß man folglich billige Urtheile fällen müsse von Freund und von Feind; daß man also auch jene Nachrichten, welche Herr Girtanner, Herr Pastor Braun und andre über die Franzosen so reichlich in Deutschland verbreitet haben, würdigen müsse, wie sie nur gewürdiget werden können nach der Natur einer Armee, welche in allerley Umstände geräth, und daher allerley thun muß, was freilich mit den Regeln der Moral, und den Gesetzen nicht übereinstimmt. Doch davon weiter unten in einem eignen Kapitel, indem diese Sache gar sehr wichtig ist.

Sobald der Tag anbrach, wurde abmarschiert. Es hatte erst geschienen, als wenn das Wetter sich halten würde, aber gegen 7 Uhr fing es heftig an zu regnen, und wir wurden bis auf die Haut naß. Dennoch ging der Zug weiter bis gegen die Höhen von Dampierre, worauf Dumoiriez sich postirt hatte; und hier fiel die bekannte Kanonade vor, von welcher, glaube ich, Nachricht genug gegeben ist.

Warum wir bey dieser Kanonade keinen Vortheil erhielten, ist handgreiflich. Der Feind hatte mehr Volk, mehr und besseres Geschütz und eine weit bes=

sere Stellung als wir: besonders machte eine Batterie an einer Windmühle, wenn diese gleich von unserm Geschütz und auffliegenden Pulverkarren zusammen geschmissen wurde, es völlig unmöglich, den Feind mit Infanterie anzugreifen.

Der Verfasser der Briefe eines Preußischen Augenzeugen über diesen Feldzug, sagt im zweyten Packt, S. 88 und 89 etwas von todtblassen Gesichtern an Haupt- und Unterleuten während dieser Kanonade; vom Bücken vor Kanonenkugeln, und dergleichen: und dieses hat der Recensent dieser Briefe in dem Magazin der neuesten Kriegsbegebenheiten (1. B. S. 267.) sehr übel aufgenommen, und versichert bey seiner Ehre *): daß Er (auf seinem Posten) weder Bücken noch Blässe, sondern alten ächten Preußischen Muth gefunden habe. „Alle Soldaten, sezt er hinzu, waren lustig, und freuten sich sogar, den so lange verfolgten (?) Feind endlich einmal in Schlachtordnung aufmarschirt zu sehen. Alles avancirte mit frohem Muthe und der festen Ueberzeugung, den Feind zu schlagen, und alles murrte, da **Halt** kommandirt

*) Daraus sieht man schon, daß der Recensent ein Offizier ist. Aber nicht alles, was auf Ehre versichert wird, ist darum wahr. Man denke an die hohen Versicherungen der ausgewanderten französischen Prinzen, Generale, Edelleute, Priester u. dgl.! —

wurde. Auch den Tag, als die Armee auf die Höhen neben Valmy anmarschirte, erwartete und wünschte Offizier und Soldat mit Vergnügen eine Bataille, und alles war misvergnügt, da man, ohne etwas unternommen zu haben, ein Lager bezog. — Es würde ewige Schande über Preußische Truppen bringen, wenn es auch nur halb wahr seyn könnte, was der Verfasser davon aufgezeichnet hat."

Wie aber, wenn es wirklich ganz wahr ist? Oder soll darum etwas nicht wahr seyn, weil es mit der lieben Ehre nicht so recht besteht? Dann ließe sich unser ganze Feldzug nach Champagne rein wegdemonstriren, und gar viel Anderes, was doch weltkundig wahr ist. Der Ehrenritterliche Recensent wird demnach einsehen: daß Zuvielbeweisen mit Recht Nichtsbeweisen heißt. Ueberdieß ist Wahrheit doch auch gut Ding, welcher man nicht zu nahe treten muß, wenn sie Zeugen zu Tausenden hat; und wenn die arge Welt auf das Vertuschen und erkünsteltes Selbstlob wenig noch achtet.

Also, was das Erblassen und das Bücken betrift, so versichere ich den Herrn gegenseitig — zur Ehre der Wahrheit: daß ich auf meinem Standpunkte eben das gesehn und bemerkt habe, was der Verfasser der Briefe darüber erzählt hat. Ich kann

ihm namentlich die Offiziere nennen, die ihren Trupp zum Bücken sogar ermahnten. *) Und wer könnte Offiziere und Andere tadeln, die nach dem Gesetze der Sparsamkeit, Klugheit und wahren vernünftigen Tapferkeit, wie auch nach dem natürlichen Selbsterhaltungstriebe, ausweichbaren Gefahren ausweichen, um Sich sich, den Ihrigen und dem Staate, der doch die Menschen zum Soldatwerden, und was zu deren Unterhalte und Bewaffnung gehört, hergeben muß, zu erhalten? Dieß zu thun, denk' ich, ist Pflicht; und es gethan haben, könnte also über Preußische Truppen ewige Schande nur dann bringen, wenn die Ehre der Preußen es mit sich brächte, nicht nach weiser zweckmäßiger Tapferkeit, sondern nach unweiser Tollkühnheit jeder, auch ausweichbaren, Gefahr sich preis zu geben. Menschen sind doch keine Fürsten-Nieten? —

Für das Erblassen spricht schon unsre vorhergegangene elende Lage, die allein hinreichend gewesen wäre, auch dem tapfersten und geübtesten Soldaten, zu dessen Wöllen doch auch das Können hinzu-

*) Ob das Regiment Weimar eben dieß gethan habe, weiß ich nicht; aber Peltier sagt es in seinem Dernier tableau de Paris. Man sehe den II. B. des angeführten Magazins S. 85. — Wenn Keine sich nirgends gebückt hätten: woher denn auch diese Nachricht?

kommen muß, den Muth zu lähmen, und ihn, wenn auch nicht zur Verzweiflung, doch zum Verzagen und Erblassen zu stimmen, zumal im Angesichte einer tosenden feindlichen Kanonade. Unsere Leute waren ja meistens schon krank; alle waren ermattet und bis auf die Haut durchnässet; der größte Theil hatte seit dem Mittage des vorigen Tages nichts gegessen; weit über die Hälfte — denn aus dem siebenjährigen Kriege zählen wir nicht viel brauchbare Soldaten mehr — trat hier zum ersten Male vor feindliche Kanonen: ist es nun überhaupt glaublich, daß solche Leute unter solchen Umständen sich des nahen Feindes freuen, mit frohem Muthe gegen ihn avanciren, und über ein kommandirtes Halt murren werden? Das wird sich schwerlich jemand einbilden, der da weiß, welchen Eindruck neue und große Gefahren auf ungewohnte und sonst schon leidende Gemüther machen. — Auf dem Anmarsche gegen den Feind wurden erst die Gewehre geladen, welche vorher immer kugelleer geblieben waren: und während dieses Ladens konnte man die Todtenbläße auf den meisten Gesichtern nicht der Soldaten allein, sondern auch der Offiziere, deutlich bemerken. Die Aengstlichkeit gieng so weit, daß, wer Spielkarten bey sich hatte, sie wegwarf, aus Furcht, der liebe Gott mögte nun ihn strafen wegen eines so gottlosen Ge-

rathes, als eine Spielkarte ist. rc. rc. rc. Wenn vielleicht der Herr Recensent, als geübter Offizier, muthig war: so gereicht ihm das zur Ehre, ob es gleich nicht sehr rühmlich ist, den Muth Anderer auf Kosten der Wahrheit laut zu rühmen, um seinen eignen so nebenher mitzurühmen.

Recensent will nicht einmal zugeben, daß der Verfasser der Briefe Soldat war: er will ihn nur mit zu der Equipage der Armee gerechnet wissen: und das soll man jedem seiner gefällten Urtheile ansehen!! — Sehr höflich von einem Offiziere; aber auch sehr natürlich für einen Offizier, vielleicht vom Regimente Romberg, der es dann freylich unverdaulich finden mußte, daß der Verfasser der Briefe die Leute dieses Regiments nicht zum erbaulichsten anführte, und gar von Bauchphilosophen unter demselben etwas fallen ließ. Aber wer kann wider die Wahrheit, zumal, wenn Tausende als Zeugen für sie da sind!

Soll man aber gefällten Urtheilen es ansehn können, ob jemand wirklich Soldat sey, oder ob er zur Equipage der Armee gehöre: so könnte Recensent selbst Gefahr laufen, vielleicht auch zur Equipage mitgerechnet zu werden. Denn was und wie qualifizirt dazu, er über den Feldzug von 1792 urtheile, lehrt der Augenschein im II. B. S. 68 u. ff. Ich will einiges zur Probe anführen.

Nach S. 73 im II. B. der ersten Ausgabe, „haben die französischen Prinzen den Operationsplan (für den ersten Feldzug) entworfen, und der Herzog von Braunschweig hat bloß die Ausführung versucht. — Wenn er gleich selbst überzeugt war, nicht nach Paris zu kommen, so mußte er doch immer das Gegentheil laut behaupten, so lange der entworfene Plan durchgesezt werden sollte.“ — Also war der Herzog der exequirende General der französischen Prinzen! Also wollte er bloß die Ausführung von etwas versuchen, das Andere entworfen, er aber weder gebilliget, noch für möglich gehalten hat — nämlich nach Paris zu kommen! Also machte er den militärischen Marktschreyer und Renomisten! Quot verba, tot absurda! Recensent giebt auf diese Art dem Kupferstiche ja noch Gewicht, worauf die französischen Prinzen, Generale und Bischöfe, mit Laternen in der Hand, dem Preußischen Heere vorleuchten; das Heer schon bis über die Knöchel im Sumpfe wanket, mit Manifesten, Ludwigskreuzen und Rosenkränzen auf dem Rücken, und welchem der Anführer mit verbundenen Augen und gezucktem Degen nachreitet, mit den Worten vor dem Munde: Marsch, nach Paris!

„Was die Manifeste anbelangt, heißt es S. 75, so braucht man den großen Mann nur zu kennen, um zu wissen, daß er seinen Namen unterschrieb,

und sie verlachte, sich ihrer aber als ein Mittel bediente, um zu wirken, weil 40000 Stimmen sagten auf diese Art müsse gewirkt werden, und so würde die Wirkung ihren Zweck nicht verfehlen." — Also handelte der große Mann hier wieder nach der Auctorität Anderer und nach Mehrheit, vergaß darüber reifliche Selbstprüfung und Erforschung durch Emissaire u. dgl. und bediente sich eines Mittels auf fremde Rechnung, das er auf eigne verlachte. Schade um die Profanierung des hochberühmten Namens! —

„Der Zweck der Kanonade, fährt unser Herr S. 87 fort, war, der Französischen Armee sich einmal gegen über zu zeigen, um zu sehen, in wie ferne die Aussage der Emigrirten: daß der größte Theil (der französischen Armee) übergehen würde, wahr sey oder nicht. — Um diesem Zeigen mehr Nachdruck zu geben, stellte der Herzog ihr allenthalben Truppen entgegen. — (S. 88.) So blieb man dem Feinde gegen über stehen, und hoffte vergebens auf den Uebergang der Französischen Truppen. Der Glaube der Emigrirten daran war so stark, daß einige aus dem Gefolge des Königs nur nöthig zu haben wähnten, sich zu zeigen, und deshalb auf der Chaussee vorritten, und mit ihren weißen Tüchern winkten. . . (S. 89.) Allein — keine Seele kam! Die entscheidende Begebenheit

also, die mit so vieler Gewißheit von den Emigrirten vorher verkündet ward, worauf der ganze Plan der Campagne und alle bisherigen Schritte calculirt waren, war gescheitert, und so der ganze Feldzug mit einem Male — zu Wasser geworden." —

Ewige Schande über das Vercalculiren nach dem Calcul unsers Recensenten! Hatten denn die Franzosen in Landau, als sie den Trompeter, welchen Fürst von Hohenlohe im Vorbeygehen an sie abschickte, erschossen, nicht schon handgreiflich genug bewiesen, daß die Emigrirten — Erzlügner waren? *) — Nein der Verfasser der Briefe — calculirte wahrlich weit richtiger, und der ganze Erfolg hat seinem Calcul entsprochen. Bey der Equipage gab es also einen, der unbefangener und richtiger vorhersah und urtheilte, als Mancher an der Spitze. Aesopus und Plautus waren indeß auch keine Centurionen, und sagten doch manch wahres und brauchbares Wort, auch noch für unsere Zeiten. — Und wäre der Hr. Recensent ein Julius Cäsar, so hätte er dennoch sehr geirrt, daß er dem Glauben an die Behauptung und den

*) Der französische Freyheitskrieg an dem Oberrhein, der Saar und der Mosel — I. B. S. 13. Dieß Werkchen verdient vor vielen ähnlichen den Vorzug.

Plan der Exprinzen und ihres Anhangs mehr zuschreibt, als unsere Ehre und eine gesunde und ehrliche Politik es je hätten erlauben können — oder er müßte recht auffallend haben zeigen wollen: daß der Glaube im Politischen eben so wenig selig mache, als im Theologischen, und daß eben diejenigen, die man im Herrscherdünkel für die ersten Stützen des Staates hält, oft gerade die lezten sind, und, wenn sie ihn gleich am meisten untergraben, doch am wenigsten recht kennen. —

„Hätten, sagt ein geübter Seher unsrer Zeiten *), die Fürsten, Minister und Räthe, welche die neuern Begebenheiten Europas herbeigezogen haben, weniger ihren Einsichten getrauet, weniger ihren Leidenschaften und Vorurtheilen Gehör gegeben, und dagegen mehr die Geschichte, mehr die Menschen, und insonderheit mehr die Werke des unsterblichen Friedrichs studiert: so würden sie nicht sagen dürfen: sie hätten nicht voraussehen können, was in der Folge geschehen ist. Daß sie es voraussehen konnten, ist unläugbar, da es vorausgesehen ist. Vorwürfe deshalb helfen freilich nichts mehr, da geschehene Dinge sich nicht ändern lassen; aber die Fehler zu bemerken, ist sehr heilsam, um Regenten zu überzeugen, welchen Irrthümern sie

---

*) Genius der Zeit, 1795. Jun, S. 259, ff.

ausgesezt sind, wenn sie ihre Minister allein hören. So wahr ist die Bemerkung eines vernünftigen Mannes: Daß in unsern Zeiten die gröste Weisheit nicht in den Kabinettern gewesen ist, und daß Bücher-Gelehrte den Lauf der Dinge besser beurtheilt und richtiger vorausgesehen haben, als — die handelnden Staatsmänner."

„Bis dahin, fährt Recensent S. 89 fort, und meynt bis zur Kanonade, hatte die Politik den Krieg allein geführt; jezt erst trat die Kriegskunst wieder in ihre Rechte. — S. 90. Durch jene Spekulation war die Armee in der traurigsten Lage. — S. 91. Ich habe keine Worte für das Gemälde unseres Rückzuges! In dieser schrecklichen Lage konnte nicht die Frage seyn: Wie herauskommen? — sondern alles kam nur auf das Herauskommen selbst an. — S. 92. Es blieb nur das übrig, den Feind selbst zu gewinnen. Daher entstanden jene Unterhandlungen, die der Welt soviel Kopfbrechens gemacht haben. — Der Herzog hatte durch eine Unterredung die französischen Generale so für sich eingenommen, daß sie fest glaubten, wir würden die Oestreicher verlassen, und ihre Parthey ergreifen: und in dieser Hoffnung gingen sie einen stillschweigenden Waffenstillstand mit den Preußen ein, wofür ihnen die Zurückgabe von Verdun versprochen ward. In

diesem Waffenstillstand waren jedoch die Oestreicher und Emigrirten nicht mitbegriffen; und als der Rückzug geschah, suchten die Franzosen selbige allenthalben, um sie anzugreifen und zu Grunde zu richten. Diese aber brachen immer einen Tag früher auf, und so wurden sie von der Preußischen Armee masquirt. — S. 93. Alles, außer der Räumung von Verdun und Longwy, beruhte indeß nur auf mündlichen Verträgen: und so wie man über die Gränze war, nahm man die Masque ab, und die Feindseligkeiten fingen wieder an." —

So also trieben es die Preußen? Ihre Kriegskunst, wie ihre Politik behälfe sich also mit Masken? Ein mündlicher Vertrag wäre ihnen nicht eben so heilig, als ein schriftlicher? — Dann hätten ja diejenigen so groß Unrecht nicht, die das punica fides mit der borussica jezt vertäuschen wollen! —

Doch genug, um den Lesern selbst es zu überlassen, wen von beyden sie bey der Equipage der Armee suchen würden, den Verfasser der Briefe, oder den Recensenten derselben in dem Magazin? Der Verfasser der Briefe ist seiner Wahrheit und Wahrhaftigkeit, sowohl in historischer als politischer Rücksicht, auch bey der Nachwelt sicher genug, um keiner weitern Rechtfertigung vor seinen Zeitgenossen gegen einen hofierenden Recensenten noch zu bedürfen. Sein Hauptverdienst ist, daß

er den Geist des Krieges und dessen nächster Theilnehmer unter Soldaten, Bürger und Bauer getreu schildert, und alles, was hierauf Bezug hat, und soweit sein Bemerkungskreis reichte, offenherzig vorerzählt, dann aber den Standpunkt und die Grundsätze mit edler Freymüthigkeit angiebt, nach welchen man das Erzählte bald a priori, bald a posteriori, entweder einzeln oder im Zusammenhange, nach Ursache und Wirkung, oder nach Grund und Folge selbst übersehen kann. Das Historische diente ihm also zum Vehikel des Politischen; und dadurch unterhielt und belehrte er den gemeinen Leser, wie den höhern. —

Ob der Recensent, wie die Hn. Mitverfasser des Magazins, sich dieses Verdienstes auch rühmen können, das mögen Andere entscheiden. Doch haben sie das Verdienst vor ihm voraus, daß sie mehr, als er, das Taktische des Feldzuges bemerkten, und also mehr für den Soldaten, aber auch weniger, als er, für den Weltbürger schrieben. Ganz in seiner Manier ist indeß der zweyte Aufsatz im III. Bande S. 19 *), der auch in kosmopolitischer Rücksicht allein mehr werth ist, als

*) Nämlich der Krieg der Griechen gegen die Perser, in Vergleich mit dem jetzigen der Alliirten gegen Frankreich. — Dieß war ein Wort ganz für den Macht- und Schwachheitsgeist unserer Zeit: —

die ganze Hälfte aller übrigen. Indeß einem jeden das Seine; und was ich von beyden hier nebenher bemerkte, sey salvo meliori bemerkt. Beyde interessiren mich nur in sofern, als sie, wie ich, eine Sache behandeln, auf deren wahre und richtige Darstellung es für die Zukunft, in praktischer Rücksicht, viel ankömmt. Uebrigens mögen beyde sich selbst weiter würdigen und vertheidigen: ich kehre zu meiner Geschichte zurück, und hoffe wegen dieses Nebensprunges um so eher Nachsicht, da er zugleich eine ganz eigne Ansicht des Feldzuges von 1792 dem Leser eröffnet. —

Unsern König sah ich hier in Begleitung einiger Generale, mitten unter den feindlichen Kugeln hinreiten, und freute mich eben so sehr über das herrliche Beyspiel, welches dieser muthvolle Monarch seinen Soldaten gab, als ich mich über folgendes äußerst dummes und abgeschmacktes Gespräch zweyer alter Unteroffiziere ärgerte. Ich will sie A und B nennen:

A. Siehst du den Alten *) dort?

---

*) In Sachsen und anderwärts spricht man vom Regenten mit komplimentvollern Ausdrücken: da sagt man: der gnädigste Kurfürst, Ihre Durchlaucht der Landgraf, Ihre Erzbischöfliche Gnaden u. s. w. Hingegen der Preuße sagt schlechtweg: der Alte und legt auf diese Benennung doch mehr, als der Sachse, der Hesse und der Maynzer auf seine prunkvollen Titulaturen.

B. Seh'n wohl: schau, wie die Kugeln ihm um den Kopf fliegen!

A. Wenn er nur nicht getroffen wird!

B. Narre, denkst du denn, daß er das könne?

A. Warum nicht? Wenn ihm eine Kugel an den Kopf fährt, ist er weg.

B. Ah, warum nicht gar! Eine eiserne Kugel trifft den König nicht.

A. Und wie das?

B. Schau, Bruder, das will ich dir sagen: ich bin ein alter Soldat, und hab den siebenjährigen Krieg mitgemacht; du kannst mir also glauben, daß ich's verstehe. Ein gekröntes Haupt wird von keinem Bley oder Eisen getroffen: das fällt weg, und wenn der König gerade unter die Batterie dort ritte!

A. Aber es sind doch schon, wie man so hört, Könige vom Feinde erschossen worden.

B. Ja, wohl Bruder, aber das waren auch andre Kugeln; es waren Kugeln von Silber! Und siehst du, Bruder, wenn die Franzosen unsern Alten treffen wollen, so müssen sie silberne Kartätschen einladen, und dann wird er bald weg seyn.

A. Wenn das so ist, dann hat der Alte gut dahin reiten!

B. Freilich wohl! Zudem haben die Könige von Preußen das Privilegium, daß ihnen weder

Hieb noch Schuß schaden kann. Deßwegen hat der alte Fritz im siebenjährigen Krieg oft ganze Hände voll Bleykugeln aus seinen Ficken geholt, und die Kanonenkugeln mit dem Hut aufgefangen.

A. Höre Bruder, du kannst Recht haben! Drum gehn die Könige in Preußen wohl auch nur noch allein ins Feld: sie würden aber wohl hübsch zu Hause bleiben, wenn sie sich vorm Todtschießen fürchten müsten. Dann würden sie's machen, wie der Kaiser, der König in Spanien und die andern Könige. Die bleiben alle hübsch zu Hause, und lassen ihre Leute für sich todt, krum oder lahm schießen. —

Durch solche absurde abergläubige Ideen entkräftet ein solcher Mährchentrödler ein Beispiel von Tapferkeit, welches der König seinem Heere giebt, und das für sich ganz unwiderstehlich wirken würde.

Vierzehntes Kapitel.

Begebenheiten nach der Kanonade bey Valmy.

Es ist hier der Ort nicht, zu beweisen, daß der damalige französische General Dumouriez weder uns noch seiner Nation ganz gewogen war. Darüber mag der Leser in andern Büchern Auskunft suchen. Dumouriez hätte uns noch am Tage der Kanonade viel schaden können, wenn er gewollt hätte: das ist eine Wahrheit, welche unsre eignen Befehlshaber gerne eingestanden, und die auch aus der Natur unsrer Lage deutlich genug erhellet.

Nach einem wechselseitigen Feuer von ohngefähr vier Stunden wurde abmarschiert, und wir zogen uns auf verschiedne Hügel, welche wir besezten. Der König nahm sein Quartier auf dem Vorwerke La Lune, welches vorher einem Emigrirten gehört hatte, damals aber schon an Bauren verkauft war.

Unser Verlust an Todten und Blessirten belief sich auf 166 Mann: freilich ein ganz geringer Verlust bey einer vierstündigen Kanonade, aber allemal groß genug, bey einer Kanonade, welche nach

dem Zeugniß aller verständigen Kriegsmänner, ganz ohne alle Hoffnung eines Sieges oder reellen Vortheils, unternommen war. Diesen Verlust wird der vorhin zurechtgewiesene Recensent unmöglich läugnen können; und nun mögte ich wissen, wie er ihn mit der von ihm angegebnen Absicht der Kanonade reimen wolle. Schon die Kanonade selbst widerspricht ihr: denn welcher Kluge schießt auf Leute, auf deren Herüberkunft er wartet? —

Die Verwundeten wurden auf ein Vorwerk gebracht, wo sie wegen der elenden Pflege schon meistens in der ersten Nacht unter den heftigsten Qualen hinsturben. Gar wenige von allen bey La Lune verwundeten Soldaten sind mit dem Leben, und kein einziger ist mit geraden Gliedern davon gekommen. Das ist freilich schrecklich, aber daran war auch meistens unsre medizinische Anstalt Schuld, welche bey keiner Armee elender seyn kann, als sie damals bey unsrer war. Das machte aber, weil man steif und fest geglaubt hatte, die Franzosen würden uns keinen Finger entzwey schießen. Man hatte sich aber verrechnet, und das garstig! — Ich werde in einem eignen Kapitel von den Gräueln der medizinischen Pflege unsrer braven Krieger in diesem Feldzuge reden, unpartheiisch zwar, aber doch so, wie ich diese Gräuel selbst gesehen habe.

Es war entsetzlich kalt den Abend nach der Ka-

nonade: der Wind ging scharf, und mit Regen vermischt — und wir musten da unter freiem Himmel stehen, bis den andern Tag gegen Abend, aus Furcht, Dumouriez mögte sich seines Vortheils bedienen, und uns angreifen. Zum Feuermachen fehlte es an Holz, also lief man in die hinten liegenden Dörfer, und holte da, was man von Holz vorfand, hieb die Bäume im Felde nieder, und machte große Feuer. Unser Bataillon war so glücklich, einige Wagen Brennholz zu erbeuten, welche für die französische Armee bestimmt waren.

Der Hunger quälte uns alle: denn unser Brod war schon lange verzehrt; und wenn man so unter freiem Himmel in Kälte und Nässe kampiren muß, hat man immer mehr Appetit, als in der warmen Stube. Eben so fehlte es uns an Wasser: die Nähe des Feindes ließ es nicht zu, es herbey zu holen, und so litten wir auch gewaltigen Durst. Einige Bursche, welche mehr Herz hatten, als andre, gingen aber doch hin und holten welches, das sie hernach theuer genug verkauften. Einmal wurde ein solcher Trupp Wasserholer von einer feindlichen Patrouille anfgefangen, entging ihr aber wieder, weil die Finsterniß sie begünstigte.

Gegen Tag sorgte der Himmel selbst für Wasser: denn es regnete gewaltig, und die Gräben füllten sich. Da aber hätte man die durchnäßten,

hungrigen und schmuzigen Soldaten hinrennen und trinken, oder vielmehr saufen sehen sollen!

Als es Tag wurde, verbreitete sich Angst und Schrecken in der ganzen Armee von neuem: jedermann vermuthete, daß nun abermals ein neuer Angriff auf die Franzosen würde gemacht werden. Ich für mein Theil glaubte das nicht, und war in dieser Rücksicht ruhig, ob ich es gleich nicht für unmöglich hielt, daß der Feind uns angreifen könnte: und dann versprach ich uns nichts weniger, als einen glücklichen Ausgang der Sache. Aber die Herren Franzosen postirten sich blos vortheilhafter und verschanzten sich nur noch besser, als den Tag vorher.

Jezt lief, wer laufen konnte und wollte, in die Dörfer, und holte Holz d. i. Thüren, Wagen, Fässer, Leitern, Breter, Tische, Stühle, kurz, was man an Holzwerk finden und fortbringen konnte. Die Bäume, besonders die schönen Pappeln an den Wegen — denn Champagne hat nur wenig Obstbäume — wurden weit und breit niedergehauen, um durch hinlängliche Feuer einem zahlreichen Volke, das in Wind und Wetter unter freiem Himmel stand, und noch immer einen Angriff befürchtete, hinlängliche Wärme zu verschaffen. Gegen Abend zündeten die Oestreicher ein Dörfchen an, nachdem sie dasselbe erst völlig geplündert hatten.

Das arme Dörfchen brannte bald ganz und gar nieder, weil der Wind unaufhörlich braußte.

Dieser Tag war zwar unser Brodtag, aber wir hofften vergeblich auf Speise: unsre Brodwagen waren aus Furcht vor den Franzosen zurückgeblieben, und kamen erst spät am Abend. Der Hunger quälte uns jedoch nicht so sehr, als die immerwährende Furcht uns ängstigte, der Feind mögte uns angreifen. Ich suchte auf alle Art meinen Kameraden diese Furcht zu benehmen, und nicht ohne Erfolg; und nachdem sie mit der Zeit sahen, daß ich Recht hatte, hielten sie mich von nun an für einen Propheten, und fragten mich in Zukunft über alle Vorfälle, welche sie befürchteten oder wünschten.

Gegen Abend stießen die Oestreicher zu uns. Man hatte, ich weis nicht, warum? ausgesprengt, daß ihre verspätete Ankunft eigentlich Schuld an unserm schlechten Erfolg bey der Kanonade gewesen sey: So räsonnirten sogar viele Offiziere: aber jezt weis man das anders.

Gegen sechs Uhr schlugen wir endlich unsre Zelter auf, erhielten Brod, und ruheten nun von den großen Strapatzen aus. Ich habe niemals erquickender geschlafen, als diese Nacht. Lutze versorgte unser Zelt am andern Tage mit guten Viktualien, und so waren wir in unserm Zelte, während die meisten andern weiter nichts hatten, als

ihr Bissel Kommißbrod, auf einige Tage geborgen. Ich muß es nochmals wiederholen, daß ich dem braven Lutze manche Sätigung verdankte, wo die übrigen, sogar die Offiziere, hungern musten.

Am dritten Tage nach der Kanonade änderten wir die Stellung unsers Lagers.

Als der Brodtag wieder kam, war kein Brod da. Man gab vor, die Wagen könnten nicht vorwärts wegen des entsetzlichen Kothes; und da wir den Weg, welchen die Wagen von Grandprée kommen mußten, sehr wohl kannten, so beruhigten sich die Leute. Die wahre Ursache aber war, daß die Franzosen viele Wagen weggenommen hatten, und die andern sich nun nicht getrauten, vorwärts zu fahren, und also liegen blieben. Man hatte zwar in den umliegenden Dörfern alles ausgeplündert, und daselbst allerley Eßwaaren noch vorgefunden: allein das war doch für eine solche Menge wie nichts! Wenige hatten etwas erhascht, und die meisten hatten gar nichts.

Es wurde daher bey der Parole — man denke doch an die Fürsorge! — befohlen, Waizen zu dreschen, ihn bis zum Zerplatzen zu sieden, mit Butter und Speck zu schmälzen, und dann zu essen. Das war nun so ein Stück von Parolebefehl, deren es in der Art mehrere gab — ein unausführlicher Befehl!

Waizen war zwar noch in den Dörfern, aber wo sollte man den dreschen? Der Koth war Knietief, und darin drischt sichs gar übel! Und woher sollte man Speck, Butter und Salz nehmen, welches alles in der ganzen Armee nicht zu haben war? Kein Marketender war da, sogar der Jude war bey Grandprée zurückgeblieben: wer also sollte uns da das Nöthige zum Schmälzen besorgen? — Einige sotten jedoch Waizenkörner und aßen sie ohne Salz und Schmalz vor lauter Hunger hinein. Optimum ciborum condimentum fames!

Es gab zwar dort herum auf einigen Aeckern noch Kartoffeln, welche man auch holte und kochte: aber leider war dieses eine gar zu geringe Hülfe! die Aecker waren gar bald leer, und zudem waren die Kartoffeln von der Art derer, die man in Deutschland dem Viehe giebt: sie vermehrten auch noch die damals alles zerstörende Ruhr.

Selbst im königlichen Hauptquartiere zu Hans war Mangel über Mangel: auch da war kein Brod, und an Leckerspeisen war vollends gar nicht zu denken. Dieser Mangel ward indeß dem französischen Generale bekannt, welcher dann frisches Obst und andre Dinge ins Hauptquartier schickte, um wenigstens den König von Preußen, seinen Feind, und dessen hohe Generalität vor Hunger zu sichern. Dieser Zug von Edelmuth vermehrte bey unsern

Soldaten die gute Idee, welche sie seit der Kanonade von den Franzosen schon hatten. Von nun an hörte man auch fast allgemein auf, sie Spizbuben, Racker, dumme Jungen u. dgl. zu schelten.

Man hatte auch von allen Orten her so viel Vieh zusammen getrieben, als man nur konnte, und da erhielt denn freylich der Soldat auch Fleisch, aber mageres elendes statt des Brods: und Brod muß der Soldat haben, wenn er nicht hungern, oder an Nebenspeisen nicht erkranken soll.

Als am 27ten endlich das Brod ankam — der 25te und 26te war ausgefallen — so befahl der König, daß die Kompagnien dereinst, aber doch bald, die ausgefallnen Brodtage den Soldaten bezahlen sollten, oder vielmehr, er versprach, sie selbst zu bezahlen. Aber diese Zahlung blieb aus! Ohne Zweifel hat der gutmüthige Monarch, der das Elend seiner Soldaten, welche über 59 Stunden ohne alle Speise seyn mußten, wohl selbst fühlte, diesen armen Leuten einen kleinen Ersatz an Gelde für diesen Hunger bestimmt: Aber wo das Geld blieb — ist eine andre Frage. Ohne Mühe sieht man ein, daß ein solcher Betrug leicht zu begehen war: aber eben so leicht sieht man ein, daß ein Betrug von der Art unter allen Schurkereien die allerschändlichste, obgleich nicht die ungewöhnlichste ist.

Am allerlächerlichsten war der Parolebefehl wegen der Kreide. In Champagne giebt es ihrer viel, und nachdem man auf einem Hügel, recht schöne entdeckt hatte, mußten Leute hin, sie auszugraben, und nun wurde befohlen, daß man diese Kreide unter die Soldaten vertheilen sollte, mit dem Zusatz: Se. Majestät, der König, schenke diese Kreide den Soldaten! In Champagne, dort bey Hans, war freylich der Ort, wo man Hosen und Westen mit Kreide weißen sollte! Ja, wenn der Herr Jesus da gewesen wäre, und aus Kreide hätte Brod machen wollen! —

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Der Herzog von Braunschweig machte gleich einige Zeit nach der Kanonade einen Waffenstillstand mit dem General der Franzosen, Kraft dessen alle Hostilitäten vor der Hand unterbleiben sollten.

Unsre Vorposten fanden während dieser Zeit aller Orten Zettel, welche die französischen Pa-

trouillen ausstreuten, um unsre Leute zur Desertion aufzumuntern. Ich werde hier mit des Lesers Erlaubniß einen solchen Zettel in deutscher Sprache — sie waren deutsch und französisch — mittheilen, und das vorzüglich deswegen, weil ich in der Folge ein Mehreres von der Lage der deutschen Deserteurs in Frankreich erwähnen muß. Ich schreibe zwar nicht gerne ab, weil das das Ansehen hat, als wollte man mit fremden Sachen die Bogen füllen, aus Mangel an eignen: aber dann und wann ists doch auch nöthig, daß man schon gedruckte Dinge nochmals hersetze. Die Zettel hatten folgenden Inhalt:

An die

Oestreichischen und Preußischen Soldaten.

Kameraden,

Eure Offiziere hintergehen euch immer, erzählen euch nichts als Unwahrheiten von dem Kriege, welchen wir wider den Kaiser und den König von Preußen führen. Vernehmet hiemit die wahre Ursache desselben!

Es sind nunmehro drey Jahre verflossen, seitdem die Franken, müde ihres Elendes und der unaufhörlichen Drangsale, welche der Adel und die Hofschranzen sie fühlen ließen, und entschlossen, sich zu rächen, die Waffen ergriffen, und feyerlich

erklärt haben: daß sie keinen Adelstand mehr dulden wollen, und daß sie, weil alle Menschen Brüder und Kinder der nämlichen Mutter sind, alle gleich seyn, und die Freyheit haben wollen, sich nach ihrem Gutdünken zu regieren. Sie haben ihre Regierungsverfassung verändert und ihrem König die Macht benommen, ihnen Böses zu thun. Zu gleicher Zeit hat man in allen Kantons des französischen Reichs Männer ernannt, deren Bestimmung es ist, ihnen gute Gesetze zu machen. Diese Bürger haben sich versammelt und erklärt, daß die Franzosen frey sind, daß sie alle gleich sind, daß ein jeder nach seinem Verdienste und seinen Talenten zu allen Aemtern und Ehrenstellen, sowohl in der Armee, als in der Kirche und den Gerichtshöfen gelangen könne: Sie haben die Felder von aller Knechtschaft freygesprochen: Sie haben alle Auflagen, welche die Armuth drücken, aufgehoben: Sie haben die Kriegszucht angenehm gemacht, den Sold der Soldaten erhöht, und den Kriegsdienst mit Vergnügen und Ehre verbunden: Sie haben, mit einem Worte, so viel Gutes gestiftet, als ihnen möglich war. Alle Franzosen, nur die Edelleute ausgenommen, waren mit dieser Veränderung zufrieden. Diese Edelleute sind aus dem Reiche gegangen, und haben sich bisher in den benachbarten Ländern aufgehalten. Sie haben

alles gethan, was sie konnten, um die ausländischen Fürsten zu Feinden der Franzosen und ihres Vaterlands zu machen. Der König von Frankreich, welcher den Adel liebt, und unzufrieden ist, einen Theil seiner Macht verlohren zu haben, keine Taxen mehr auflegen und die Soldaten nicht mehr schlagen lassen zu können, hat gleich alles Mögliche gethan, die übrigen Könige zu vermögen, uns den Krieg anzukündigen. Der Kaiser und der König von Preußen haben die Waffen wider uns ergriffen, und wollen uns schlagen, um den Adel wieder herzustellen, und den König wieder in den Stand zu setzen, alles zu thun, was er will. Sie sind besorgt, daß ihre Völker es eben so, wie die Franzosen machen, und gleich ihnen, Freiheit und Gleichheit verlangen mögten. Sie sollen uns indessen nicht hindern, andre Nationen an unserm Glücke Theil nehmen zu lassen. Wir sind Niemanden feind.

Die Franzosen sind Brüder aller derer, welche frey seyn wollen, wie sie. Es hängt von euch ab, uns nachzuahmen, und das ist es, wozu wir euch einladen.

Unsere Nationalversammlung, die aus rechtschaffenen Männern besteht, welche wir ernannt haben, unsere Gesetze zu machen, will, daß alle östreichische und preußische Soldaten, welche ihren

Dienst verlassen, und nach Frankreich kommen, so lange sie leben, einen Gehalt von 100 Livres genießen, welcher sich bis auf 500 Livres vermehren kann. So, wie einige derselben sterben, sollen die übrigen dabey gewinnen; und im Fall einer verheirathet ist, soll die Wittwe nach seinem Tode den Gehalt genießen.

Sehet, Kameraden, wie wir die Soldaten behandeln, welche zu uns kommen, um unsre Freyheit zu vertheidigen, und sich derselben mit uns zu erfreuen. Kommt also hin nach Frankreich, ins Land der Gleichheit und der Freude. Verlaßt die Edelleute und die Könige, für welche ihr, wie eine Heerde Schafe, zur Schlachtbank geht, und kommt zu uns, euren Brüdern, ein Glück zu suchen, welches der Menschen würdig ist! Wir schwören es euch, daß wir euch hernach helfen wollen, eure Weiber, eure Kinder, eure Brüder, eure Schwestern aus der Sklaverey zu retten, und ihr sollt mit uns den Ruhm theilen, allen Völkern von Europa die Freiheit zu schenken."

Diese Zettel, ob sie gleich im Lager und in der ganzen Armee stark zirkelten, machten doch nur schwachen Eindruck, und verleiteten nicht viel Soldaten zur Desertion: wenigstens sind von unserm Regimente kaum 30 Mann in Frankreich vermißt worden. Das kam aber aus der ganz natürlichen Ur-

sache, weil jedermann glaubte, der Friede sey im Werke, und darum denn hoffte, bald wieder zu Hause bey den Seinigen zu seyn. Hätten die guten Leute damals schon wissen sollen, daß sie erst noch einige Jahre herumziehen müßten, so will ich das Leben verwetten, das Drittel der Armee wäre bey Hans ausgerissen. Man sah dieß im Jahre 1793 bey der Retirade, im Herbst! Doch davon zu seiner Zeit!

Das Wetter war die ganze Zeit über, die wir bey Hans im Lager standen, abscheulich: es regnete ohne Unterlaß, und dabey war es sehr kalt. Alle Tage mußte frisches Stroh, oder vielmehr ungedroschner Waizen aus den Dörfern geholt werden, wodurch denn alle Dörfer im Umkreise weit und breit leer wurden. Das Wasser lief immer in die Zelter, und machte das Lagerstroh zu Mist: Also frisches! —

Sollte nach Wasser oder Holz gegangen, oder das elende Kommißfleisch gekocht werden, so zankte man sich erst eine halbe Stunde in den Zeltern herum, wer gehen sollte? an wen die Reihe wäre? denn das Wasser sowohl, als das Holz muste eine gute halbe Stunde vom Lager gelangt werden; und bis dorthin muste man bis an die Kniee im Kothe kneten. Feuer zum Kochen war sehr schwer anzumachen, weil man, nach geschloßnem Waffenstill-

stande, kein dürres Holz aus den Dörfern mehr nehmen durfte, folglich mit grünem Weiden- und Pappelholz sich behelfen muste. Dieser Umstand machte, daß, als das Brod ankam, die Bursche in zwey Tagen gar kein Kochfeuer machen wollten.

Die Preußische Reinlichkeit hatte zwar schon längst aufgehört: aber bey Hans hätte man die Herren Preußen, die sonst so gepuzten Preußen, Offiziere und Soldaten, schauen sollen! Die weissen Westen und Hosen waren über und über voll Schmutz, und noch obendrein vom Rauche gelb und rusig: die Kamaschen starrten von Koth, die Schuhe waren größtentheils zerfezt, so daß manche sie mit Weiden zusammen binden mußten: die Röcke zeigten allerley Farben von weissem, gelbem und rothem Lehm, die Hüte hatten keine Form mehr, und hingen herab, wie die Nachtmützen; endlich die gräßlichen Bärte — denn wer dachte da ans Rasiren! — gaben den Burschen das leidige Ansehen wilder Männer. Kurz, wenn die Hottentotten zu Felde ziehen, so müssen ihre Soldaten reinlicher aussehn, als damals wir. Die Gewehre waren voll Rost, und würden gewiß versagt haben, wenn man hätte schießen wollen.

Der Herzog von Braunschweig hatte indessen immer Unterhandlungen mit dem General Dumouriez, wobey Hr. von Mannstein als Geschäfts-

träger gebraucht wurde. Als ich von diesen Unterhandlungen hörte, machte ich einmal in Beyseyn einiger Offiziere Bemerkungen darüber, und sagte auf die Aeußerung eines gewissen Hr. Leutnants: „Daß der General Dumouriez um Schonung bäte" ganz hitzig, daß die Reihe, um Schonung zu bitten, jezt an uns wäre — daß unser Karren so tief im Kothe stäcke, daß wir Mühe haben würden, ihn nur halbweg mit Ehren heraus zu ziehen u. s. w. Der Offizier hinterbrachte diese und andre meiner Aeußerungen meinem Hauptmann, und dieser brave Offizier warnte mich nur unter vier Augen vor ähnlichen — Aeußerungen. Er wollte, sagte er, mit mir zwar nicht disputiren, ob ich Recht oder Unrecht hätte; aber gesezt auch, ich hätte Recht, so wäre doch hier der Ort nicht, so zu sprechen, da ohnehin die Leute schwierig und desperat wären.

Meines Hauptmanns Rede war sehr vernünftig: aber es geht einem doch auch hart ein, eine Wahrheit, eine interessante Wahrheit, die uns zunächst angeht, bey sich zu verbergen, und Lumpereien mit anzuhören, über die man nicht lachen kann, weil sie unser Gefühl empören, um so mehr, da das Uebel, das aus diesen Lumpereien entspringt, uns selbst niederbeugt. Wenn einer z. B. über 20 Jahre Hn. Schirachs politisches Journal

oder die Neuwieder Zeitungssudelei u. dgl. nachliest — wenn nämlich diese und ähnliche Wische nicht alle sammt und sonders dann längst verlacht und vergessen sind — so wird er freilich über die große Dummheit und Unverschämtheit dieser Skribler lachen: aber jezt, wer bedenkt, daß diese Schreier zum allgemeinen Elende so vieler Länder und Menschen, und zum physischen und moralischen Verderben unsers lieben Vaterlandes auch ihr verfluchtes Schärflein beygetragen, und geblendete Grüzköpfe noch mehr verblendet haben, der kann die Wische von Neuwied, die des Hn. Schirach und von Göchhausen nicht ohne Eckel und Abscheu in die Hand nehmen. Ich bedaure daher auch jeden ehrlichen Mann, der diese Schmiralien lesen muß, und gestehe gern, daß ich lieber Pater Kochems Legende, Oswalds Unterhaltungen und den Kaiser Oktavianus lesen wollte, als die politischen Siebensachen eines Schirach, Göchhausen, Reichards in Gotha, und anderer ihres Gelichters.

Ich habe dringende Wahrheiten nie ganz in Petto halten können, und da ich immer nicht gleichgesinnte Menschen um mich hatte, so wurde ich bald als ein Patriot, bald als ein Jakobiner, dann als Demokrat, und wer weis, was noch alles, ausgeschrieen. Aber geschadet hat mir mein freies Gerede niemals: denn im Preußischen Heere sind

Männer genug, die auch wissen, wo Barthel Most holt; und bey diesen, und durch diese, war ich immer sicher.

Es ist ganz gewiß, daß der Herzog von Braunschweig, nothgedrungen, den ersten Vorschlag zum Waffenstillstand gethan hat. Dumouriez nahm diesen Vorschlag aus Gefälligkeit gegen uns an, und hatte, wie mich dünkt, hinlängliche Ursache dazu. Er konnte nämlich hoffen, daß der König von Preußen Friede mit den Franzosen machen würde, und so hatte die Republik — denn Frankreich war damals schon eine — einen mächtigen Feind vom Halse. In dieser Absicht schickte er eine Erklärung ins Preußische Lager, worin er mit den besten Gründen und starker männlicher Beredsamkeit die Vortheile darlegte, den Preußen aus dem Frieden mit Frankreich ziehen könnte. Ob man aber Dumouriez's Gründe für gültig ansah, oder nicht, kann ich nicht sagen: genug, der Herzog schickte, ohne auf des französischen Generals Vorstellungen zu achten, demselben am 28ten September abermals ein Manifest, welches zwar den gebieterischen Ton des Koblenzer Aufsatzes nicht führte, doch aber noch immer die Herstellung Ludwigs XVI. und des erblichen Königthums erwähnte.

Und diesem Manifeste, welches zu gar nichts nützen konnte, ist denn auch der tragische Rückzug

der Deutschen, der Einfall des Cůstine in die dießseitigen Rheinländer und das daraus entstandene Elend so vieler Tausenden von Menschen zuzurechnen!

Es ist unbegreiflich, wie ein Fürst, ein so hellsehender Fürst, als der Herzog von Braunschweig ist, es übersah, daß er mit einem Feinde zu thun hatte, den er mit Gewalt nicht mehr zwingen konnte: und daß Er, troz unsrer jämmerlichen Lage, es dennoch wagte, diesem Feinde eine abermalige Kriegserklärung zuzuschicken! — Ich mag diesen Punkt, dessen Resultate von selbst in die Augen fallen, nicht weiter verfolgen, glaube aber immer, daß dieses Manifest dem weisen Fürsten neuerdings extorquirt ist. —

Dumouriez indeß nahm das Manifest auf, wie er mußte. Er erklärte in einem Briefe an den General Mannstein: daß nun aller Waffenstillstand aufgehoben sey, und daß die Feindseligkeiten ihren Anfang wieder nehmen müßten. Der General Mannstein, ein kluger, erfahrner Mann, fühlte schon im Voraus die traurigen Folgen einer abermaligen Feindseligkeit, und suchte daher den General der Franzosen auf jede glimpfliche Art zu besänftigen: allein Dumouriez blieb unerbittlich, bis endlich der Hr. Graf von Kalkreuth nach seiner ihm ganz eignen Klugheit durch seine über-

zeugende und gewandte Beredsamkeit bey Dü- mouriez und den übrigen fränkischen Heerführern so viel bewirkte, daß man die Preußen — abziehen ließ.

Es stand wahrlich bey den französischen Generalen, ob sie die Preußen abziehen lassen, oder ob sie dieselben gefangen nehmen wollten. Warum sie das lezte nicht thaten, oder wenigstens den Rückzug nicht noch mehr erschwerten, ist mir ein Räthsel, welches aber zu seiner Zeit vielleicht noch gelößt werden dürfte. Hr. Graf von Kalkreuth könnte den besten Schlüssel dazu hergeben. Niemals aber ist die Preußische Armee und ihr guter König in größerer Gefahr gewesen, als am 29ten September, 1792.

Sechszehntes Kapitel.

Jämmerlicher Abzug aus Frankreich.

Am 29ten September, also an eben dem Tage — man merke das Dringende! — wo der Herr Graf von Kalkreuth mit Dumouriez Traktaten gemacht hatte, brach unsre Armee schon auf, und rückte zurück, oder vielmehr sie änderte nur ihre Po-

ſtion rückwärts, und am 30ten gings wirklich — zurück.

Das Wetter war Anfangs recht gut, nämlich vom 29ten an: allein am dritten October fiel wieder das Regenwetter ein, und nahm kein Ende, so lange wir noch in Frankreich uns schleppten.

Man hatte in der ganzen Armee ausgesprengt: der Friede mit Frankreich sey gewiß, und die Franzosen hätten sich gegeben d. i. den alten Despotismus wieder angenommen; wir hätten also in Frankreich nichts weiter zu schaffen, und wären darum jezt auf dem Wege nach Hause. — Mir kam das Ding gleich spanisch vor, weil ich nicht begreifen konnte, wie eine Nation, welche einen 10ten August und einen 2ten, 3ten und 4ten September mit Schrecken gehabt und gefördert hatte, sich hätte geben können, zumal da die Armee, welche sie hatte demüthigen wollen, damals selbst gedemüthiget, und ihr also nicht mehr fürchterlich war, auch es nicht mehr werden konnte. Ich theilte meine Bedenklichkeiten einigen Männern im Regimente mit, welche auch Selbstdenken gelernt hatten, und diese gaben mir, nachdem ich ihnen alle meine Gründe vorgelegt hatte, Recht. Besonders erinnere ich mich der guten und geraden Einsicht des Herrn Leutnants von Drygalsky, der schon, ehe wir aus dem Lager bey Hans aufbrachen,

einen Einfall der Franzosen in Deutschland mit mir gleichsam als gewiß vermuthete. Es wurde uns zwar stark widersprochen, aber, leider, bald erfuhr man, daß wir uns nicht geirrt hatten. Ueberhaupt muß man bemerken, daß der Preußische Offizier sich es erlaubt, über dergleichen öffentliche Gegenstände selbst frey zu denken, und sich nicht scheut, seine Gedanken auch zu sagen, gesezt auch, er vermuthe eben nicht viel Gutes. Der Oestreicher ist hierin anders gesinnt: der glaubt steif und fest, sein gnädigster Kaiser müsse halter gewinnen: der sey halter unüberwindlich! — Und so was macht sicher und lehrt nicht raffiniren!

Den vierten Oktober war ein ganz abscheulicher Marsch. Wir waren schon sehr frühe aufgebrochen; aber der jämmerliche Weg hinderte das Geschütz, vorwärts zu kommen: also mußten wir den ganzen Tag, bis in die späte Nacht unterwegs bleiben, und uns von dem unaufhörlichen kalten Regen bis auf die Haut netzen lassen. Spät in der Nacht, ohngefähr nach zehn Uhr, kamen wir auf dem Platze bey Besancy an, wo wir unser Lager schlagen sollten, oder vielmehr, es kam nur ein großer Theil unsrer Armee dort an: denn gar sehr viele waren zurück geblieben, theils weil sie nicht mehr fortkonnten, theils auch, weil sie sich in der stockfinstern Nacht verirrt hatten.

Hier sah ich ein gräßliches Schauspiel. Der Packknecht des Hn. Leutnants von Baschwitz war vor Mattigkeit in einen Weinberg gekrochen, und dort eingeschlafen. Ein Offizier vom Regimente Woldeck ritt eben auch da durch, und sein Pferd trat dem armen Kerl auf die Brust, daß ihm das Blut zum Munde herausquoll. Wahrscheinlich hatte der Offizier diesen Unfall nicht bemerket. Der Packknecht wurde unter unaufhörlichem Jammern eine Strecke vorwärts getragen, um ihm Hülfe zu schaffen; aber vergebens: es fehlte an Wagen, worauf man Kranke hätte legen können. Man sezte ihn also ab, und ließ ihn ohnweit dem Wege liegen, wo er wahrscheinlich gestorben ist; wenigstens hat man ihn nicht mehr gesehen.

Ein anderes Unglück traf auf demselben Marsche einen Artilleristen, dem beyde Beine durch das Umwerfen einer Kanone zerschmettert wurden: auch dieser ist im Kothe liegen blieben, und gestorben. —

Den Tag nach diesem scheußlichen Marsche war Ruhetag: man mußte nämlich Halt machen, um den zurückgebliebnen Leuten Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Hier sah man das erste Mal Viele ohne Gewehr und Patrontasche ankommen. Die armen Leute hatten schon vollauf Mühe, nur ihren Körper fortzuschleppen, warfen also die Waffen weg, unter deren Last sie sonst hätten erliegen müs-

sen. Einige schmissen sogar ihre Tornister fort. Der König selbst hat auf diesem jämmerlichen Rückzüge allen Soldaten, die er durch Hunger, Kälte, Regen und Ruhr abgemattet, und wie Skelette gestaltet, einzeln unterwegs antraf, den Rath gegeben, ihr Gewehr wegzuwerfen, mit dem Zusatz: er wollte ihnen schon wieder andere schaffen. Eben dieses riethen den abgematteten Kriegern alle Generale und Offiziere, in deren Busen noch Menschlichkeit rege war.

An diesem Ruhetage nahm Hr. von Mandelsloh mich mit in das Dorf Besancy, um einigen Vorrath aufzusuchen, der jezt äußerst selten geworden war. Ich war hier so glücklich, das Haus eines ehrlichen Bauers, durch des Hn. von Mandelsloh nachdrückliches Verwenden, gegen die Anfälle der Soldaten vom Regimente Woldeck vor der Plünderung, und dessen Scheune vor dem Furaschiren zu schützen; und dieses versüßte mir nachher die Beschwerlichkeit des äußerst kothigen Weges, wenn ich so gieng und dachte an das: homo homini lupus. —

Der Soldat im Lager ist gewöhnlich lebhaft und munter: er singt, und treibt sonst allerley, um die Zeit hinzubringen, und das Lästige ~~sich~~ zu vergessen. Aber in den Lägern, welche wir, besonders auf dem Rückzuge aus Frankreich, auf=

schlugen, herrschte Todtenstille: kein lautes Wort hörte man, wenn nicht hie und da einer fluchte, oder mit seinem Kameraden zankte. Freundlicher Zuspruch war ganz außer Mode. —

Von da marschirten wir einige Tage hinter einander, oder vielmehr wir wateten durch Wasser und Koth bis auf den 9ten October. — Wegen der gewaltigen Wege und des beynahe immer anhaltenden Regens konnte man nur ganz kleine Märsche von 3, 4 höchstens 5 Stunden machen, und doch brach man jedesmal mit dem Tage, oft auch noch vor Tage auf, und marschirte bis zur sinkenden Nacht. Kamen wir dann endlich an den Ort, wo das Lager seyn sollte, so wurden die Zelter aufgestellt, freylich nicht so, wie bey der Revüe zu Magdeburg oder zu Berlin, sondern, wie man nur konnte. Oft legten sich die Soldaten aus mehrern Zelten zusammen in Eins, und ließen die andern unaufgeschlagen im Kothe liegen.

Waren die Zelter aufgeschlagen, so giengs in die Dörfer nach Stroh und Holz, und nach Futter für die Pferde: beyher wurde mitgenommen, was noch da war, und die entflohnen Einwohner nicht vergraben oder versteckt hatten. Alle Dörfer, bey denen die Armee gestanden hatte, wurden wüst und öde. Fand man in den Gärten noch Gemüse, so mach=

ten die hungernden Soldaten sie sich zu Nutze und kochten sie zum Kommißfleisch. In diesen Gegenden giebt es starke Bienenzucht: aber die Bienenstöcke, welche in den Dörfern, die wir passirten, anzutreffen waren, wurden alle verdorben und beraubt. Manche Soldaten wurden dabey oft so von den Bienen zerstochen, daß sie ganz unkenntliche Larven hatten. Der Anblick dieser im Gesicht und an den Händen dickgeschwollner Bienenstürmer hat Manche lachen gemacht.

Das Elend wurde täglich größer: die Wege wurden immer schlechter, und die Mannschaft, wie die Pferde, matter und kränker. Von Hans an bis nach Luxembourg war der Marsch der Preußen mit todten Pferden wie angefüllt: alle fünf Schritte lag so ein Thier, entweder schon todt oder doch dem Tode nahe. Manche hatte man auch, weil sie gar nicht mehr ziehen konnten, laufen lassen und sie dem Hungertode preis gegeben. Vielleicht haben nach unserm Abzuge die Bauren sie aufgefangen oder aus Mitleid getödtet. Es war wirklich ein schrecklicher Anblick, so viel armes Vieh daherum liegen zu sehen, das zum Theil noch lebte, und über deren Körper Wagen, andre Pferde und Menschen quatschten. Aber für Pferde durfte man damals kein Mitleid haben: man konnte es nicht 'mal für Menschen! —

Die Kranken — mir schaudert noch die Haut, wenn ich an das Uebermaaß alles des Elends denke, welches unsre armen Kranken auf dieser verfluchten Retirade überstehen mußten! — Die Kranken also mehrten sich jeden Tag, so, daß endlich kaum Fuhren genug zu haben waren, sie wegzubringen. Das Uebel, welches unser Heer so schrecklich zerstörte, war, wie wir wissen, besonders die Ruhr: es lagen aber auch sehr viele an Gicht und andern arthritischen Zufällen. Die Ruhr mehrte sich durch den Nothgenuß des unreifen Obstes und Weins.

Unsre Läger sahen bey unserm Aufbruch auch hier noch immer aus, wie Begräbnißstätten, oder wie Spitalhöfe. Die eckelhaften blutigen Exkremente machten einen scheußlichen, und die da und dort liegenden Kranken und mit dem Tode erbärmlich Ringenden einen schrecklichen Anblick. Jeden Tag hatte ich den deutlichsten Beweis für meinen alten Satz: daß der Mensch — nach unsrer jetzigen bürgerlichen Einrichtung — eigentlich wie bestimmt sey, lasterhaft und unglücklich zu werden, und daß wenigstens gewisse Vorschriften der Moralphilosophie sich jezt oft nicht anwenden lassen, folglich jezt nichts weniger, als allgemein sind. *)

---

*) Was Rousseau, in dieser Rücksicht, den Künsten und Wissenschaften zur Last gelegt hat, ist bekannt: aber die Engländerin, M. Wollstonecraft, sah tiefer und richtiger. Die

Wie viel lasterhafte Menschen und wie viel Elende und Unglückliche hat der jetzige Krieg gegen die Franzosen nicht schon gemacht! Und doch ist der Krieg selbst, laut aller Bücher über theologische und philosophische Moral, von Hugo Grotius bis auf Göchhausens hochadliche Schriften, kein Laster für sich, ja, er muß wohl noch eine edle Handlung seyn nach den hohen und vielen Lobsprüchen, die wir in unsern Dedikationen, Gedichten und Predigten auf die Helden antreffen. Die Laster und das Elend, welches der Krieg mit sich bringt, sind freylich Accidenze, wie die Herren Jerusalem, Herder, Iselin und andre große Männer sprechen. Aber es sind doch Accidenze, welche aus dem Wesen des Kriegs selbst fließen, folglich davon unzertrennlich sind. Da nun der Krieg nicht nur nicht unerlaubt, sondern sogar in gewissen Fällen Pflicht ist (nach Grotius und Pufendorf): so muß man oft aus Pflicht etwas unternehmen, wovon Elend und Laster unzertrennlich

---

Gedanken und Aeußerungen dieses philosophischen Weibes verdienen in mehr als einer Rücksicht die Beachtung aller Männer, welchen Menschenwohl warm am Herzen liegt. Man findet sie in der Rettung der Rechte des Weibes, mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände, — Aus dem Engl. mit Anmerkungen von Salzmann. Man sehe nur die ersten Kapitel des 1. Bandes durch, um selbst zu sehen, ob ich zuviel sage.

sind, ja, wodurch beyde vermehrt und da, wo sie noch nicht sind, nothwendig erzeugt werden. Folglich hat die Natur, oder das, was sonst diese gegenwärtige Einrichtung der Dinge gemacht hat, sehr übel für das menschliche Geschlecht gesorgt, indem sie uns Pflichten auferlegt, deren Erfüllung Elend und Laster verbreitet, und uns zur Erfüllung andrer Pflichten, und zum Genuß der gemeinschaftlichen Güter unfähig macht. — Das sind freylich abscheuliche Wahrheiten, aber es sind doch Wahrheiten, welche sich leider bey der Betrachtung solcher abscheulicher Gegenstände, wie der Krieg ist, von selbst aufdringen. Ich will sie nicht weiter ausführen, und wünsche allen meinen Lesern, daß sie durch eigne Erfahrung nie davon mögen überzeugt werden. *) Kants philosophischer Entwurf zum ewigen Frieden wäre freilich das beste Präservativ dawider: abër dieser philosophische Erlöser der Welt prediget jezt noch in der Wüste. —

Die Todten, welche im Lager gestorben waren, sind dort liegen blieben, und man überließ ihr

---

*) Um die Wichtigkeit dieses Wunsches, nach der ganzen Abscheulichkeit des Krieges, näher kennen zu lernen, lese man den II. B. des goldnen Romans: Trakimor, S. 157 u. ff.; dann den Aufsatz über den Krieg im II. Th. der Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit, S. 147, ff. Wen hier nicht schaudert und dieß nicht antreibt, mit ganzer Seele in meinen Wunsch einzustimmen, ist mehr als Unmensch.

Begräbniß den Franzosen, welche allemal über die Stellen uns nachzogen, wo unsre Läger gestanden waren. Diese, ob sie gleich als Franzosen unsre Feinde hätten seyn sollen, hatten doch als gutmüthige Menschen, Mitleid mit unserm Elende, und bedaurten die armen Unglücklichen, die so jämmerlich um ihr Leben kommen mußten. Als ich im J. 1794 im Sommer, auf Robespierre's Befehl, zu Mâcon im Gefängniß saß, sprach ich mit einem Chasseur, welcher zur Zeit unsrer Retirade bey der Armee des Generals Dümouriez gewesen, und unsrer Armee mitnachgezogen war. Dieser versicherte mich, und ich konnte es gar leicht glauben, daß sie mehrmals Halbtodte angetroffen hätten, zurückgelassen von den Preußen in ihren Lägern. — Daß man wirklich Todte unbegraben liegen ließ, entschuldiget unsere damalige Lage: daß man aber auch unvermögende lebendige Menschen dahinliegen ließ, war doch schrecklich und grausam! Der König hat von dieser Barbarey gewiß nichts gewußt, vielleicht wußten es nicht einmal die hohen Generale: aber einzelne Offiziere hätten es wissen müssen, und diese hätte man zu schwerer Verantwortung ziehen sollen. Doch — wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter; und wer verklagt gern seinen Hauptmann? — Daß indeß dieser Anblick den Franzosen gedient hat, sich in ihrem

Abscheu gegen alles, was Monarch und Monarchie heißt, noch mehr zu befestigen, läßt sich denken, und der Chasseur erzählte mir sehr viel davon.

Auf den Wagen, worauf die Kranken transportirt wurden, fehlte es an aller Bequemlichkeit: die armen Leute wurden drauf geworfen, wenn sie sich nicht selbst noch helfen konnten, wie man die Kälber auf die Karren wirft, und damit war es dann gut. Niemand bekümmerte sich, ob so ein Kranker etwas unter dem Leibe oder dem Kopfe hatte, ob er bedeckt war, oder nicht: denn die, welche sich um dergleichen hätten bekümmern sollen, waren meistens selbst krank, und hatten kaum Kräfte genug, sich fortzuschleppen. Starb einer unterwegs, so warf man ihn von dem Wagen auf die Seite, und ließ ihn unbegraben liegen. Oft warf man noch Lebende mit herunter, die dann aufs jämmerlichste im Schlamme verrecken mußten*). Meine Leser müssen hier nicht an Uebertreibung denken: ich würde, wenn ich auch noch abscheulicher schilderte, doch lange nicht genug sagen. **).

---

*) Verrecken ist freilich ein sehr unedles Wort: es passet aber vollkommen, die Todesart unsrer Brüder auf dem Rückzuge aus Frankreich zu bezeichnen. Quid sumus! —

**) Man sehe auch noch: Geschichte der Deutschen in Frankreich, von Naue, B. II. S. 191.

Auf allen Dörfern blieben Kranke zurück, die denn meistentheils aus Mangel an Pflege und Nahrung jämmerlich umkamen.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Den 8ten Oktober mußte der Befehl gegeben werden, die Dörfer in der Gegend auszuplündern. Viele unsrer Leute glaubten, das sey die Folge eines geringen Angriffs der Franzosen auf die Oestreicher; und meynten, daß man auf diese Art jenes Unrecht (man denke doch!) durch Plünderung der armen Bauren rächen wollte. Allein dieser Gedanke war falsch: denn blos der große Mangel an Nahrung für Menschen und Vieh, und besonders für das Hauptquartier, nöthigte den Herzog von Braunschweig, diesen sonst menschenfreundlich denkenden Fürsten, die Ausplünderung von etwa neun Dörfern zu befehlen, welche auch durch mehrere Bataillons Infanterie und Husaren ausgeführt wurde.

Der Herzog hatte zwar befohlen, daß man strenge Mannszucht halten, und beym Plündern niemand beleidigen sollte. Aber man bedenke, ob

ein solcher Befehl wohl, als zur rechten Zeit gegeben, angesehen werden könne? Einem Soldaten, welcher plündern soll, welcher in Feindes Landen zu seyn glaubt, welcher seit zwey Monaten alles Elend ausgestanden hat, und darum vor lauter Erbitterung grollsinnig einherschleicht, dem will man befehlen, beym Plündern menschlich zu seyn? Aber die Herren waren es auch nicht im geringsten: die Pferde, Ochsen, Schweine, Hüner, Gänse, kurz, alles, was man nur von Vieh finden konnte, sogar Hunde, trieb man zusammen. Dann nahm man aus den Dörfern, was nur noch zu nehmen war, besonders den ungedroschnen Waizen für die Pferde, und prügelten die Bauren und die Weiber, welche nicht noch entflohen waren, gar jämmerlich. Es waren aber zu der Zeit wenige noch entflohen, weil sie glaubten, Preußen und ihre Nation habe einen friedlichen Traktat abgeschlossen, und erstere zögen als ihre Freunde jezt zurück. Man hat für gewiß versichert, daß bey dieser Plünderung mehrere Bauren todtgeschlagen oder todtgehauen seyen; und ich mag dieses gar nicht in Zweifel ziehen: ich weis, wie sehr unser Volk litt, und wie sehr es eben darum gegen die Franzosen, die ein großer Theil noch immer als die Urheber alles ihres Unglücks ansah, aufgebracht war.

Alle Furage, alles Gemüse u. s. w. wurde am Hauptquartier zu Conconvoix in Empfang genommen. Darüber entstand ein gräuliches Murren, besonders unter den Husaren, welche nun nichts für ihre Pferde zu füttern hatten: dieses Murren aber legte sich, als man ihnen versprach, sie den andern Tag abermals plündern zu lassen.

Es war wirklich sonderbar anzusehen, wenn ein Bauer, dem sein Pferd oder seine Ochsen, Kühe u. s. w. genommen waren, ins Lager kam, und sich beschwerte. Man befahl ihm, das entwendete Stück Vieh aufzusuchen, führte ihn aber nicht dahin, wo er es hätte treffen können; und traf er es von ungefähr, so schwur gleich ein Husar oder sonst jemand Stein und Bein zusammen, daß sich der Bauer irrte, und dann mußte dieser abfahren, auch wohl, wenn er sich nicht gleich fügte, noch eine Tracht Hiebe mit nach Hause nehmen. Doch muß ich dem Herzog und dem General Kalkreuth nachrühmen, daß sie entwendetes Vieh einigemal wirklich haben zurückgeben lassen.

Am 9ten Oktober wurde also abermals geplündert oder, wie man es nannte, furäschiert. — Mir ist nicht selten der Gedanke eingefallen, daß, wenn die Franzosen das dortige flache Land auf fünf Meilen im Umkreise zerstört und die Dörfer

abgebrannt hätten, die Preußische Armee in die äußerste Hungersnoth gerathen wäre. —

Um diese Zeit fing man auch an, die Munitionswagen zu verbrennen und die Kanonen einzugraben. Viele unsrer Offiziere haben, vor übertriebner Ehrbegierde, dieses zwar nirgends gern eingestanden, und ich habe selbst einige dreust behaupten hören, daß die Preußen niemals Kanonen eingegraben hätten, und daß es Lästerung sey, ihnen dergleichen Schuld zu geben. Aber dieser Einrede ungeachtet, muß ich hier bekennen, und jeder Augenzeuge wird es mit mir bekennen, daß diese Sage ihre Richtigkeit hat. Eben in der Gegend von Conconvoir wurde eine Haubitze versenkt und hernach mit todten Körpern überdeckt, damit das Grab der Haubitze für ein Grab menschlicher Leichname angesehen, und von den Franzosen nicht untersucht werden mögte. In der Folge sind aber, um einer Pest vorzubeugen, von den Franzosen alle Leichen der Preußen in tiefe Löcher vergraben worden; und da haben sie denn alles eingegrabne Geschütz entdeckt und zu ihrem Gebrauch umgegossen.

Die meisten Soldaten leerten auch ihre Patrontaschen aus, und warfen die Patronen weg; und dieses war ihnen um so weniger zu verdenken, da schon alles Pulver durch die anhaltende Nässe

ganz verdorben, und unwirksam geworden war. Ich selbst habe meine Munition weggeworfen, und bin bis Monthabauer ohne alle Munition gegangen.

Am 10ten kamen wir bey Lauremont ins Lager, aber man konnte hier kein Stroh bekommen, uns drauf zu legen: die Dörfer waren schon vorher durch die Kavallerie von allem Stroh beraubt worden. Wir mußten daher auf der bloßen nassen Erde in den Zeltern herum liegen; und da es noch obendrein die Nacht stark regnete, und das Wasser auch hier wieder in unsre Zelter eindrang, so brachten wir abermals eine ganz abscheuliche Nacht hier zu.

Die Märsche an den folgenden Tagen waren alle gleich abscheulich: die Pferde stürzten schrecklich zusammen, und konnten das Geschütz nicht mehr fortbringen. Da man aber dasselbe nicht alle vergraben wollte, so mußten die Kavalleristen ihre Pferde dazu hergeben. Dieß geschah, und die Reuter, welche hatten absitzen müssen, warfen nun ihre Gewehre auch weg: und so sah man Karabiner, Pistolen, Sättel und Küraßiersäbel häufig im Kothe herumliegen.

Am 13ten Oktober war ein noch schrecklicherer Marsch. Wir konnten kaum in einer Stunde 200 Schritte vorwärts kommen: so ganz abscheulich war der Weg, und so sehr hielt uns die Artillerie

und Bagage auf. Als wir bis auf den Abend gegangen, oder vielmehr gekrochen waren, erreichten wir endlich die Stelle, wo wir lagern sollten. Aber kaum hatten wir abgelegt, als wir sofort Order bekamen, vorwärts zu marschiren. Der kaiserliche General Hohenlohe hatte seinen Abmarsch von Stenay verfrüht, und dadurch unsre rechte Flanke entblößt.

Man marschirte fort bis des Nachts um eilf Uhr, oder vielmehr, die Leute tappten herum in der stockfinstern Nacht, bis man endlich in einem Hochwalde Halt machte. Hier standen wir nun bis den 17ten ohne Zelter, weil die Bagage unmöglich hatte vorwärts können. Kaum waren einige elende Zelter für den König und die Prinzen aufzubringen. Es regnete diese ganze Zeit über erbärmlich, und unsre Armee befand sich in den kläglichsten Umständen. Die hohen Eichbäume wurden abgesägt, gespalten und verbrannt. Die Feuer waren zwar auch hier höllisch groß, doch aber kaum hinlänglich, uns zu erwärmen. Ich entsinne mich nicht, jemals in einer elendern Lage gewesen zu seyn.

Wir fanden auf den Feldern einige Kartoffeln, welche denen, die sie fanden, zur Nahrung dienten. Aus den Dörfern wurden auch noch einige Lebensmittel herbeygeschafft: auch schlachtete man

das noch vorhandene Vieh, und theilte das Fleisch unter die Soldaten.

Es wurde während unsers Stillstands im Walde alles angewandt, das Geschütz und die Wagen fortzubringen: man ließ noch mehr Kavalleristen absitzen, und ihre Pferde vor die Kanonen spannen.

Ein Korporal kam hier ganz krumm nach dem königlichen Zelte, und sah wegen seiner Ruhr aus, wie ein Gerippe. Der König stand da, und sah mit mitleidig-gebeugtem Blick dem übergroßen Elende seines Volkes zu. Als er den Unteroffizier erblickte, sagte er zu ihm: Wie gehts, Alter?

Unteroffizier. Wie Sie sehen, Ihre Majestät, schlecht!

König. Ja wohl, schlecht! daß Gott erbarm! (lange Pause) Die Spitzbuben!

Unteroff. Ja wohl, die Spitzbuben, die Patrioten!

König. Ey was, Patrioten! Die Emigranten, das sind die Spitzbuben, die mich und euch ins Elend stürzen. Aber ich wills ihnen schon gedenken!

So sah also der gutmüthige König jezt besser ein, wer ihn misleitet hatte. Er hatte das nämliche schon dem Monsieur (dem Grafen von Provence) und dem General Clairfait zu Hause gesagt. Ihr habt, waren seine Worte, mich alle

beyde hintergangen: dießmal will ich euch noch aus der Noth helfen, worin ihr stecket, aber ihr sollt an mich denken.*)

Diese Gesinnung des Königs, welche nur zu gut gegründet war, — ward nun auch die der ganzen Armee, und jeder Preuße haßte alle Emigrirten mit dem größten Recht von der Welt. Ihren lügenhaften und herrschsüchtigen Vorstellungen hatten wir all unser Elend ursprünglich zu danken. —

Verdun wurde indessen am 14ten Oktober dem General Kellermann von uns wieder übergeben. Ob die Franzosen die dabey gemachten Bedingnisse gehalten haben, ist eine Frage, die Hr. von Beulwitz in dem Magazin der neuesten Kriegsbegebenheiten in Rücksicht der Kranken verneinet. Ich halte die Nachrichten dieses braven Offiziers, den ich selbst kenne, und dessen Rechtschaffenheit ich eben so sehr, als seine Kenntnisse schätze, für wichtig, und eben daher will ich in einem der folgenden Kapitel meine Bemerkungen darüber anbringen.

Den 17ten October brachen wir aus dem Walde von Chatillon — einer ehemals schönen, jezt aber gänzlich zerstörten Abtey — auf, und mar-

---

*) Naue im angeführten Buche, S. 185.

schirten vorwärts auf Longwy zu. Auch dieser Marsch war, wie alle vorhergehende und folgende, abscheulich.

Das Gewehr, welches unsre Kavalleristen weggeworfen hatten, machten sich an diesem Tage die zusammengerotteten Bauren zu Nutze, fielen unsern Nachtrab an, schossen einen Husaren todt, und nahmen andere noch gefangen. Die Bauren wollten sich wegen ihrer ausgeplünderten Dörfer, und wegen ihres geraubten Viehes rächen. Ces mâtins de prussiens, riefen sie, payeront de leurs têtes nos vache et nos oignons; und damit schossen sie los. Die Arrieregarde der Preußen kam dadurch in große Unordnung. So sehr war unser Muth und Ansehn gesunken, daß elende Lotharinger Bauren uns angreifen und zerstreuen konnten. Aber die französischen Husaren befreyten unsre Gefangne aus den Händen ihrer Bauren, und schickten sie uns zurück. — Dieser Umstand ist zwar an sich geringfügig, er dient aber doch, die traurige Lage zu beweisen, worin sich damals unsere Armee befand. Hätten die Franzosen uns damals ernstlich angegriffen, als wir im Walde bey Chatillon standen, ich glaube, wir wären verlohren gewesen.

Daß aber selbst die Franzosen unsere damalige Lage genau gekannt haben, erhellet aus Folgendem. Eine Hessische Patrouille wurde von einer Franzö-

sischen attakirt. Die Hessen wehrten sich verzweifelt, doch wurde ihr Offizier, Hr. Leutnant von Lindau, gefangen. Der General Dillon schickte diesen Braven an den Landgrafen zurück, mit einem Schreiben, welches ich, seiner Merkwürdigkeit wegen, hier einrücke:

„Ich habe die Ehre, Sr. Durchlaucht, dem Landgrafen von Hessen-Cassel, den Leutnant Lindau zurückzuschicken. Aus dem Zeugniß, das ich diesem Offizier habe geben lassen, werden Sie ersehen können, daß die allezeit große, allezeit großmüthige französische Nation eine schöne That zu schätzen weis, und auch an ihren Feinden Tapferkeit hochschätzt. Ich ergreife diese Gelegenheit, Sr. Durchlaucht einige Gedanken vorzulegen, welche Vernunft und Menschenliebe eingeben. Sie können nicht in Abrede seyn, daß eine ganze zusammengenommene Nation das Recht habe, sich diejenige Regierungsform, die sie für rathsam hält, zu geben, und daß folglich kein Privatwille, den Willen der Nation hemmen könne. Die freye und auf ewig ganz unabhängige französische Nation, hat ihre Rechte wieder an sich genommen, und ihre Regierungsform abändern wollen: das ist in wenig Worten der Inbegriff desjenigen, was in Frankreich vorgeht. Se. Durchlaucht von Hessen-Cassel haben

auch ein Corps Truppen nach Frankreich geführt. Als Fürst opfern Sie ihre Unterthanen für eine Sache auf, die Sie nichts angeht, und als Krieger müssen Sie die Lage einsehen, worin Sie sich izt befinden. Sie ist gefährlich für sie: Sie sind umringt: ich rathe Ihnen, Morgen früh den Rückweg nach ihrem Lande anzutreten, und das französische Gebiet zu räumen. Ich will Ihnen die Mittel verschaffen, sicher an den französischen Armeen vorbeyzukommen, die sich verschiedner Posten, wo Sie durch müssen, bemächtiget hat. Dieser Antrag ist freymüthig: ich verlange eine kategorische und förmliche Antwort. Die französische Republik entschuldigt einen Irrthum: Sie weis aber auch einen Einbruch in ihr Gebiet und die Plünderung desselben, ohne Erbarmen zu rächen.

Dillon.

N. S. Ich sende Ihnen diesen Brief durch meinen Generaladjutanten Gobert, der auf Ihre Antwort warten wird. Ihre Beschleunigung ist dringend nothwendig: ich bin im Begriff, zu marschiren."

Dieses Schreiben beweiset hinlänglich, daß Dillon die üble Lage der deutschen Völker genau kannte. Das Schreiben war aber in einem Tone abgefaßt, welcher einem Fürsten, wie der Hr. Landgraf von Hessen ist, unmöglich gefallen

konnte. Nachdem also dessen Inhalt durch einen Zufall bekannt geworden war, so wurde auf Befehl des Landgrafen ausgesprengt: es sey erdichtet, oder doch wenigstens nicht in die Hände Sr. Durchlaucht gekommen, noch weniger aber habe er es beantwortet. — General Dillon erfuhr dieses, und ließ nun unter seiner Bürgschaft das Schreiben, nebst der Antwort, welche auf Befehl des Hn. Landgrafen darauf gegeben, und freylich eines auf seine Fürsten-Ehre höchst eifersüchtigen Mannes würdig war, durch den Druck und durch Zuschreiben an Preußische Generale bekannt machen.

Ich überlasse es meinen Lesern, die hieher gehörigen Anmerkungen selbst zu machen — einmal über unsre damalige Lage, dann über den offnen und edlen Republikaner-Sinn, und endlich über die diplomatischen Kunstgriffe des Dünkels, der Macht und des Schlendrians.

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung. Ankunft auf deutschen Boden.

Es war schon, ehe wir die Standquartiere verließen, befohlen worden, daß man besonders für gutes Schuhwerk der Soldaten sorgen, und hinlänglich dazu mitnehmen sollte, um die abgehenden gleich wieder ersetzen zu können. Aber unsre Herren hatten so für sich auskalkulirt, daß der ganze Krieg wohl nur ein Vierteljahr dauern könnte, und waren eben darum auch in Befolgung dieses Befehls sehr nachläßig gewesen. Die Folgen der Fahrläßigkeit in einem so äußerst wichtigen Punkte zeigten sich bald. In der ganzen Armee fingen die Schuhe, bey dem scheußlichen Rückzuge aus Champagne, auf einmal so an zu reißen, daß beynahe kein einziger Soldat gutes Schuhwerk noch hatte. Sogar die Offiziere trugen zerrißne Stiefeln, und die armen Packknechte gingen vollends gar barfuß.

Es war schändlich anzusehen, wie die Preußen da ohne Schuhe durch den Koth zerrten und ihre Füße an den spitzigen Steinen blutrünstig aufrissen. Viele hatten ihre zerrißnen Schuhe auf die Gewehre gehängt, andere trugen sie in der Hand,

manche hatten Lappen und Heu um die Füße gewickelt, um sie vor den kleinen scharfen Steinen zu sichern.

Freilich wurde befohlen, daß alle Soldaten, welche das Schuhmacher-Handwerk verstünden, und deren es bey allen Regimentern giebt, arbeiten, und die zerrißnen Schuhe wieder ausbessern sollten. Aber da war was auszubessern! Es fehlte ja bey den meisten an Leder, Hanf und Pech! Ueberdieß denke man sich einen Schuster, der im Schlamme und in der Kälte arbeiten soll! Unser Hauptmann gab zwar sein eignes Zelt für die Schuhmacher her, und ließ sie darunter arbeiten, nur damit sie Platz haben sollten; und doch fehlten in unsrer Kompagnie die Schuhe eben so sehr als in andern. Der Feldwebel Gruneberg hatte immer seine wahre Noth, wenn er die Wache kommandiren sollte: von vier Mann hatten allemal drey keine Schuhe, und konnten doch barfuß nicht aufziehen! Marschiren durfte man wohl barfuß, aber nicht barfuß auf die Wache ziehen!

Der schlechte Zustand des Schuhwesens machte mehr scharfe meuterische Reden bey der Armee rege, als selbst der Hunger. Die Soldaten klagten laut, und brachen in Aeußerungen aus, welche zu jeder andern Zeit wären bestraft worden; aber auf einem Rückzuge, wie unser Rückzug aus Frankreich war,

mußten unsre Offiziere schon schweigen, und die Leute murren und schimpfen lassen nach Belieben.

Bey der östreichschen Armee war es eben nicht besser: da hatten die meisten auch keine Schuhe, und liefen barfuß. Auch die Herren Emigrirten mußten barfuß mit hermpatschen, eben jene große Herren, welchen kurz vorher die Koblenzer, Wormser, Bingner und andere Schuster die Schuhe nicht leicht und niedlich genug machen konnten!

Wie die Schuhe, so war auch die ganze übrige Montur: ein Haufen herumziehender Zigeuner sieht eben so reinlich und so ganz aus, als damals wir Preußen. Man besang uns sogar in einem Schimpfliede.

Ich habe oft in deutschen Büchern gelesen, daß die französischen Volontärs oder Sanscülotten, elend seyen gekleidet gewesen: das ist sehr wahr: aber kein Deutscher hätte über den schlechten Aufzug der fränkischen Volontärs spotten sollen, da die Herren Preußen ja auch zigeunermäßig genug aus Frankreich zogen, und die Herren Oestreicher und Messieurs les Emigrés nicht minder. Hierin waren wir ihnen einst ja gleich; aber wann in ihren Thaten? Und Thaten machen den Mann; nicht die Kleidung.

Doch es ist Zeit, meine Erzählung fortzusetzen. Also —

Nachdem wir den 18ten gerastet hatten d. i. stille gelegen waren, weil alle unsre Wagen im Kothe waren stecken blieben, so brachen wir am 19ten wieder auf, und schleppten uns noch zwey gute Stunden ins Lager dicht bey Longwy. Man hatte die schlechten Zelter weggeworfen, und Brod- und Bagagewagen zurückgelassen; und doch waren kaum so viel Pferde da, als erfodert wurden, die wenigen Wagen weiter zu bringen, die uns noch übrig waren.

Der Flecken Longuion war von den Kaiserlichen, so wie alle andre Oerter ihres Durchmarsches in selbiger Gegend, aufs abscheulichste geplündert worden. Auch hatten einige unwürdige Menschen dieser stolzen Armee, die aber ihren Stolz mehr durch Aufschneiderey und Härte gegen Wehrlose, als durch Siege über den bewaffneten Feind zu nähren gewohnt ist, sich an den Einwohnern vergriffen, und sie aufs schändlichste mishandelt. Sie hatten auch Feuer angelegt, und selbst die Eisenhütten zu Longuion in Brand gesteckt.

Ich muß es nochmals erinnern, was nicht zu oft erinnert werden kann, daß man die von den deutschen, besonders von den östreichischen, und nachher von den englischen Truppen, und die von dem Auswurf aller Nationen, von der Armee der Emigrirten, begangnen Gräuel vor Augen haben

müsse, wenn man von dem Betragen der Franzosen in der Pfalz und anderwärts ein richtiges Urtheil fällen will. Und doch ist an diesem richtigen Urtheil für jezt, wie für die Zukunft, überall sehr viel gelegen, sowohl in Rücksicht auf den Nationaldünkel, als in Rücksicht auf die Moralität nach dieser oder jener Regierungsform.

Bey Longuion war die Passage weit abscheulicher noch, als alle abscheuliche Passagen, welche wir bisher gehabt hatten. Der Koth ging bis an die Knie, und hin und wieder mußte man durch Wiesen gehen, welche wie ein See unter Wasser standen. Todte Pferde und todte Menschen lagen in Menge unten an einem Berge, über welchen der Marsch gieng: denn da hatte man die ganz Todten und die halb Todten von den Wagen herabgeworfen, um diese zu erleichtern. Es wurden hier abermals viele Wagen verbrannt, weil man sie durch den Morast nicht bringen konnte.

Gegen Nacht kamen wir endlich müde und hungrig bey Longwy an. Ich hatte hier so meine eignen Betrachtungen, welche ich meinen Kameraden mittheilte. Heute, sagte ich, ist der 19te Oktober: am 23ten September haben wir Longwy in Besitz genommen, und hofften damals so leicht, wie Longwy, ganz Frankreich zu erobern: und schon jezt müssen wir Longwy zurückgeben, und

haben Spott und Schande und unersezlichen Schaden von unserm Einmarsch in Frankreich! So sehr hat sich unser Stolz und Manifesten-Anspruch in acht Wochen demüthigen müssen! Ich bedaure hiebey keinen mehr, als unsern gutmüthigen König wegen der vielen Opfer, die er an Geld, Menschen und Vieh den Emigrirten gebracht hat, nicht nur ohne Nutzen für jezt, sondern auch mit, wer weis, wie noch langem Verlust für die Zukunft. Ach, Preußens Ehre geht mir nahe, und vielleicht zittern wir bald vor denen, die sonst vor uns zitterten!! So sprach ich damals, und bald hieß es im ganzen Regiment: Laukhard ist ein Patriot, ein Franzose! Und doch hat — die Folge wird es zeigen — es wohl schwerlich jemand mit den Preußen besser und ehrlicher gemeynt, als Laukhard.

Es geht aber überhaupt so! die Leidenschaften der Menschen wollen geschmeichelt seyn, sonst ist es nicht recht. Wer einem Kranken sagt, daß er sterben werde, daß er gefährlich danieder liege, macht sich den Kranken und dessen Freunde zu Feinden. Selbst Locke, der große Locke ward böse über seinen Arzt, als er ihm sagte, daß er nicht 24 Stunden mehr leben würde. Es kann wahr seyn, sagte der Philosoph; aber mir hätte er es doch nicht sagen sollen. Ueberhaupt

Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln! Sprichst du zum Adel, zu Fürsten, zu Königen: allen
Mußt du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen! *)

Freilich was sie wünschen! denn gerade dieses glauben sie am ersten, und sind dadurch am leichtesten zu berücken. Dieß lehrt die neuere Geschichte, leider, bis zu Thränen. Die Emigrirten, ganz in die empfohlne Hofkunst eingeweiht, stellten den großen Herren die Eroberung und Unterdrückung Frankreichs so leicht, und so bald thunlich vor, daß es ihnen gelang, den gutmüthigen König von Preußen und den Kaiser in den schrecklichen Krieg zu verwickeln, der eben jenes Elend über Deutschland brachte, welches ehemals ein ähnlicher Krieg des Darius und Xerxes über Persien und überhaupt über ganz Asien gebracht hat. Man kann leicht darthun, daß die Eroberung von Persien durch Alexander den Großen eine Folge der Unternehmungen der alten Persischen Tyrannen gegen die Freyheit der Griechen war: und so wissen unsre Herren gar nicht, was sie wollen, wenn sie

---

*) Horen I. B. S. 3.

drauf bestehen, Frankreich einen König jezt wieder aufzudringen. Das freye Griechenland würde Persien niemals erobert haben; aber ein Griechischer König konnte dieses thun, und that es. Wird einst Frankreich einen Alexander haben, so ist Deutschland seine Eroberung! Dieß merke man sich in Wien und in Regensburg.

Man wird daher, nach so vielen harten Erfahrungen, doch endlich einmal klug werden, und einsehen, daß die aristokratisirenden politischen Kanngießer, die nach Emigrantenart alles, Groß und Klein, gegen Frankreich aufhezen, die ärgsten Feinde der Großen, und ihrer Unterthanen waren, und noch sind, und daß die braven Männer, welche den Großen und dem Publikum die Augen öffnen wollten, allerdings als ihre ersten und wahren Freunde einer Bürgerkrone werth sind. Es kömmt hiebey nichts an auf gehässige Namen von Patrioten, Demokraten, Jakobinern u. dgl.: es kömmt nur auf Wahrheit an, und diese Wahrheit — wer sagte sie? Ein Schirach, ein Girtanner, ein Göchhausen, ein Jung, ein Reichard in Gotha; oder —? Doch ich will nur weiter erzählen!

Am 20ten war Ruhetag, und wir erhielten aus dem Magazin von Longwy Fleisch, Wein, Branntwein und Zwieback. Das war denn wieder zum erstenmal gehörig gegessen, und gelabt!

Hier wurden auch die Soldaten wieder munter: denn nun hieß es: noch einen Marsch, und wir sind aus Frankreich! Die guten Leute bildeten sich ein, daß, wenn sie nur aus Frankreich wären, alles Elend gleich ein Ende haben würde, und bedachten nicht, daß der Same zu unbeschreiblichem Unglück, welches in der Folge auf unser liebes Vaterland fallen mußte, schon ausgestreut war, und schon Keime gewonnen hatte.

Mein Hauptmann schickte mich nach Longwy, um einiges für ihn bey einem Tischer machen zu lassen. Ich suchte in dem dort angelegten Preußischen Lazarethe einen meiner Freunde, fand ihn aber nicht, aber das Lazareth hatte ich Gelegenheit genauer zu beobachten. Ich werde in einem eignen Kapitel von dem unbeschreiblichen Elende reden, das in den Preußischen Lazarethen damals herrschte, und laße also hier weg, was ich in der Mördergrube zu Longwy gesehn habe.

Der Tischer war ein gescheider Mann, und sprach von den Angelegenheitn der Zeit recht artig und bescheiden; aber sein Schwager, ein Gerber, welchem die Preußen sein Leder genommen und nicht bezahlt hatten, räsonnirte bitter und schalt auf die Preußen derb, noch derber aber auf die Oestreicher. Ich remonstrirte dem Menschenkinde, daß es unklug sey auf die Preußen zu schimpfen,

da sie noch Longwy in Besiz hätten. Wie, erwiderte er, was haben die Preußen in Besitz? Aus Gnade und Barmherzigkeit lassen wir sie hier durch, und da dürfen sie sich nicht dick machen! Ich will den sehen, der einem Franzosen ein Haar krümmen sollte: der würde schön ankommen, wär es auch Euer Braunschweig selbst. Es ist nicht mehr, wie's vor sechs Wochen war." Ich merkte, daß der Mann Recht hatte, und zuckte die Achseln.

Sontags den 21ten October verließen wir das Lager bey Longwy, und marschirten aus dem französischen Gebiete ab.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, will ich den Leser noch auf eine Bemerkung aufmerksam machen und die die ist: daß gerade zu der Zeit, als die verbündete Armee ihre Operationen gegen Frankreich betrieb, die französische Nation ihre monarchische Staatsform in eine republikanische veränderte, und daß eben diese Veränderung im Manifeste des Herzogs von Braunschweig, und in dem Anfall der deutschen Armee auf Frankreich, ihren Grund gehabt hat; daß folglich eben die Mittel, welche dienen sollten, dem Könige, Ludwig XVI. seine alte despotische Gewalt wieder zu erringen, gerade diese Gewalt zernichtet, und den Grund zur nachherigen Hinrichtung dieses Fürsten gelegt haben.

Hieraus folgt nun unwidersprechlich, daß eben der Krieg der fremden Potentaten gegen Frankreich die Freyheit dieses Reichs gegründet hat, daß folglich diese Freyheit so lange bestehen muß, als der Krieg währet: denn im Kriege liegt ja ihre Entstehung, oder der zureichende Grund ihres ersten Daseyns. Da nun, wie aus der Geschichte aller Zeiten erhellt, die Freiheit im Kriege (ἡ ἐλευθεϱία πολεμῶσα, wie Plutarchus sagt) allemal Enthusiasmus ist, Enthusiasmus aber entweder erst mit seinen Helden zu Grunde geht, wie dort mit Leonidas und seinen braven Brüdern bey Thermopylä, oder seinen Feind muthig besiegt, wie im Miltiades bey Marathon: so ist es nicht nur eine gefährliche Sache, den Krieg mit einem freygewordenen Volke fortzusetzen, wie die Begebenheiten von 1792, 93, 94, 95 und 96, nebst der Geschichte der Griechen, Schweizer, Niederländer und Nordamerikaner beweisen, sondern es ist auch selbst für das Interesse der Könige eine höchstabsurde, zweckwidrige Sache: denn eben dadurch, daß man das freye Volk bekriegt, macht man es aufmerksamer, einiger, muthiger, trotziger, folglich tapferer, kräftiger, selbstständiger, und zum Widerstande fähiger — die andern Folgen nicht einmal mitzuzählen, wie da sind, daß die Herren Potentaten sich vergebens erschöpfen, sich der Be=

schimpung und Verachtung preisgeben, dadurch selbst bey ihren Unterthanen immer mehr an Ansehn verlieren, lächerlich werden, ja, nach und nach bey ihnen den Gedanken und den Muth erregen, es der bekriegten aber freyen Nation nachzumachen, und sich von der oft beschimpfenden und widersinnigen Vormundschaft eines Menschen zu befreyen, der wohl leicht selbst mehr als sie eines Vormunds zuweilen noch bedürfte. u. dgl.

Frankreich hat das alles klar und mächtig bewiesen, wenn gleich einige politische Queerseher haben ihres Gleichen weis machen wollen: daß Belladonna und die Guillotine die französischen Soldaten habe die Gefahren verachten und den Feind überall tapfer angreifen machen. Aber wehe über das Hirn dieser armseligen politischen Schlucker! Tyranney soll tapfer machen!! — Braver Moncey, und du ehrwürdiger Dampier, edler Beaurepaire, und all ihr würdigen Vertheidiger eures Vaterlandes gegen so viel Feinde, — Ihr, deren Blut für das hohe Kleinod der Freyheit verspritzt ist, Ihr also habt euer Leben aufgeopfert aus Furcht vor der Guillotine? Das können nur die Philosophen, die Höflinge und die Minister zu Schilda glauben! Aber ein Mensch, der Menschenverstand hat, und nur etwas historische Kenntnisse besitzt, hat hier andre Gedanken: er denkt, daß Druck und Drang

von inkompetenten oder despotischen Richtern nothwendig Freyheitssinn erzeugt; daß Krieg diesen Freyheitssinn vermehrt, und bis zum Enthusiasmus erhebt, und daß dann eine freye Nation wenigstens so lange frey seyn muß, als der Krieg währt, oder als sie noch befürchten kann, daß man ihr die Freyheit rauben wolle." Dieses ist eine goldne Wahrheit, die allen wahren Weisen längst eingeleuchtet hat, und endlich auch noch denen in England einleuchten wird, von welchen Cicero weißagt, wenn er spricht: Eventus stultorum magister. Man hat das ja schon gesehen!

Was hoffte man nicht alles im Jul, 1792! Man hoffte, daß Frankreich sich sofort geben d. i. den König als suverän wieder anerkennen würde. Man rückte deswegen so schlecht vorbereitet an. Allein je näher die Gefahr für Frankreich erschien, desto mehr hob sich jener Freyheitssinn, der den Republikanern allein eigen ist. Die gräßlichsten Blutscenen machten den Anfang. Man denke an den 10ten August! Die Alliirten erobern Longwy und Verdun, und siehe da in Paris den Auftritt vom 2ten September! Endlich erklärt sich, die Nation für frey, und setzt ihren König gänzlich ab, und das gerade damals, als man zu einem entscheidend seyn sollenden Treffen Anstalt machte. Ergo hat ja der Krieg selbst, und zwar der Krieg

allein, den Gedanken der Nation rege gemacht: „wir wollen frey seyn, und für unsre Freyheit leben oder sterben!" —

Neunzehntes Kapitel.

Anmerkungen über eine Relation des Hn. Hauptmanns von Beulwitz.

Als die Festung Verdun den Franzosen wieder übergeben wurde, so blieb noch ein preußisches Lazareth daselbst zurück, und Herr von Beulwitz, damals von dem Schenkischen Bataillon, erhielt das Kommando über dieses Spital. Was er da hat ausstehen müssen, hat er ganz artig beschrieben und unter dem Titel: „Mein Aufenthalt in Verdun im Herbste 1792: ein kleiner Beytrag zur Darstellung des damaligen französischen Nationalkarakters" in dem Magazin der neusten Kriegsbegebenheiten (B. III S. 226 — 277 und B. IV. S. 241 — 312.) aufgestellt.

Hr. von Beulwitz hat in Verdun viel erfahren, aber daß er die üble Behandlung, welche ihm von dem dortigen aufgebrachten Jan Hagel widerfahren ist, benuzt, um den damaligen fran-

zösischen Nationalkarakter danach zu schildern, daran thut er wirklich zuviel. Ich muß mich näher erklären.

Die Preußen hatten bey ihrem Aufenthalte in Verdun zwar keine groben Exzesse in der Stadt verübt, aber auf dem Lande, in den Weinbergen, Gärten und Feldern hatten sie sich etwas sehr unsäuberlich benommen, und hier und da recht deutliche Spuren ihrer Beutemacherey hinterlassen. Dieses und dann auch das, was in der Stadt schon vorgieng, machte die Preußen eben nicht sehr beliebt. Es ist auch überhaupt der Natur der Sache gemäß, daß man den Feind unsers Volkes nicht liebt, zumal wenn er allerley unternimmt, woraus man sehen kann, daß er unberufen den Herrn spielen und Gesetze geben will. Verdun war ganz passiv gewesen vor der Ankunft der Preußen. Das System des Mirabeau hatte ruhigen Eingang gefunden, und man hatte gar nicht nöthig gehabt, jemanden pour la loi, wie man sagte, einzustecken, oder gar hinzurichten, wie in Metz und an andern Orten. Nachdem aber der König von Preußen Verdun weg hatte, so zerstörte er zwar die Einrichtung nicht völlig, aber er gab doch so viel Befehle aus eigner Macht, daß man wohl sahe, er wolle einstweilen Ludwigs XVI. Stelle einnehmen. Es war vieles vorgefallen, womit die Bürgerschaft

eben nicht sehr zufrieden seyn konnte. Man hatte in Verdun einige Bürger eingesteckt, und sie mit Stockschlägen regalirt, weil sie die weiße Kokarde nicht hätten tragen wollen, und gesagt hatten: qu'il n'étoit pas encore, soir pour tous les jours! — Schon genug, um in Verdun nicht gut Preußisch seyn zu können!

Außer diesem muß man nicht vergessen, daß Verdun wegen der schnellen Uebergabe durch Nyont an die Preußen, gar übel bey dem Konvente angeschrieben war, und daß nun gleichsam das Interesse der Bürger es erfoderte, durch Härte gegen den Feind ihren Patriotismus zu beweisen. Diesen Umstand führt Hr. von Beulwitz selbst an, und er verdient es. Man weiß ja, daß gleich nach dem Ausmarsche der Preußen aus Frankreich das System schärfer ward und daß die Guillotine gleich mehr zu thun bekam. Es war damals zwar noch kein Robespierrischer Rigorismus, doch aber konnte es schon jemanden zu schaffen machen, wenn man ihn wegen eines Einverständnisses mit dem Feinde der Republik anklagte oder in Verdacht hatte.

Daher geschah es denn, daß der Pöbel in Verdun die zurückgebliebenen Preußen beleidigte, und daß Männer, welche hätten helfen und schützen sollen, dazu stillschwiegen, aus Furcht, als Aristokraten und Begünstiger der Feinde angesehen zu werden.

Hr. von Beulwitz ist größtentheils vom Pöbel und von den Sansculottes beleidigt worden: aber der Pöbel ist aller Orten Pöbel, zu Berlin und zu Frankfurt am Mayn, wie zu Verdun und zu Paris. Man denke nur, wie der Jan Hagel zu Frankfurt die Klubbisten von Mäynz behandelt hat! Also wegen des Pöbels wären wir aufs Reine.

Hr. von Beulwitz sagt am angeführten Orte S. 229: die Einwohner von Verdun hätten sich erdreistet, noch bey Anwesenheit der Preußischen Truppen, die Nationalkokarden aufzustecken. Aber das war doch wohl keine Beleidigung für die Preußen! Diese musten ja Verdun der französischen Konstitution wieder überlassen, und folglich hatten die Einwohner auch das Recht, die Kokarden wieder zu tragen, woran man den Anhänger der Konstitution erkennt, und dieß gleich, sobald die Herrschaft der Konstitution wieder eintrat.

Er klagt sehr über den Maire der Stadt, Citoyen Câret Fils. Ich glaube gern, daß Caret nicht allzuhöflich gegen ihn gewesen ist: aber sein Betragen hatte in dem Betragen der Preußen gegen ihn seinen hinlänglichen Grund. Caret war sehr übel behandelt worden: man hatte ihm sogar mit 50 Stockschlägen gedroht, wenn er nicht denjenigen herbeyschaffen würde, welcher einige Tage nach der Einnahme einen Preußischen Offizier des Abends auf

der Straße erschossen hatte. Man denke sich deutsche Feinde und einen französischen Maire, und urtheile dann, was dieser Mann während der Anwesenheit der Preußen habe ausstehen müssen, und wie sehr Widerwillen und Rachsucht in ihm müsse gekocht haben!

Ich will gern glauben, daß die preußischen Kranken und besonders Hr. von Beulwitz, von den durchmarschierenden Volontärs und andern Truppen oft sind angetastet worden. Aber ist das wohl ein Wunder? Die Leute waren damals alle höchst aufgebracht; und dann muß ich gestehen, daß das Andenken an das Coblenzer Manifest, und der Anblick der Dörfer und der Städte, wodurch diese Leute eben gekommen waren, und welche die Deutschen kurz vorher ruinirt hatten, sehr unvortheilhaft für die Preußen auf sie wirken mußte. Die Sache ist klar, und bedarf keiner weitern Erörterung.

Ueber die Desertion kann ich mich nicht wundern, vielmehr wundere ich mich, daß nicht noch weit mehr Preußen desertirt sind. Ihre damalige Lage war eben nicht sehr erbaulich, und da sie diese durchs Weglaufen verbessern konnten, so ist das eben nicht unnatürlich.

Den Witz des General Lingueville findet Hr. von Beulwitz beleidigend. Lingueville hatte zu

ihm gesagt: es schiene ihm, daß das nicht mehr die alten Preußen wären, welche sich ehedem so berühmt gemacht hätten. Der Aide de camp erwiederte: „O ja, mein General, es sind wohl noch die alten Preußen, aber es sind nicht mehr die alten Franzosen! Linguevilleʼs Rede ist nicht beleidigend, und die Antwort des Adjutanten enthält ja ein wahres Lob auf die Preußen! Sollte das Hr. von Beulwitz nicht gefühlt haben?

Die 13 Emigrirte, welche im Spital zu Verdun gefunden wurden, verlohren hernach ihr Leben (nach S. 249) auf der Guillotine. Da man dieses leicht vermuthen konnte, indem man die scharfen Gesetze der französischen Nation gegen die Emigrirten kannte, so hätte man diese armen Teufel fortschaffen sollen, und sie dadurch dem Tode entziehen. Es sind gar viel Emigrirte durch die Nachläßigkeit der deutschen Truppen den Franzosen in die Hände gefallen, und haben als Hochverräther an ihrer Nation ihr Ende auf dem Blutgerüste gefunden.

Dem General Dupuch läßt Hr. von Beulwitz alle Gerechtigkeit wiederfahren, wird aber böse, daß der Kommissär Chuppi, der Sohn eines Schusters (wie wenn der Sohn eines Schusters nicht eben so gut, wenn nach neuerer Erfahrung nicht noch besser, eine militärische Stelle be-

kleiden konnte, als ein Herr von!) dem General zugeordnet worden ist. Wenn ich nicht sehr irre, so ist Dupuch schon 1793 hingerichtet worden, wegen Verrätherey: da war es denn doch sehr rathsam, ihm einen Mann zuzuordnen, welcher, wie Hr. von Beulwitz selbst gesteht, voller Eifer für die entstehende Republik glühte.

Die Guillotine nennt auch Hr. von Beulwitz S. 255 die Mutter der französischen Republik. O sancta —! Er erzählt, daß wenigstens 15 Minuten wären erfodert worden zu den Vorbereitungen zum Kopfabschlagen. Ich habe nachher gewiß weit mehr guillotiniren sehen, als Hr. von Beulwitz: aber so viel Zeit kostete das Anbinden ꝛc. nie: das Haar wird auch nicht immer abgeschnitten. Das Beil soll auch den Kopf niemals haben ganz abgeschlagen: der mußte nachher noch mit einem Messer abgekrazt werden. Vielleicht war das in Verdun so; aber die Köpfe, die ich in Lyon und anderwärts habe abschlagen sehen, fuhren schnell genug in den Kasten, und brauchten nicht erst mit Messern abgemetzelt zu werden.

Daß auch damals die Sanscülottes nicht so ganz ohne alle Disciplin waren, beweiset die Genugthuung, welche Hr. von Beulwitz wegen einer Beleidigung erhielt, die er S. 259 ff. beschreibt. So erhielte er auch seine gestohlnen Pferde wieder,

und die Diebe wurden hinlänglich bestraft. Nicht so immer bey uns!

Ueberhaupt ist der ganze sonst schätzbare, und schön geschriebne Aufsatz des Hn. von Beulwitz nichts weniger als ein Beytrag zur Darstellung des damaligen Nationalkarakters der Franzosen. Diesen Nationalkarakter darf man in einer Stadt nicht suchen, welche erst seit einigen Tagen vom Feinde geräumt ist, und worin ein feindlicher Offizier auf Kommando zurück bleibt. Hätte Hr. von Beulwitz sich die Mühe genommen, die Gesinnungen der Bürger für ihre eigne Sache zu untersuchen, so würde er uns vielleicht einen fruchtbarern und vollständigern Beytrag haben liefern können, als jezt, da er gerade nur das Betragen der Franzosen gegen ihn und seine Leute schildert. Das ist sonnenklar; und daher halten die gründlichen und bescheidnen Bemerkungen eines gefangenen preußischen Offiziers aus Dijon, welche Hr. von Beulwitz zu widerlegen zwar unternimmt, aber nicht widerlegt, noch immer ihren Werth. Kurz, hätten wir die Franzosen humaner und sanfter behandelt, hätten wir ihre Felder nicht verheert, ihre Dörfer nicht verwüstet und ihre Leute nicht mishandelt, so würde wahrscheinlich auch Hr. von Beulwitz ein besseres Schicksal in Verdun gehabt haben.

Uebrigens bekenne ich, daß ich diese wenigen Anmerkungen über den Aufsatz des Hn. Hauptmanns blos deswegen gemacht habe, um ihm zu beweisen, daß ich ihn für das halte, was er ist, für einen braven, rechtschaffnen und getreuen Offizier, der eben so liebenswürdig wegen seines vortrefflichen Herzens, als schätzbar wegen seiner Talente und Kenntnisse ist. Selbst sein Aufsatz ist seiner würdig, gereicht aber der französischen Nation mehr zur Ehre als zur Schande, und beweißt, daß der Hauptmann ein billiger und — einige Tiraden ausgenommen — auch ein unpartheiischer Richter ist, ganz von einem andern Karakter, als der elende Hr. von Schirach und alle andern Skribler und Sudler von der politischen Apokalypse und Hermandade.

Noch eine kleine Nutzanwendung aus dem Vorhergehenden für Soldaten und ihre Befehlshaber mögte hier nicht am unrechten Orte stehen. Nämlich:

1) Im Glücke seinen Feind nie zu mishandeln, um im Unglücke von ihm das wieder zu erwarten, was im Glücke wir ihm leisteten: denn das Heute mir, Morgen dir, ist das Stichblatt aller menschlichen Dinge, zumal der politischen; und — wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück.

2) Aufhetzerey gegen den Feind durch Mani-

feste, Predigten, Zeitungen, Gedichte, Schimpferey u. dgl. bezahlt der Feind mit gleicher Münze, und beyde Theile erschweren sich dadurch die Erreichung dessen, warum sie kriegen — den Frieden.

3) Alle Garnison- und Feldpredigten sollten durchaus militärisch-praktisch seyn, und das Hauptthema der christlichen Moral nach Vernunft und Erfahrung einschärfen, um zur Zeit des Krieges den Menschen und die Menschlichkeit über den Nationalen und die Politik nie zu übersehen. Man gewinnt hiedurch auf der einen Seite das doppelt, was man auf der andern vielleicht nur im Scheine verliert. Denn Zahn um Zahn, auch außer Reih' und Glied, erbittert, und der Erbitterte denkt nicht daran: daß man Andern das thun und nicht thun solle, was man von ihnen in der Art sich wieder wünscht. Die Rheingegenden, zumal Frankfurt — doch, die weitere Entwickelung ist ja handgreiflich! —

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft auf deutschem Boden. Lager bey Luxemburg.

Unsre Armee kam den 21ten Oktober auf deutschen Boden zurück, aber auch hier hatte das Elend und die Noth noch kein Ende. Wir lagerten uns in den Koth, und zwar ohne Lagerstroh, und doch sollten wir hier auf Ordre stehen bleiben!

Am ersten Ruhetage, den 22ten, desertirten einige Soldaten vom Regiment Woldeck. Man setzte ihnen nach, weil man ihre Spur wußte, aber die Nachsetzenden mogten sich wohl etwas zu weit verlaufen haben, und über die Gränze gekommen seyn. Genug, sie stießen auf eine französische Patrouille, welche sie angriff und gefangen nahm. Einer von ihnen kam dabey ums Leben, und die andern wurden nach Longwy, welches den folgenden Tag gänzlich geräumt wurde, überbracht, aber bald zurückgeschickt, jedoch mit dem Vermelden des französischen Generals: daß man künftig, wenn wieder so ein anomalisches Verfolgen der Deserteurs statt haben sollte, die Nachsetzer nicht als Preußen, sondern als Stöhrer der allgemeinen

Sicherheit und Ruhe ansehen, und als solche behandeln würde. Das war freilich derbe, und dient als Wink über die Qualität unseres Rückzugs. —

Unser Lager stand dicht an einem Dorfe, wohin wir giengen, um uns Kartoffeln, Birnen und andere Lebensmittel einzukaufen: denn im Lager war noch immer Mangel an allem, sogar an Brod. Der Pfarrer des Dorfes hatte besonders gute Birnen, die er selbst ausgab, und das Geld dafür einnahm. Ich gieng hin, konnte aber wegen der Menge nicht zum Herrn gelangen. Als mir nun die Zeit lang ward, rief ich ihm auf latein zu, er mögte mir doch auch Obst geben für Geld und gute Worte. Mein Latein that treffliche Dienste: denn Seine Hochwürden gaben mir nicht nur Birnen und Kartoffeln genug und ohne Geld, sondern speisten mich noch obendrein mit Speck und Weißbrod, und tränkten mich mit Wein. Das war ein herrlicher Tag für mich, desgleichen ich seit langer Zeit nicht gehabt hatte! Der geistliche Herr sprach viel mit mir, auch über die Religion, und meynte, die Franzosen müßten allerdings zu Grunde gehen, da sie keine rechten Priester mehr hätten, und ein Land ohne kanonisch geweihte Priester nicht bestehen könnte. Navita de ventis! —

Auch in diesem Lager war das Wetter abscheulich, denn es regnete beynahe noch immer ohne Un=

terlaß: aber der Gedanke, daß wir doch wieder auf deutschem Boden wären, versüßte den Meisten alles Elend, und stellte ihre Munterkeit einigermaßen wieder her. Man hörte wieder frohere Gespräche, und die armen Teufel von Soldaten freuten sich, daß sie bald wieder in ihre Heimat kehren würden. Mir schien diese Hoffnung schlecht gegründet, ob es mir gleich nicht ganz unglaublich vorkam, daß der König von Preußen mit den Franzosen habe Frieden machen können. Ihre Nachsicht mit uns auf unserm Rückmarsche schien mir dieß zu bestätigen. Man wollte damals sogar die Artikel dieses geheimen Friedens wissen, aber es ging hier wie aller Orten: die politischen Kanngießer wissen alles, nur das nicht, was die Hauptsache ist, und — sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht.

Den 24ten kamen wir bey Luxemburg an, wo wir bis den 29ten stehen blieben. Hier erholten wir uns wenigstens wieder mit Essen und Trinken, obgleich das Wetter auch hier schrecklich und abscheulich war. Wir waren indeß an das schlimme Wetter schon gewöhnt, und da wir hier in diesem Lager hinlänglich zu essen haben konnten und hatten, so waren wir wenigstens wieder munterer als vorher.

Die Luxemburger brachten uns allerley Viktualien, auch Brantwein und Wein ins Lager, und ich hatte Gelegenheit, einigemal in diese schöne Stadt zu

wandern, und mir daselbst einen guten Tag zu machen. Bisher hatten die Soldaten wenig kaufen können, weil nichts zu kaufen da war, und so konnten sie ihre Löhnung aufsparen, und hatten daher alle Geld mehr als gewöhnlich. Aber im Lager bey Luxemburg war das Geld bald alle; indeß man hatte Ersatz dafür. Es ist eine herrliche Sache, wenn man sich nach ausgestandner großer Noth und Mangel endlich einmal wieder sätigen und pflegen kann!

In diesem Lager wurde nun auch die Nachricht allgemein bekannt, daß der General Cüstine in Deutschland eingefallen wäre, und Maynz erobert hätte. Daraus schlossen nun die Verständigern, daß der Krieg noch kein Ende haben würde; und unser ganzes Volk wurde mit Schreck und Entsetzen erfüllt: die Fortsetzung des Krieges, besonders eines Krieges gegen die Franzosen, war in den Augen der klügern Preußen nun das höchste Uebel.

Ehe ich weiter gehe, mögte ich hier fragen: ob es nicht rathsamer gewesen wäre, wenn die Preußen damals die Niederlande besezt, und diese gegen Dümouriez thätiger beschüzt hätten, als hernach die Kaiserlichen es konnten? Das deutsche Reich war zwar von Cüstine angegriffen, aber der Einfall, den man von Dümouriez zum Voraus sehen konnte, war, wegen der Nähe an Frank-

reich, wichtiger, als die Gefahr, welche Deutschland bedrohte. Doch hier ist der Ort nicht, diese Sache politisch und militärisch zu untersuchen! Mir kömmt es aber noch immer so vor, daß wenn es damals schon entschieden war, den Kriegsplan gegen Frankreich noch fortzusetzen, man die Niederlande besser hätte beschützen müssen.

In Luxemburg hatte ich eines Tages einen Zank mit einem Kaiserlichen Unteroffizier, einem recht ärgen, politischen Kanngießer, welcher gradezu im Weinhause behauptete: die Preußen hätten falsch gespielt. Unser Streit erhizte sich so, daß wir bald handgemein geworden wären — wenn ich gleich recht gut wußte, daß unsere Leute eben das von den Oestreichern behaupteten. — Schon damals also waren die Gemüther der Oestreicher und der Preußen, durch gegenseitige Beschuldigung und Verdacht, von einander entfernt, und diese Animosität hat sich hernach immer noch vermehrt. Die Vermuthung einsichtiger Männer, daß eine Allianz zwischen dem Hause Oestreich und Preußen nicht Bestand haben könnte, bestätigte sich also schon damals mehr als zu sehr.

Für meine Person hatte ich indeß hier ziemlich gute Zeit: denn ich hatte Geld, und konnte mir das Nöthige einkaufen. Mein rechtschaffener Bispink hatte mir durch einen Soldaten-Boten auch

Wäsche geschickt, und so war ich im Stande, mich hier zu reinigen, und wenigstens sauberer zu kleiden, als so mancher Andere, der vor Schmutz und Ungeziefer starrte.

Am 29ten October brach endlich unsre Armee von Luxemburg auf. Es war eben wieder ein abscheulicher Tag, kalt und naß, wie wir so viele schon gehabt hatten. Die Zelter ließ man größtentheils liegen, weil sie ganz unbrauchbar geworden waren, und was man davon noch mitnahm, muste man doch hernach bald wegwerfen, weil alles vermorscht war. Die Zeltstangen wurden alle nebst den Kampirpfählen und anderm Geräthe rein verbrannt; auch manche Kessel u. dgl. wurden weggeworfen.

Der Weg von Luxemburg bis Trier war so elend, als irgend einer in Frankreich gewesen war. Unterwegs lagen wir zwar in den Dörfern und durften uns nicht mehr in Schlamm und Wasser auf dem freyen Felde herumsudeln: aber da wir immer gar zu dicke gelegt wurden, so fehlte alle Bequemlichkeit. Auch konnte man, da jene Dörfer von allem Vorrath entblößt waren, nur selten einmal Kartoffeln bekommen.

In Trier langte unser Regiment erst Nachmittags um vier Uhr an: es war aber nicht möglich, für alle Soldaten Quartiere in dieser Stadt aufzubrin-

gen: es drängte sich hier gar zu viel Volk zusammen. Alle Kompagnien waren in dem traurigsten Zustande, und erst am folgenden Tage sammelten sie sich gehörig: sehr viele Bursche waren wegen ihres elenden Schuhwerks zurückgeblieben, und andre konnten wegen des Durchfalls, und andrer Krankheiten sich nur mit Mühe voranschleppen.

Ich selbst kam erst den andern Tag Nachmittags zur Kompagnie. Ich hatte ohngefähr drey Märsche ohne Schuhe barfuß gehen müssen, und so waren meine Füße verdorben, und sehr aufgeschwollen. Ich machte daher auf einem kaiserlichen Dorfe Quartier bey einer alten Wittwe, deren Tochter mich sehr gut verpflegte. Die Alte konnte nicht mehr fort, die guten Leute verlangten für alles nicht mehr, als 4 Behmen. Sie würden mir auch diese lassen, sagten sie, wenn sie nicht Oehl in Trier holen müßten*) Die guten Leute!

Meine Füße wurden immer schlimmer, und ich mußte mich von Trier bis Binningen, einem ohnweit Koblenz gelegnen Badischen Städtchen, mit fahren lassen. Der ganze Rückmarsch durchs Trierland war eben so elend und noch elender, als unser

*) Die Accise sollte da im Oestreichischen herum alles vertheuern: und so halfen sich die armen Leute auch hier durch Contrebandiren im Auslande.

Hinmarsch gewesen war. Sogar gesellte sich jezt noch der Spott der Einwohner zu dem Elende, welches uns drückte. Es ist wirklich eine penible Sache für einen Soldaten, in einem Trupp zu seyn, der besiegt, oder mit einer langen Nase, vom Feinde zurückkömmt: er muß sogar vom Janhagel Spott einstecken; und der Janhagel im Trierlande wußte seine Grobheiten so satyrisch und so beißend einzurichten, daß er dem Jan Hagel in unsern fliegenden Blättern nichts nachgab.

Winningen ist ein schöner Flecken an der Mosel, wo der beste Moselwein wächst. Der Ort ist ganz lutherisch; und eben deswegen sind die Einwohner, weil alles rundum mit Katholiken besezt ist, in einer üblen Lage. Sie müssen immer in ihrem Neste konzentrirt bleiben: niemand heurathet ihre Mädel, und niemand zieht zu ihnen: deswegen ist auch das ganze Winningen eitel Schwager, Schwägerinn, Schwiegervater und Schwiegermutter.

Ich dachte, wir würden hier Rasttag halten, da aber der Abmarsch gleich auf den andern Tag befohlen wurde, ich indeß noch nicht gehen konnte, so mußte ich mich zu den Kranken und Maroden gesellen, welche die Menge in mehrern Schiffen nach Neuwied gefahren wurden. Hier wollte ich meinen Freund, den Hn. Magister Schellenberg, besuchen, er war aber verreiset.

Ich traf hier einen Aventurier aus meiner Gegend an, den Sohn des verstorbenen Amtmanns Rupp von Jugenheim ohnweit Mainz. Dieser Mensch lief schon mehrere Jahre in ganz Deutschland herum, gab sich allerhand Namen und Würden, und betrog und prellte, wo er nur konnte. Seine Prellereien betrafen nicht allein Gastwirthe und Kaufleute; sondern auch vornehme Männer, sogar Fürsten. Auf meiner lezten Rückreise nach Halle erfuhr ich, daß er endlich wegen eines großen Betruges, wobey große Männer kompromittirt waren, eingesteckt sey. Damals war Herr Rupp, als kurpfälzischer Regierungsrath in Neuwied, und zehrte auf gute Rechnung.

Von Neuwied ging ich über Koblenz allein nach Faltern immer zu Fuße, wenn gleich jämmerlich, weil die Kranken von hier aus keinen Wagen weiter hatten, und ich mich nicht dazu verstehen wollte, mich in die Mördergrube zu Koblenz, das ist, ins Lazareth, zu legen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung der Feldlazarethe.

Die unendlichen Krankheiten, besonders die Ruhren, welche unser unglückliches Militär auf diesem unseligen Feldzuge befielen, machten die Anlegung vieler Feldlazarethe nöthig. Zu Grandpré, Verdun, Longwy, Chatillon, Luxemburg, Trier, Coblenz, Wesel, Neuwied, Usingen, Frankfurt am Mayn, Höchst, Homburg, Friedberg, Giessen und noch an viel mehr Orten waren preußische Feldlazarethe, welche alle mit Kranken vollgestopft waren. Ich habe mehrere dieser Mördergruben selbst beobachtet, und was ich da gesehen habe, will ich dem Leser ehrlich mittheilen, jedoch mit dem Bedinge, daß der zu delikate Leser dieses Kapitel überschlage.

Ich hörte, daß mein Freund, der Unteroffizier Koggel, zu Longwy im Lazarethe krank läge: ich wollte ihn also besuchen, und ging hin und hinein, ohne von der Schildwache angehalten oder nur über etwas befragt zu werden. Dieses ließ mich gleich anfangs nicht viel Ordnung im Lazarethe selbst er=

warten. Aber wie entsezte ich mich, als ich gleich beym Eingange alles von Exkrementen blank sah, und nicht einmal ein Fleckchen finden konnte, um unbesudelt hinzutreten. Der gemeine Abtritt reichte für so viele ruhrhaften Kranken unmöglich zu, auch fehlte es den meisten an Kräften, ihn zu erreichen, und Nachtstühle sah ich beynahe gar nicht. Die Unglücklichen schlichen also nur bis vor die Stube, und machten dann alles hin, wo und wie sie konnten. Es ist abscheulich, daß ich sagen muß, daß ich sogar todte Körper in diesem Unflate liegen sah.

Ich schlüpfte schnell durch ins erste beste Zimmer, aber da drängte sich mir auch sogleich ein solch abscheulicher mephytischer Gestank entgegen, daß ich hätte mögen in Ohnmacht sinken. Es war der Duft viel ärger, als wenn man ein Privet ausräumt, oder über einen vollen Schindanger des Sommers geht. An Räuchern dachte man gar nicht; auch wurden die Fenster niemals geöffnet, und wo hie und da eine Scheibe fehlte, da stopfte man die Oeffnung mit Stroh und Lumpen zu.

Das Lager der Kranken war dem Vorigen ganz angemessen: die meisten lagen auf bloßem Stroh, wenige auf Strohsäcken, und viele lagen gar auf dem harten Boden. An Decken und andere zur Reinlichkeit dienliche Dinge war vollends nicht zu denken. Die armen Leute mußten sich mit

ihren elenden kurzen Lumpen zudecken, und da diese ganz voll Ungeziefer waren, so wurden sie von diesem beynahe lebendig gefressen.

Ich stund da, und wußte nicht, was ich vor Mitleid und Aerger sagen sollte. Ich fragte endlich nach der Krankenpflege, erfuhr aber, daß hier außer ein bissel Kommißbrod nichts vorfalle. An Arzney fehlte es beynahe ganz!

Ich wollte, wie man weiß, den Unteroffizier Koggel sehen, aber weder Feldscheer noch Krankenwärter konnte mir sagen, in welchem Zimmer ich ihn treffen könnte. So sehr fehlte es an aller besondern Aufsicht! Sogar hörte ich einen sagen: „Wen hier der Teufel holt (er wollte sagen: wer hier stirbt), ist geliefert: kein Guckuck frägt weiter nach ihm.“ *)

---

*) Daß dieß im Ganzen wahr war, lehrt folgende Anekdote. In der Gegend von Mansfeld erfährt eine Mutter mehrerer Kinder, ihr Mann sey im Lazarethe verstorben. Nicht mehr im Stande, ihre Kinder allein zu ernähren, klagt sie ihre Noth einem Gevatter und Befreundeten ihres Verstorbenen. Dieser durch Mitleid gerührt, und aus Freundschaft gegen den als todt Erwähnten, erbietet sich, sie zu heurathen, und dann mit ihr für ihre Kinder zu sorgen. Man schreibt um den Todtenschein, erhält ihn, und die Heurath geht vor sich. Ueber Jahr und Tag steht die Mutter an der Waschwanne, hört Pochen an der Thür, geht hin, und — Gott, mit welcher Bestürzung! — erblickt ihren als todtbescheinigten Mann an einer Krücke als Krüppel. Bist du's? — Ist's dein Geist? — Er war's — hört, was vorgegangen war, lobt den braven, mitleidigen Gevatter, läßt ihn von

Voll Eckel und Abschen gieng ich fort, und verwünschte das Schicksal der Krieger, welche bey einer eintretenden Krankheit oder Verwundung in solche Mordlöcher gesteckt, und so schlecht verpflegt werden; daß sie ihr Achtgroschen-Leben elender aufgeben müssen, als das elendeste Vieh.

Aber bald bedachte ich, daß dort in Longwy vielleicht die Noth selbst eine solche elende Lage der armen Leute nöthig machte. Ich wußte, daß der König Befehl gegeben hatte, die Kranken gut zu behandeln, und für ihre Wiederherstellung, und wenn es des Monats 1000 Thaler mehr kosten sollte, gehörig zu sorgen. Ich beschloß daher, mehrere Feldlazarethe zu untersuchen, um ein richtiges Urtheil darüber fällen zu können.

Ich that dieß schon in Trier; aber da sah ich noch mehr Gräuel! Die Lazarethe waren eben so schmutzig, die Pflege eben so elend, und die Lagerstätten eben so abscheulich, als in Longwy. Außer-

---

der Arbeit zu sich rufen, umarmt ihn mit Thränen und langer stummer Rührung, kömmt endlich zu Worten, dankt ihm wegen des guten, christlichen Werkes an seiner Frau und Kindern, wünscht ihm Glück zu dem Besitz seines guten Weibes, thut Verzicht auf sie, und bittet: man wolle ihn, als Krüppel, sein Leben bey ihnen hinbringen und ihnen in ihren Hausarbeiten nach Vermögen helfen lassen. — Herzlich gern! — Und so leben diese Guten in Fried und Einigkeit jezt beysammen. Ich weiß der Beyspiele von dieser Art mehrere: und nun denke man! — nein, man fühle!

dem mußten noch vom 30ten bis zum 31ten Oktober mehr als 280 Kranke in Trier unter freyem Himmel auf der Gasse liegen bleiben: in den Hospitälern war für sie kein Platz mehr, und niemand wollte sie in die Häuser aufnehmen, weil es allgemein hieß: die Preußen hätten die Pest. Es krepirten, ja, es krepirten diese Nacht mehr als 30 auf der Gasse. Seht Menschen, soviel gelten Eures Gleichen im Kriege! —

Die andern Lazarethe, die ich weiter sah, waren alle von dieser Art. — Woher kömmt aber dieses schreckliche Uebel, wodurch der König, oder vielmehr der Staat, so viel Leute verliert? Denn in diesem Feldzuge sind sehr wenig Preußen vor dem Feinde geblieben, aber mehrere Tausend sind in den Hospitälern verreckt, deren meiste man gewiß hätte retten können, wenn man ihnen gehörige Pflege hätte können oder wollen angedeihen lassen?

Der Hauptfehler der Preußischen Lazarethe ist, wie mich dünkt, in der Anlage selbst zu suchen. Die Aufseher sind lauter Leute vom Militär, ohne angemeßne Erfahrung und Kenntnisse, und meist lauter solche, die sich da bereichern wollen. Ihre Besoldung ist schlecht, und doch kommen sie, wenn sie auch nicht lange darin sind, und blutarm hineinkamen, allemal mit vollem Beutel heraus. Es muß also an der Subsistenz der Kranken defraudirt

und die ganze Einrichtung so konfus und unordentlich gemacht oder geführt werden, daß man die Defraudation nicht so leicht entdecken kann.

Bey dergleichen Einrichtungen pflegt alles zusammenzuhängen, und für den gemeinschaftlichen Vortheil gemeinschaftliche Sache zu machen. Selten findet sich ein Mann von Rechtschaffenheit, der seinen Einfluß zur Verbesserung thätig machen mögte; und wenn er sich findet, so wird er bald unterdrückt. Hr. von Soyaczinsky, Leutnant bey unserm Regimente, wollte einige gute Anstalten in Frankfurt für das Lazareth durchsetzen, aber er hatte so viel Verdruß dabey, daß seine ohnehin schwache Gesundheit noch mehr dadurch litt, und er bald verstarb. Er besuchte uns einst bey Maynz. „Nun, Herr Leutnant, fragte ich ihn, wie schlägt Ihnen das Lazareth zu?" „Ach, war die Antwort, die Fickfackereien, die ich da sehen muß, und nicht hindern kann, bringen mich noch um!"

Dem Könige wird freilich genug angerechnet; aber für die Kranken wird das wenigste verwendet. Ich habe gesehen, daß Feldscheere und Krankenwärter den Wein fortsoffen, der für die Kranken bestimmt war, und die guten Essenzen selbst verschluckten. Zwey Menscher in Koblenz, welche den Feldscheerern zur Liebschaft dienten, verkauften den Reis aus dem Hospital, und die Kranken

müßten hungern. Zu Frankfurt am Mayn kaufte man Reis, Graupen, gedörrtes Obst u. dgl. im Spital sehr wohlfeil. So war es auch in Gießen. Um nun den Betrug nicht so sehr sichtbar zu machen, geht alles mysteriös und unordentlich in den Lazarethen zu.

Die Krankenwärter sind Soldaten, welche bey den Kompagnieen nicht mehr fortkönnen, alte steife Krüppel, die sich zum Krankenwärter schicken, wie das fünfte Rad am Wagen. Diese, deren theilnehmender Menschensinn durch den militärischen Korporalssinn abgestumpft ist, lassen den armen Kranken eine Pflege angedeihen, daß es eine Schande ist. Daß sie sich mit den Feldscheerern und den andern Meistern, die in den Lazarethen etwas anzuordnen haben, allemal einverstehen, versteht sich von selbst: denn auf die geringste Vorstellung des Feldscheers oder eines andern Vorgesezten, würde der Herr Krankenwärter weggejagt. Ein Oberkrankenwärter, wie ich sie in den französischen Hospitälern zu Dijon und anderwärts gefunden habe, ist gar nicht da.

Für Reinlichkeit, dieses erste Hauptstück der Krankenpflege, worauf mehr ankömmt, als selbst auf die medizinische Verpflegung, wird so wenig gesorgt, daß ich Kranke weiß, denen die Hemder an dem Leibe verfault, und sie selbst von den Läu-

sen dergestalt zugerichtet worden sind, daß sie tiefe Löcher am Leibe hatten. Freilich sollen die Krankenwärter entweder selbst waschen, oder waschen lassen, aber das geschieht nicht. Ferner sehen die Stuben aus, wie die Spelunken; und der mephytische Gestank verpestet die Luft aufs abscheulichste. Wer in eine solche Krankenstube hereintritt, verliehrt den Appetit zum Essen wenigstens auf einen Tag.

Die Feldscheere, oder wie man sie seit einigen Jahren nennen soll, die Chirurge, sind meistens Leute, welche gar wenig von ihrem Handwerke inne haben, und daher das Elend in den Spitälern durch ihre Unwissenheit und Unerfahrenheit noch vergrößern. Für die Besetzung der Regimenter durch Oberchirurgen ist ziemlich gut gesorgt, ob es gleich auch da Leute giebt, welche nicht viel mehr wissen, als jeder gemeine Bartkratzer. Die Generalchirurgi sind Männer von Einsicht und Verdienst; aber die gemeinen oder Kompagniechirurgen sind größtentheils elende Stümpfer, die bey ihrem Lehrherrn nicht mehr gelernt haben, als rasiren und aderlassen, beydes elend genug noch obendrein. Wer freilich sein Brod sonst verdienen kann, und nicht für das kindische Vergnügen ist, in Uniform einherzuschreiten, und ein Spießding an seiner Pfuscherseite herumzuschleppen, wird sich hüten, für

den geringen Gehalt, den so ein Mensch zieht, den beschwerlichen Feldscheerdienst bey einer Kompagnie zu übernehmen. Herr Thede hat dieser Leute Elend und Unwissenheit lebhaft genug geschildert; und dieser Schilderung wird jeder gern beystimmen, der unsre Herren nur ein wenig näher kennen lernt.

Bey unserm Regimente zeichnete sich besonders einer durch Unwissenheit, Grobheit, Naschhaftigkeit, Unreinlichkeit und Faulheit aus. Man war von dem grossen Elende dieses Freundes unterrichtet, und doch blieb er vor wie nach, was er war! —

In die Feldlazarethe nimmt man zwar dann und wann die geschicktesten, welche man noch bey den Regimentern findet, aber eben dadurch entblößet man die Regimenter ihrer brauchbarsten Wundärzte. Was kann aber Einer von dieser Art allein ausrichten, sobald ihm alle übrigen Mitoffizianten entgegen sind, oder entgegen handeln!

Ob man aber gleich, der Regel nach, nur brauchbare Aerzte in die Feldlazarethe nehmen sollte, so geht doch hier auch sehr vieles nach Gunst, und so werden sehr viel elende, unwissende, traurige Wichte angestellt.

Die Oberchirurgi, welche die Aufsicht über die Lazarethe führen, können theils jeden Kranken nicht

selbst untersuchen und behandeln, wegen der Menge, theils sind sie dazu zu kommode oder zu delikat. Sie schauen daher nur dann und wann, und zwar nur so obenhin, in die Krankenstuben, lassen sich vom Feldscheer, sehr oft auch nur von dem Krankenwärter referiren, verordnen dann so was hin im Allgemeinen, werfen — um sich respectabel zu machen — mit einigen fehlerhaften lateinischen Wörtern und Phrasen umher, überlassen hierauf alles den Unterchirurgen, und gehen — in Offiziersgesellschaften, l'Hombre zu spielen, oder sich sonst zu vergnügen.

Mir sind ganz schändliche Beyspiele bekannt geworden, wie selbst Oberchirurgi die medizinische Pflege deswegen vernachläßigten, weil sie das Geld, das für Arzney, Essig, Wein u. dgl. bestimmt war, an die Offiziere, die in den Lazarethen als Inspektoren angestellt waren, verspielt hatten, und folglich diese Sachen nicht mehr kaufen konnten. Die Offiziere hätten freilich nach ihrer Pflicht darauf inquiriren, und den Chirurgus zur Herbeyschaffung der Arzney anhalten sollen: aber eben sie hatten ja das Geld gewonnen, welches sie, im Fall das Ding zur Sprache gekommen wäre, hätten herausgeben müßen: sie schwiegen also, und die armen Leute waren geprellt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Noch über das Elend in den Feldlazarethen.

Meine Leser müssen es zu gute halten, daß ich von den preußischen Feldlazarethen etwas mehr anbringe, als man sonst in dieser Biographie erwartet hätte. Ich bin Soldat gewesen, und habe das Elend mit angesehen, welches meine Brüder in diesen scheußlichen Mordklüften ertragen mußten. Ich mögte also gerne, so viel als in meinen Kräften steht, zur Verbesserung dieses abscheulichen und schrecklichen Unwesens beytragen. Vielleicht liest etwan ein Mann von Gutsinn und Einfluß meine Schrift, und lernt daraus diese Gattung menschliches Elendes näher kennen, und hilft es vielleicht bey einem künftigen Feldzuge lindern. Vielleicht lesen einige, die dereinst über Lazarethe die Aufsicht führen oder in denselben als Feldscheere oder Krankenwärter dienen sollen, dieses Buch und lernen sich schämen, und ihre Schuldigkeit, welche nirgends heiliger seyn kann, als hier, besser beobachten. Und wenn dieses seyn sollte, so hätte ich für leidende und von den Ihrigen verlaßne Menschen

mehr Nutzen gestiftet, als mancher Postillen-schmierer, oder Geister- und Dognien-Krämer.

So ungeschickt die preußischen Feldscheerer gewöhnlich zu seyn pflegen, so wenige sind noch obendrein in den Spitälern angestellt: zwey, drey solcher äskulapischen Büffel sollen eine Anzahl von 200, 300 und mehrerer schwerkranker Personen pflegen, wie dieses in dem jetzigen Kriege gar oft der Fall war.

Ich kam einst nach Bingen am Rhein ins dortige Hospital, um die bey der Belagerung von Maynz Blessirten und Krankgewordenen aufzunehmen. Auch hier lief mir die Galle gar ärgerlich über. Da lagen Leute, die schon seit vier und mehr Tagen hieher gebracht, und noch nicht verbunden waren. Dem einen war der Arm, dem andern der Fuß entzwey geschossen, u. s. w. und die Leute jammerten, daß einem die Brust vor Theilnahme beklommen ward. Aber die Herren Feldscheere und die bübischen Krankenwärter sprachen den armen Leuten nur mit Flüchen und Verwünschungen zu. Kann ich was dafür, hörte ich einen Feldscheer fragen, daß Ihr blessirt seyd? Ich wollte daß dem Teufel die Kugel in den A— gefahren wäre, so hätte ich jezt keine Scheererey mit Euch. Ich will Euch schon verbinden; aber warten müßt Ihr! Sakkerment, ich habe mehr zu thun! — Und damit

ging der Bube zur Thür hinaus. Ich sagte zum Krankenwärter Müller, vom Hallischen Regimente: das sey doch abscheulich: ob denn das so geschehen dürfte? Er antwortete mir: die Feldscheere wären nun einmal nicht anders*, besonders dieser; der sitze den ganzen Tag im Wirthshause zum wilden Mann und trinke. Ich gleich hin, und fand den unmenschlichen Firlefanz wirklich bey einer Flasche Wein. Ich sezte mich ihm gegenüber, und redete ihn an. Herr Chirurgus, sagte ich, wie können Sie aber die armen Leute so unverbunden liegen lassen? die Kerls jammern einen ja in der Seele!

Er. Hab heute schon Sechse verbunden; will auch einen Augenblick Ruhe haben!

Ich. Aber wenn ihre Kranken so schrecklich leiden, und obendrein den kalten Brand befürchten müssen: so müßten sie, denk ich, bis sie ihnen Hülfe geschafft haben, gar nicht an Ruhe denken!

Er. So? Wer nicht warten will, mag hinlaufen!

Ich. Ja, wenn das die armen Leute könnten, dann wollt' ich's Ihnen verdenken, wenn sie nicht längst aus dem Mordloche gelaufen wären!

Er. Mordloch? Herr, das ist zuviel gesprochen! Wenn ich das dem Offizier sage, kommt der Herr in Arrest: versteht mich der Herr?

Ich. O ja, ich verstehe den Herrn, und sehe wohl, daß der Herr eben so bösartig als unwissend ist: versteht mich der Herr auch?

Er. Tausend Sakkerment: ich glaube gar, der Herr will mich tuschiren! Weiß der Herr, wer ich bin?

Ich. O ja, ich weiß und sehe, daß der Herr weiter nichts ist, als ein gefühlloser Bartkratzer. Wenn uns die Franzosen unsre Feldscheere vorgeschlagen hätten, um unsere Truppen durch sie zu ruiniren, so hätten sie uns keine angemeßnere geben können, als der Herr ist.

Er. (aufstehend) Nun, ins drey — — Namen, der Hacke will ich schon einen Stiehl machen, oder mein Name soll nicht ehrlich seyn! Ich gehe hin, und sags dem Offizier: der soll mir schon Satisfaktion schaffen!

Er gieng wirklich, aber dabey blieb es auch. Ich indeß blieb ruhig: denn ich traute keinem Offizier zu, daß er dem Unmenschen Recht hätte geben sollen. — Nun, was fühlen meine Leser? Doch erst noch weiter!

Da man in Verpflegung der Lazarethkranken schon ohnehin sehr ökonomisch zu Werke geht, und da noch obendrein jeder von dieser Subsistenz das Seine ziehen will, so kann man leicht denken, daß die Diät der armen Kranken sehr schlecht seyn muß.

An zweckmäßige Einrichtung der Speisen wird gar nicht gedacht, noch weniger an deren zweckmäßige Vertheilung. Etwas elende Brühe, Brühe größtentheils, die kaum ein Windspiel fressen mögte, ist die Suppe, worin dann und wann ein bissel Graupen, Mehl, Grütze oder Brod gethan wird. Die Krankenwärter wissen alles schon so einzurichten, daß nicht Ein Auge Fett darauf zu sehen ist, und daß die Brühe aussieht und schmeckt, wie die elendeste Gauche.

Das Fleisch in den Lazarethen ist schon das elendeste, das man finden kann, und nicht selten stinkt es schon und hat Maden gezogen. Dieses elende Luder wird nun auf die elendeste Art zurecht gemacht, ganz unsauber in die Kessel geworfen, und oft kaum halb gar gekocht. Eben so steht es mit dem Zugemüse: und was für Zugemüse? Ein wenig Reis und Gerste, nebenbey auch Rüben, Kartoffeln, Linsen, Erbsen, Bohnen u. dgl. für todkranke Menschen! —

„Wer in den Lazarethen nichts zuzusetzen hat, muß drin krepiren" ist ein so bekannter Satz bey der preußischen Armee, daß jeder Soldat entweder durch eigne Erfahrung, oder doch durch die Erfahrung vieler Anderer davon überzeugt ist, und an dessen Wahrheit im geringsten nicht zweifelt. Das mag aber doch eine treffliche Einrichtung seyn, wo der

kranke Feldsoldat Geld haben muß, um im Lazarethe, wo seine Gesundheit, die er für seinen Herrn zugesezt hat, hergestellt werden soll, nicht Hungers zu krepiren! — Ich kenne Feldscheere, welche sich Geld geben ließen, damit sie dem gebenden Kranken die nöthige Hülfe leisten mögten, und welche den, der nichts geben konnte, liegen und krepiren ließen.

Aufsicht über die Kranken selbst fehlt eben so, wie die über die Feldscheere und Krankenwärter. Sie können beynahe thun, was sie wollen. Daher saufen sie denn Brauntwein, fressen Häringe und was sie sonst haben können, und machen durch diese üble Diät die wenige Hülfleistung an sich noch vollends vergeblich.

Von den vorfallenden Diebereyen in den Lazarethen mag ich gar nicht reden. Genug, wer etwas hineinbringt, muß wohl darauf Acht haben, daß es ihm nicht von den Krankenwärtern oder von den andern Kranken gemauset wird.

So sehen die Feldlazarethe der Preußen aus: aber die der Oestreicher sind um kein Haar besser! Auch da herrscht der nämliche Geist, die nämliche Unordnung, der nämliche Mangel. — Und hieraus läßt sich nun erklären, warum so viele Menschen in den Hospitälern so elend umkommen, und warum die Armeen durch diese Mordlöcher so schrecklich leiden!

Ich bin weit entfernt, den Monarchen und deren Generalität Mangel an Fürsorge für die armen Kranken Schuld zu geben. Ich kenne die Befehle, wenigstens des Königs von Preußen, in dieser Hinsicht, und weiß, daß dieser gutmüthige Fürst nichts väterlicher wünscht, als Hülfe für Leidende. Die Schuld fällt auf die allein, oder gewiß vorzüglich, welchen der König die Sorge für die Hospitäler in vollem Zutrauen aufgetragen hat. Wie schändlich aber wird dieses Zutrauen misbraucht! Der König kann die Lazarethe unmöglich selbst nachsehen, und muß sich auf Andre verlassen — und diese Andere —? Hier ist eine Thatsache, welche viel Licht über diesen Umstand verbreiten kann.

In Gießen war ein Hospital für die Preußen angelegt, in welchem es eben so kauderwälsch zugieng, als in den übrigen anderwärts. Dem Hn. Professor Müller wurde aufgetragen, eine Nachricht von dem Zustande dieses Hospitals dem Publikum vorzulegen. Herr Müller, ein sonst gelehrter Mann und glücklicher Arzt, ließ sich, Gott weiß, von wem, die Augen blenden, und verfertigte eine Nachricht, worin er, gegen seine eigene bessere Einsicht — denn er müßte ja sonst blind gewesen seyn! — die Einrichtung des Gießer Hospitals lobte, und demselben Vorzüge zuschrieb, welche nie irgend ein preußisches Hospital gehabt hat.

Herr Müller mag mir diese Kritik nicht übel nehmen! Ich verehre seine Kenntnisse, und schätze sein Herz; aber eben diesen Kenntnissen und diesem guten Herzen hätte er die Schande nicht zufügen müssen, eine Relation auszustellen, die nichts weniger als wahr war, und die ihn bey jedem Besserunterrichteten damals sehr zweydeutig erscheinen ließ. Es hätte ihn doch befremden müssen, daß man ihm zumuthete, als Professor der Arzneykunde ein Zeugniß über eine Anstalt auszustellen, die er schon tadeln mußte als Mann mit nur gesunden Augen! Und doch lobte er sie als Professor der Medicin, folglich als Mann in seinem Fache; kompromittirte sich aber dadurch nicht wenig, und schadete mehr als tausend und übertausend Unglücklichen.

Dieses wird Hr. Müller jezt vielleicht selbst einsehen. Denn wenn zum Beyspiel der König durch einen Zufall, der freilich selten, aber doch nicht ganz unmöglich gewesen seyn mag, von der heillosen Zucht in den Lazarethen gehört hätte, so hätte es ja geschehen können, daß er gewisse Leute zur Verantwortung ziehen ließ. Diese gewissen Leute konnten aber das Testimonium eines Hn. Müllers, Professors der Medicin zu Gießen, vorzeigen; der Monarch konnte dem [illegible] ben und so war ein [illegible]

steuren, abermals versperrt. — Und wenn auch der Fall nicht eintrat, aber jemand sonst willens war, das Oberkriegskollegium auf die Mängel der Lazarethe merksam zu machen: so mußte er als kluger Mann es unterlassen, weil er voraussehen konnte, daß Müllers Zeugniß gegen alle Beschwerden deckte, und gleichsam der Schutzbrief aller Theilnehmer war und blieb, es ungehindert forthin zu treiben, wie vorher. — Wenn Hr. Müller das alles bedenkt, so geht er vielleicht in sich, und bekennt, daß er damals, wer weiß aus welchen Ursachen, eine ungegründete Nachricht von unsern Lazarethen gegeben und sich dadurch am menschlichen Geschlecht gröblich versündiget habe.

Sed Medici non possunt dicere verum,

sagt Juvenalis, und dabey wird es auch in diesem Falle leider wohl bleiben!

Wenn aber einige Aerzte die Wahrheit nicht gern bekennen, so bekennt sie ein Anderer, wenn gleich in einer andern Rücksicht; und so einen finden wir an dem Verfasser der Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt. *) Auch dieser klagt sehr über das Elend in den Lazarethen auch bey den Reichstruppen.

---

*) Nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksal. Kölln, bey Peter Hammer, 1796.

Man fürchtet sich bey diesen, schreibt er S. 186 ff., vor den Spitälern eben so sehr, wie bey den Preußen und Oestreichern, und das aus demselben Grunde, weil man denkt, daß ein Mensch, der in so ein Kurirloch geschleppt wird, allemal auch, bey einer sonst unbedeutenden Krankheit, Gefahr laufe, nimmermehr wieder herauszukommen.

„Es ist doch schrecklich, fügt er hinzu, daß man für das Leben und die Gesundheit der Menschen so wenig Sorge trägt, und vornehmlich solcher Menschen, die man so nöthig hat im Kriege! Aber der Soldat ist bey uns, und sogar von seinen eignen Vorgesezten meist überall zu sehr verachtet, als daß man im Ernste für ihn und seine Erhaltung sorgen sollte.“

„Die Schuld davon liegt einmal an sehr vielen Soldaten selbst, und dann an unserer hergebrachten, militärischen Verfassung. Was nirgends taugen will, läuft zu den Soldaten, oder wird ihnen zur Züchtigung übergeben. *) — Selten bessern sich diese Leute, ja, sie werden durch den Umgang mit noch Mehreren ihres Gleichen gewöhnlich ärger, besonders im Felde, wo ihnen, um die Ueberläuferey durch Strenge nicht zu fördern, manches übersehen wird, was man in der Garnison streng ahnden würde.

*) Bey der Reichsarmee, die keine bestimmten Cantons u. dgl. hat, wie die Sachsen und Preußen.

Sie betragen sich also oft nicht wie Menschen, sondern wie unvernünftiges, wildes Vieh, treten ihre Menschenwürde mit Füßen, und erregen bey ihren Vorgesetzten sehr oft den Wunsch, ihrer mit guter Manier je eher je lieber los zu werden."

„Fällt nun einer von diesen in eine Krankheit, oder wird er verwundet, und dann dem Lazarethe zur Kur übergeben: wie kann so ein Mensch bey jemanden den Wunsch rege machen, ihn wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen, oder ihn zu heilen? Wer weiß, wie sehr lange schon er seinen Vorgesezten oder den Chirurgen zur Last gewesen ist, um ihm das ewige Leben nicht längst zu wünschen! Diese also hätten die schlechte Behandlung, die ihnen in den Lazarethen widerfährt, großentheils selbst verschuldet, und fänden dann, daß es geht, wie mans treibt — zur Warnung für sich auf die Zukunft, und zum Beyspiel für Andere auf immer."

„Eine andere Ursache der schlechten Behandlung der Soldaten in den Lazarethen liegt in unsrer hergebrachten militärischen Verfassung. Unsere meisten Soldaten sind wie passive Maschinen, Söldner, oder auf altdeutsch, Landknechte, bestimmt, um nach den Winken ihrer Fürsten Länder zu erobern oder Andern erobern zu helfen, oder zur Erringung irgend einer Donquixotiade von Heldenschaft Leib und Leben aufzuopfern. Sie sind also

großentheils Menschen, welche dumm oder niederträchtig genug sind, auf ihre persönliche Subsistenz Verzicht zu thun, und sich gegen einen Blutsold als ein sachliches Werkzeug zu verdingen, die Rechte anderer Völker willkührlich zu verletzen und dadurch den Despotismus mitzuverbreiten, oder auf den Thron zu heben, oder in ihrem eignen Vaterlande ihn fernerhin zu sichern. *) Ein Mensch aber, der auf seine Menschenrechte, Würde, Pflicht und Bestimmung Verzicht thut, der nicht wie der jetzige Franzose, als aktiver Vaterländer, bloß zu den Waffen greift, um seine Nation und deren Rechte gegen jeden ungerechten Machtanfall zu vertheidigen, — der wirft sich in den Koth: und wer kann ihn achten?"

„Hiezu kömmt, daß die Oberleute den Mann, der sinkt, oder als Krüppel verabschiedet und aufs

---

*) „O lebte Tacitus noch, und sähe jezt eine Deutsche Armee, vor der Rom sonst zitterte, — er würde ausrufen: Schande für Deutschland! Das sind keine Teutonen mehr: — Die fechten um Sold, nicht mehr für Freyheit und Vaterland!" — Man sehe Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran von Flaming II. Th. S. 261. Berlin bey Voß. — „Bey der Verdingung der Truppen eines Staats (oder eines Fürsten) an einen andern, gegen einen nicht gemeinschaftlichen Feind (z. B. der Hessen, Braunschweiger und Hannoveraner gegen Nordamerika u. s. w.) werden die Unterthanen als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht (und nicht behandelt als selbstständige Personen nach unveräußerlichen Rechten.)" — So Kant im philos. Entwurf zum ewigen Frieden, S. 8

Herumbetteln fortgeschickt wird, nicht zu ersetzen verbunden sind, und also sich wenig oder gar nicht darum bekümmern, wenn ein Soldat, nach dem schönen und gewöhnlichen Ausdruck vieler Herren Offiziere, verreckt, krepirt, vom Teufel geholt wird; oder als ein unversorgter Krüppel zur Schande des Herrn und des Korps, dem er gedient hat, im Lande herumfährt, bettelt oder stiehlt und in allen Schenken über seinen Dienst flucht, und auf seine ehemaligen Vorgesezte derbe loszieht." —

Was der angeführte scharfsinnige Verfasser, für eine gewisse Klasse von Lesern, vielleicht zuviel oder zu wenig angiebt, wird man dereinst in einer kleinen Schrift über die wahre Würdigung des Soldaten und des Soldatenstandes durch eine genauere Bestimmung berichtiget finden: ich fand aber dem ohngeachtet für gut, seine Meynung über die Ursache der schlechten Behandlung der Soldaten in den Lazarethen hier mit seinen eignen Worten ganz anzuführen, um auf die Quellen dieses großen Uebels diejenigen von jeder Seite mehr merken zu machen, deren Pflicht oder Wunsch es mit sich bringt, diese Quellen für die Zukunft entweder zu reinigen oder zu verstopfen. Findet man in des Verfassers Meynung Einiges, was auf diese oder jene Art hiezu dienen kann: so war es der Mühe

werth, sie hier mitaufzustellen, und ich bin der Nachsicht sachkundiger Leser ohne Weiteres wohl gewiß; irre ich aber in dem einen oder andern: so veranlaßte ich wenigstens eine genauere und ausgebreitetere Prüfung einer Sache, an deren richtiger Behandlung dem Fürsten als Fürsten eben so viel liegen muß, wie seinen Unterthanen als Menschen.

Jezt finde ich nur noch nöthig, noch eine Erinnerung zu dem vorigen hinzuzufügen, und diese besteht darin: daß man jede Sache, die man nach Belieben und ohne vielen Aufwand leicht und bald haben kann, eben darum meist gleichgültig behandelt *). Und dieß scheint mir eine von den Haupt-

---

*) „Wenn die Fürsten spielen, ich meyne, Krieg führen, sagt irgendwo Friedrich der Zweite, so sind die Menschen ihre Miethen; und wenn diese zu Hunderttausenden verloren gehen, so werden weder die Menschen, noch die Fürsten klüger. Sie spielen immer von neuem; und von neuem fehlts nie an Miethen.“ — So machte Friedrich d. G. als Philosoph selbst auf ein Menschenspiel aufmerksam, das er, als König, nicht minder tapfer mitspielte!“ — Schilderung der Reichsarmee, S. 195. —— „Allein das Menschengeschlecht, sagt Kant im III. Th. der Lebensläufe nach aufsteigender Linie, S. 432, sucht alles auf dem unrechten Wege, und das kommt, weil es nicht zusammenhält: da es nicht Gott (dem Urheber der Moral) treu ist, wie kann es Menschen (den Urhebern der Politik) treu seyn? Gott hat alles dabey gethan und den Menschen den Trieb der Geselligkeit so gar tief ins Herz gelegt; allein noch stoßen sie sich von einander. Wie sehr in weitem Felde liegt nicht alles, und wie nahe könnt' es liegen, wenn Gottes Wille geschähe!“ — Wohl denn uns, wenn der Wille einiger Menschen es dereinst nicht mehr hindert, daß alle

ursachen mit zu seyn, warum man sich die Gesundheit der Soldaten, zumal der fernerhin für ihren Beruf unbrauchbaren; so wenig ernstlich angelegen seyn läßt. Ob man aber hieran politisch und moralisch recht thue, mögen die entscheiden, welche wissen, wie sehr viel bey jedem Militär darauf ankomme, die unbrauchbargewordenen Krieger stäts so zu behandeln, daß die noch brauchbaren an ihnen nicht lernen, sich fein klug zu schonen, und alles das zu meiden, wodurch sie eben so unglücklich werden können, als ihre abgenuzten traurigen Vorbilder.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Faltern, Monthabauer, Limburg u. s. w.

In Faltern hatte ich ein gutes Quartier, aber eine sehr schlimme Nacht. Ich lag mit einem Scharfschützen, Namens Seydling, bey einem braven Schlösser, der uns mit gutem Essen und Wein

---

Menschen Gottes Willen thun! — Man erwäge die Note auf der XXI. S. in der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte u. s. w.

labte, und dann ein gutes Bette besteigen ließ. Der Schütze hatte die Ruhr im höchsten Grade, wollte aber, weil er die abscheulichen Feldlazarethe kannte, in keins derselben. Des Nachts kam ihm das Stuhlgehen an: da er aber ein sehr abergläubiger Mensch war, so fürchtete er sich vor Gespenstern, und getraute sich nicht, die Treppe herab in den Hof allein zu gehen. Er weckte mich also, und bat, daß ich ihn doch begleiten mögte. Ich that es, wiewohl etwas unwillig, über seine kindische Furcht. Kaum aber waren wir wieder im Bette, als mein Seydling von neuem nöthig fand, auf den Hof zu gehen: ich schlug ihm die Begleitung ab, und schalt seine pinselige Furcht, die einem Soldaten gar übel anstehe. Aber der gute Kerl machte lieber seine Nothdurft in die Kammer, worin wir lagen, als daß er hinab gegangen wäre. Zur Strafe für diese Unart ließ ich ihn lange nicht wieder ins Bette, und drohte ihm, ihn zu verklagen, wenn er am folgenden Morgen nicht gleich alles wieder rein machte. Er versprachs und hielt Wort.

Früh um halb Sechse wurde schon Marsch geschlagen: denn es war Befehl zum Aufbruch gekommen: die Franzosen hatten unsre Leute aus Limburg gejagt, und man befürchtete, sie mögten weiter herunter dringen. In Limburg waren zwar

mehrere Preußen geblieben, aber sie hatten doch auch gezeigt, daß sie sich nicht ungerochen überfallen lassen. In Frankreich hätte so ein Ueberfall böse Folgen haben können, aber in Deutschland war er nicht so gefährlich. Die Husaren waren an dem Ueberfalle Schuld gewesen, weil sie nicht hinlänglich patrouillirt hatten: aber auch diese vertheidigten sich nachher brav. Die Franzosen legten den Limburgern eine kleine Brandschatzung auf, und zogen ab.

Unser Regiment marschirte den 10ten November nach Monthabauer, einem ganz mit Pfaffen und Klöstern angefüllten trierischen Städtchen; ich aber konnte wegen meiner Füße nicht nachkommen, mußte daher in einem Dorfe, Neuhäusel, über Nacht bleiben, und mir da ganz allein bey einem armen Grobschmidt Quartier machen. Der Grobschmidt und seine Frau waren brave Leute, die mir viel Gutes thaten und mich wegen meiner sehr angeschwollnen Füße herzlich und theilnehmend bedaurten.

Den folgenden Tag schlich ich nach Monthabauer, wo man mich noch gar nicht vermißt hatte: so sehr war man noch der Unordnung gewohnt.

Hier trug man sich damals mit einer schändlichen Geschichte. Ein Emigrant hatte sich längst vorher mit einem Mädchen aus der Stadt, von

guter Herkunft, bekannt und beliebt gemacht. Die Vertraulichkeit gieng so weit, daß das Mädchen endlich schwanger ward. Der Emigrant — ein französischer Graf — war unterdessen mit seinen Spießgesellen mit nach Champagne gezogen; und so war die Gute der Schande und der Verzweiflung überlassen. Schon vor uns war er aber mit den übrigen Emigrirten nach Koblenz zurückgekommen, wo er wahrscheinlich auch hübsche Bekanntschaften mag gehabt haben. Als das Mädchen seine Rückkehr dahin erfuhr, machte sie sich auf, und erinnerte ihn an sein Versprechen, sie zu heurathen. Aber der Niederträchtige hatte dazu jezt keine Ohren, jagte sie fort, und verfolgte sie noch mit Schimpfreden. Die Unglückliche getraute sich nun ihren Eltern und Bekannten nicht mehr unter die Augen zu kommen, und begab sich nach Andernach zu ihrer Mutter Schwester. Diese nahm sie aber nicht auf, sondern drohete ihr noch obendrein, sie einstecken zu lassen, wenn sie sich unterstehen würde, noch eine Stunde in Andernach zu bleiben: sie sey eine Bettel, welche die Familie beschimpfe u. s. w. Nun gerieth das arme Mädchen in Verzweiflung, und ersäufte sich im Rhein. Man fand ihren Körper einige Tage hernach weit unter Andernach: sie war seit sechs Monaten schwanger. — Diese und ähnliche Begebenheiten

haben nicht wenig beygetragen, die schon damals so verhaßten Emigranten noch verhaßter zu machen.

Als wir den folgenden Tag von Monthabauer weg und näher nach Koblenz zu rückten, wurden die Schuhe aller Regimenter nachgesehen von einigen vom Könige dazu bestimmten Majoren, welche allen Obersten, Majoren und Hauptleuten erklären mußten, daß Se. Majestät durchaus verlangten, daß den Leuten gute Schuhe gegeben werden sollten, welches nun eher geschehen konnte, als vor kurzem. Aber auch dieser gewiß ernstlich und gutgemeynte Befehl ist doch auch nur zum Theil befolgt worden: denn so lange ich wenigstens bey der Armee gewesen bin, hat man für Schuhe und Montirung nicht so gesorgt, als man hätte sollen und können: und daß auch dieses während der folgenden Feldzüge nicht geschehen sey, habe ich nachher von Andern erfahren.

Die Regimenter wurden sehr aus einander gezogen, und in die Gegenden an der Lahne in Kantonnirung gelegt. Das Dorf, worin unsre Kompagnie lag, hieß Edelborn. Weit und breit habe ich nichts roheres und abergläubigers angetroffen, als die gemeinen trierischen Bauren, und doch liebten sie ihren Erzbischof nicht, und waren der neufränkischen Revolution gar gewogen. — Da wir hier eine Zeitlang blieben, so konnten die,

welche Freunde der Reinlichkeit waren, ihre Sachen wieder in guten Stand setzen. Bey Ems wurde der Lahnpaß stark besezt, weil man da einen Ueberfall von Seiten der Franzosen befürchtete.

Cüstine hatte indessen, zur Schadloshaltung seiner Nation, nicht nur jenseits des Rheins gehänset; er hatte auch Frankfurt weggenommen, die Saline bey Friedberg zu Nauheim geplündert, und dem Fürsten von Weilburg starke Kontribution aufgelegt: aber die Bauren und Bürger waren überall verschont worden, und eben diese Schonung machte, daß diese Leute die Franzosen eben nicht für gar zu schlimm hielten. Damit aber der Fortgang der fränkischen Waffen nicht noch weiter um sich reißen mögte, beschloß unser König, sobald es möglich seyn würde, die Gäste über den Rhein zurück zu treiben, und ihnen die besezten Plätze wieder wegzunehmen. Aber unsere Leute waren zu müde, zu sehr abgemartet; man mußte also Halt machen, und sie ruhen lassen; auch mußte frische Munition herbeygeschafft werden: denn die, welche wir mitgenommen hatten, war, wie ich mehrmals gesagt habe, völlig verdorben.

Endlich am 25ten November brachen wir auf und zogen nach der Lahn zu auf der Frankfurter Straße. Die Wege waren hier zwar gut, das

Wetter aber kalt und die Luft rauh und voll Schnee. Auf diesem Marsche haben wir abermals sehr viel ausgestanden, und nicht wenig Noth gelitten an Lebensmitteln. Es sollte aber einmal vorwärts gehen; und so gestattete man uns nicht einmal einen Rasttag.

Den 29ten kamen wir vor Homburg an der Höhe, mußten aber, weil alles sich dahin zusammen gedrängt hatte, die Nacht unter freyem Himmel zubringen. Es war sehr kalt und windig, und Holz fehlte: man gieng daher in die nahen Dörfer, holte heraus, was von Holz da war, und machte starke Feuer. Eins dieser Dörfer, welches mit französischen Kolonisten besezt ist, und dem Landgraf von Hessen-Homburg gehört, wurde bey dieser Gelegenheit sehr übel mitgenommen.

Am 30ten November erhielt unser Regiment in Homburg Quartier, und ich bey dem Schulmeister der französischen Kolonie. Dieser Mann war, wie beynahe alle französischen Kolonisten, aus angeerbtem Widerwillen gegen den ehemaligen französischen Thron, ganz enthusiastisch für die neue Verfassung Frankreichs eingenommen. Als er merkte, daß ich derselben auch nicht abgeneigt war, so hatte ich seine ganze Gunst. Früh am andern Tage kam ein Bekannter des Schulmeisters, ein Schuster, der mich mit zum Frühstück nahm, und mir ver-

sprach, daß er mich, wenn ich Lust hätte, ins Land der Freyheit zu treten, sicher und unentgeldlich nach Frankfurt bringen wollte, von woher ich gar leicht über den Rhein, und wohin es mir beliebte, weiter kommen könnte. Ich weiß wahrlich nicht recht zu sagen, warum ich dieses gewiß gut gemeynte Anerbieten damals nicht annahm: ich glaube, daß ich es noch angenommen hätte, wenn wir länger in Homburg geblieben wären: denn damals war ich des ganzen Soldatenlebens wegen der Soldaten-Gräuel recht herzlich müde. Allein noch in selbiger Nacht um 10 Uhr wurde Marsch befohlen, und wir brachen wirklich nach Frankfurt auf.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Einnahme von Frankfurt am Mayn. Folgen davon.

Der Herzog eroberte am 2ten December die Stadt Frankfurt am Mayn. Ich habe dieser Wiedereroberung nicht mitbeygewohnt; ich überlasse es also meinen Lesern, die davon noch nicht ächt unterrichtet seyn mögen, anderwärts selbst Auskunft darüber

einzuholen. Einer Bemerkung kann ich mich jedoch hier nicht enthalten.

Cüstine, dessen sonderbares Benehmen man durch van Heldens Briefe in Girtanners politischen Annalen ziemlich kennen lernt, hat dem Nationalkonvente zu Paris eine falsche, meist ungegründete Nachricht von dem Betragen der Frankfurter Bürger gemacht, indem er sie beschuldigte, daß sie, während der Wiedereroberung, drey Bataillons Franzosen mit gewissen, dazu besonders gemachten Messern ermordet hätten. Das that Cüstine, um sein Versehen der Frankfurter Bürgerschaft zuzuschieben. Aber obgleich der Bericht des Cüstine hier und da falsch ist, ja, obgleich van Helden und einige seiner Offiziere, durch ihren Unwillen über Cüstine, und die Lage ihrer Gefangenschaft, vielleicht auch durch ihre Unwissenheit in diesem Punkte bestimmt, Cüstinen widersprachen, und die Frankfurter zu rechtfertigen schienen: so ist doch auch gewiß, daß der Bericht, welchen die Frankfurter zu ihrer Vertheidigung an den Konvent nachschickten, auch nicht ganz richtig ist, und es sind, wie mir selbst Frankfurter Augenzeugen erzählt haben, und ich erst noch vor kurzem auf dem Weidenhofe zu Frankfurt hörte, viele Barbareyen selbst von Bürgern, folglich nicht allein von Handwerksburschen, gegen die Franzosen verübt wor-

den. Auch habe ich von der damaligen Frankfurter Besatzung Einige in Frankreich gesprochen, welche eben dieses versicherten: und so läßt sich die Furcht erklären, in welcher die Frankfurter seit jener Zeit vor einem neuen Besuche der Republikaner schwebten, wie auch die starke Kontribution, welche diese nachher eintrieben. Hieraus mag denn jeder Nichtsoldat lernen, daß es zur Zeit des Krieges sehr klug ist, den Feind nie zu insultiren oder zu reizen, weder durch Handlungen, noch durch Worte, geschrieben oder gesprochen.

Unser Bataillon wurde nur gebraucht, um die Franzosen bey Eschersheim wegzutreiben, wo sie noch um zwey Uhr Nachmittags Stand hielten. Bey dieser Aktion haben wir einen Kanonier und vier Mann eingebüßt. Die Franzosen ließen uns das Dorf bald über: denn ein panischer Schrecken schien sie ergriffen zu haben.

Nun war Frankfurt wieder im Besitz der Deutschen, und unser Regiment rückte Abends um 10 Uhr in Bibel, wo wir 14 Tage stehen blieben.

Frankfurt war, so lange die Franzosen darin waren, von diesen wenig oder gar nicht gekränkt worden; und wenn Cüstine, zur Entschädigung für unsere Invasion nach Frankreich, nicht eine so starke Contribution gefodert hätte, so würde die Stadt noch Vortheile von seiner Gegen-Invasion

gehabt haben. Aber dennoch war gleich nach der Wiedereinnahme auf einmal alles wieder deutsch, was vorher französisch in Frankfurt gewesen war! Sogar die Markörs auf den dortigen Kaffeehäusern markirten auf deutsch; die Mamsellen hießen Jungfern, ohne es jedoch immer zu seyn; aus Toilette ward Putztisch, aus Pique Schippen, aus Cœur Herz und aus Carreaux Eckstein u. s. w. Dieses läppische Zeug sollte, wie viel Anderes von eben der Art, Beweis des deutschen Patriotismus seyn, und die Frankfurter trieben es, bis sie endlich selbst Preußische Offiziere französisch sprechen hörten, wo sie sich denn schämten, und die Jungfer wieder in Mamsell umtauften u. s. w.

Die Frankfurter Zeitungen, besonders die Reichs-Ober-Postamts-Zeitung — denn in dem Einen Frankfurt kommen mehrere heraus — waren während des Aufenthalts der Franzosen in Frankfurt ganz auf ihrer Seite, und nahmen alles dienstwillig auf, was Cüstine, van Helden, und andre dem Publikum mittheilen wollten. Es stehen daher auch selbst von Cüstine und Böhmer viele grelle Aufsätze in diesen Zeitungen, besonders das berüchtigte Proklama an den Landgrafen von Hessen-Kassel, worin er aufs gehässigste benannt und angegriffen wird. Die Herren Zeitungsschreiber waren aber keineswegs von den Franzosen ge-

zwungen worden, so oder so zu schreiben; Cüstine hatte ihnen vielmehr ausdrücklich sagen lassen: daß, wenn man seine Aufsätze nicht für wahr hielte, oder sonst Anstand nähme, sie einzurücken, man sie immerhin hinlegen könnte. Sobald aber die Preußen Frankfurt inne hatten, lautete das Ding aus einem andern Tone: die Zeitungsschreiber erklärten einhellig in ihren ersten Blättern, daß sie von den Franzosen gezwungen, und aus Furcht vor der Guillotine (ohe!) eins und's andre gegen ihre Ueberzeugung und gegen ihren deutschen Patriotismus — gerade als wenn ein deutscher Zeitungsschreiber deutschen Patriotismus haben könnte! — in ihre öffentlichen Blätter aufgenommen hätten, welches den Neufranken zu favorisiren schiene: nun aber, da diese Tyranney aufhörte, würden sie sich auch als wahre deutsche Patrioten zeigen u. s. w.

Wer aber die Zeitungsschreiber nur von Ferne kennt, der weiß gar wohl, daß dieses saubere Volk sammt und sonders allemal den angestimmten Ton nachstimmt, und daß es ihnen um nichts weniger zu thun ist, als um Wahrheit und Publizität. Wenn aber übrigens die Verbreitung der gröbsten und gefährlichsten Lügen zu Gunsten der deutschen Armeen, und schaamloses, hämisches Herabsetzen der feindlichen — Beweise des deutschen Patriotismus sind, so muß ich den Frankfurter-Zeitungs-

schreibern das Lob zugestehen, daß sie große Patrioten sind.

Ich befand mich indessen ganz erträglich im Flecken Vilbel, gieng einigemal nach Frankfurt, meine Verwandten und Freunde dort zu besuchen, und genoß bey diesen Gelegenheiten allemal ein Vergnügen, welches mir seit meines Abschiedes aus Halle ganz unbekannt geworden war. Mit meinem Wirthe in Vilbel hatte ich manches Gespräch, politischen Inhalts, erfuhr aber kein Wort zum Nachtheil der Franzosen: überhaupt wurde damals das Betragen derselben allgemein gerühmt. Sie giengen mit den Landleuten friedlich um, fluchten und schalten nicht, foderten nichts umsonst, und zahlten alles mit baarem Gelde. Freilich hatten sie die Herren, die Pfaffen, Edelleute und Fürsten mitgenommen; aber die meisten Bauren und Bürger waren Vielen von eben diesen Herren schon lange nicht gut, und freuten sich, daß auch sie einmal gezüchtiget würden.

Cüstine hatte auf der berühmten Salzsiederey Nauheim eine sehr große Menge Salz vorgefunden, und beschlossen, es zu verkaufen, um durch dessen Ertrag die französische Republik dafür in etwas zu entschädigen, daß der Landgraf von Hessen, dem eben dieses Salzwerk gehört, in Frankreich miteingefallen war, und sich in die Angele-

genheiten einer Nation mischte, die ihn eben so wenig angiengen, als die National-Reform in Polen. Cüstine traf also die Verfügung, daß nur Hessische Unterthanen das Salz gegen einen Schein von ihren Schulzen, daß sie wirklich Hessen wären, für die Hälfte des gewöhnlichen Preises erhielten. Ich habe keinen Bauer dieses Benehmen Cüstine's je tadeln hören, aber in kleinern und größern Schriften nannte man es — Salzdieberey! Sonderbar aber, daß die Väter aller dieser Schriften nachher nicht auch ein Wörtchen fallen ließen von Landdieberey, und an Sachsens Schicksal im siebenjährigen Kriege gar nicht mehr dachten, noch weniger an die hergebrachte Verfahrungsart aller Kriegführenden Mächte, nach welcher sie sich berechtigt dünken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Gleich nach der Einnahme von Frankfurt ließ der Prinz von Hohenlohe die Gebirgsfestung Königstein angreifen: das Städtchen unten am Fuße litt gar sehr bey dem Bombardement, aber die Festung selbst nichts: diese mußte erst lange nachher durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden.

Nirgends hatte man die Franzosen besser und freudiger aufgenommen, als in den Maynzischen Dorfschaften am Mayn. Man muß nämlich wissen, daß die dortigen Leute gewaltig steif noch

päpsteln, dabey aber von der wahren Beschaffenheit der Neufränkischen Händel gar nicht unterrichtet waren. Sie glaubten daher, die jetzigen Franzosen würden das Spiel bey ihnen wieder spielen, was die ehemaligen dort herum spielten, wenn sie Krieg im Reiche führten, d. i. alle Ketzer zur Römischen Religion zwingen. Also sahen sie im Geiste schon das ganze Darmstädter, Weilburger und Anderer Land, an welches sie gränzen, zum wahren Glauben durch die Franzosen gezwungen. Als aber die garstigen Leute bey ihrer Dahinkunft sich um nichts weniger bekümmerten, als um die verschiedenen Absticke im An- und Ausputzen der Gehirn-Idole: so sah man verächtlich von ihnen weg, haßte sie, und dieß um so mehr, je greller ihnen ihre Pfaffen den Gräuel der Neufränkischen Einrichtung beschrieben und verdammten.

Der Pastor von Wickert, einem Dorfe zwey Stunden von Maynz, hatte sich hierin vorzüglich ausgezeichnet. Er hatte in der christlichen Lehre unter andern auch die große Wahrheit abgehandelt, daß man ohne Beichte nicht selig werden könne, daß aber die Beichte bey einem ordentlich geweihten Priester geschehen müsse, weil, wer bey einem apostatischen oder gar unrecht geweihten beichte, ein Sakrilegium begienge, und dann, wenn er stürbe, geradezu zur Hölle hinabführe, und ewig

verdammt würde. Nachdem er diese wichtige Wahrheit ausführlich bewiesen hatte, so fragte er die Kinder also, und dieß (man bewundere seine Tauben-Einfalt und Schlangen-Klugheit!) in Gegenwart einiger Franzosen:

Pastor. Sage mir mein Sohn, haben denn die jetzigen Franzosen ordentliche Priester?

Junge. Das weiß ich nicht.

Pastor. Nein, mein Kind, die haben sie nicht: denn ihre Priester sind nicht von rechten Bischöfen geweiht, folglich sind sie Beliaskinder und keine Priester. Was sind also ihre Sakramente?

Junge. Gotteslästerung und Gottesschändung.

Pastor. Schön, mein Kind! Wenn also ein Franzos seinem Priester beichtet, was begeht er?

Junge. Eine Todtsünde.

Pastor. Recht so! Wenn nun so ein Franzos stirbt, wo fährt er hin?

Junge. Zum Teufel in die Hölle.

Pastor. Wofür sind denn die Franzosen zu halten?

Junge. Für böse Christen, für Ketzer.

Pastor. Ja, wollte Gott, daß sie nichts ärgers, als böse Christen, als Ketzer wären! Sie sind noch viel mehr: Sie sind verruchte, exkommunicirte und überteufelte Teufel, die sich an der

heiligen Kirche versündigt, das Evangelium verläugnet, die Sakramente geschändet, die Heiligen gelästert und sogar die Mutter Gottes verspottet haben. Aber sie werden ihren Lohn schon bekommen: der Herr wird sie ausrotten, wie die Rotte Core u. s. w.

Einige französische Soldaten, Deutsche von Geburt, hatten diese Possen mitangehört, und sie ihren Kameraden wieder erzählt. Diese wurden über des Pfaffen unbesonnene Frechheit rasend, liefen hin ins Pfarrhaus, und würden den geistlichen Herrn da gleich hergenommen haben, wenn dieser nicht gleich nach der Kirche zu einem ächtgeweihten Saufbruder nach Wallau gegangen wäre. Sie paßten ihm daher im Felde auf, und stellten ihn, als er zurückkam, zur Rede. Der Herr Pastor, von Wein erhizt, ward aber grob, und erklärte, daß er von dem, was er an heiliger Stätte lehrte, keiner gottlosen Rotte, wie sie und alle Franzosen wären, Rechenschaft zu geben hätte. Die Ungläubigen ergriffen ihn indeß, und wackelten ihn, troz seiner überseligen Rechtgläubigkeit, wacker herum. Da aber nur wenige Franzosen damals in Wickert lagen, so wurden die Thäter bald entdeckt, und von ihrem Offizier mit Prison bestraft. Wahrscheinlich wollte der Offizier einen Bauernaufstand verhindern: denn diese sind, um in solchen Fällen

still zu sitzen, von den Privilegien ihrer Pfaffen zu gut unterrichtet; und die Pfaffen ermangeln noch weniger, den löblichen Satz des Kirchenrechts: si quis suadente diabolo percusserit clericum, und wie es weiter heißt, zu ihrem Vortheil fein hübsch zu erklären.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Winterquartiere oder Quasiwinterquartiere.

Die Preußischen Truppen wurden dort in der ganzen Gegend am Mayn und am Gebürge in die Winterquartiere verlegt. Unser Regiment bezog Höchst, Ried und Griesheim: unsre Kompagnie lag in Ried ganz allein mit den Beckerknechten, und ich hatte meine Wohnung bey einem recht braven Manne, dem Fischer Rhein. Dieser Mann war protestantisch, und konnte gar kein Ende finden, wenn er von den Bedrückungen anfing, womit man im Maynzischen die Protestanten verfolgt hätte. Es geht, wie ich merkte, in diesem Ländchen eben so arg zu, wie in der Pfalz oder auch wohl noch ärger. Jeder schlechte Kerl, der nur katholisch ist, gelangt dort zu Aemtern und Ehren, und kein Protestant,

und wäre er noch so ehrlich und noch so geschickt, wird je befördert.

Ich wunderte mich sehr über dieses Unwesen, und erwiederte: daß ja doch der Kurfürst, selbst in Maynz, Protestanten angestellt habe. Aber Rhein stach mir den Staar: „Man wollte, sagte er, tolerant scheinen; daher hat man Einige, aber doch nur solche Protestanten angestellt, welche Aufsehen gemacht hatten und das gerade nur in Maynz.“ An allen andern Orten, fügte er hinzu, sey und bleibe der Katholik im Alleinbesitz aller Gunst und aller Rechte, und der Protestant habe immer das Nachsehen. Das mögte, fuhr Rhein fort, noch hingehen: daß man aber allemal dem Katholiken Recht giebt, wenn er gleich handgreiflich Unrecht hat, und daß der Protestant beym sonnenklarsten Rechte dennoch allemal verlieren muß, das ist abscheulich. Rhein hat mir mehrere Fälle dieser Art mitgetheilt, welche ich indeß hier übergehe. Dergleichen Dinge aber beweisen hinlänglich, daß man sich eben nicht sehr wundern müsse, wenn die Franzosen in der Pfalz und im Maynzerlande bey den Protestanten mehr Eingang gefunden haben, als bey den Katholiken: denn wer ist wohl gern wegen seiner Meynungen, Religion u. dgl. in seiner bürgerlichen Existenz zurückgesezt und geneckt?

Diesen Umstand belieben doch die ja in Acht zu nehmen, welche, aus der größern Anhänglichkeit der dortigen Protestanten an die Franzosen, haben folgern wollen: der Protestantismus an sich führe zum Aufruhr, wenigstens mehr als der Katholicismus. Dieß heißt Ursache und Wirkung verwechseln, und jemanden das Brandlöschen übelnehmen, dessen Haus wir erst selbst in Brand steckten! Doch hierüber dereinst ausführlicher in einer andern Schrift; oder man vergleiche Frankfurt und Maynz in dieser Rücksicht vor der Hand so, wie es in der Vorrede zu der mehrmals erwähnten Sammlung erbaulicher Gedichte — S. LXXXV geschehen ist. Und dann: was war Frankreich? —

Daß Ein Theil der Katholiken am Rhein dem alten Staatssysteme damals treuer blieb, machte weniger ihr Kirchensystem, als die vielen, reichlich und bequem nährenden Präbenden, oder Faulthiersstellen, deren heilige Früchte sie entweder selbst schon zogen, oder für ihre Brüder, Vetter u. dgl. zum Troste ganzer Familien erwarteten. Man sah dieß ja aus den Hauptgründen mit, welche man öffentlich an den Tag gab, um die Leute da herum von dem Franzosen-Systeme abzuhalten. Schafft ihr, hieß es darin, euren Kurfürsten, das hohe Domkapitel, den Adel, die Klöster u. dgl.

ab: was soll, was kann aus all den Tausenden werden, welche von denselben Brod, Ehre und Bedienung haben? *) — Doch, wie gesagt, davon zu einer andern Zeit!

Am 6ten Jänner 1793 schlugen die Preußen die Franzosen bey Hochheim, und von dieser Zeit an wurde Hochheim von unsern Truppen besezt. Die gefangnen Franzosen wurden mit Trommeln und Pfeifen durch die Dörfer und Städte bis nach Frankfurt gebracht; und dem Jan-Hagel stand es aller Orten frey, diese Gefangnen mit Schreyen und Schimpfen zu insultiren. Die Frankfurter, eine äußerst neugierige und faselhafte Nation, zogen ihnen zu mehrern Tausenden entgegen, und begleiteten sie mit unbändigem Geschrey und Jubel bis in die Stadt. Einige schmissen sogar mit Steinen und Koth auf sie. **) Ich war selbigen Tag ge-

*) Wie wenn die alle alles das, womit sie so herrisch groß thun, nicht erst selbst von uns hätten! — sagte mir einst ein katholischer Kaufmann, der sich über den Trubel des Rheinischen National-Convents mit mir unterhielt. „Was aus all den Tausenden werden soll? fuhr er fort: je nun, was aus den übrigen wird, die ohne Präbenden, Bedienungen und Hofbrod ihr Auskommen im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Für diese kann man unbesorgt seyn: aber nicht so für das Auskommen der einigen Hunderte, die ihr Herrenwesen auf Kosten des Schweißes von mehreren Tausenden treiben!

**) Das Gerücht von der Mishandlung dieser und meist aller nachherigen französischen Kriegsgefangnen ist nicht nur bis zu ihrer Armee, sondern auch bis zu allen Departements, die

rade in Frankfurt bey meinem Freunde, dem Herrn Dambmann, und ärgerte mich recht sehr über den Unfug, den der vornehme und geringere Frankfurter Pöbel an den Kriegsgefangnen begieng. — Hr. Dambmann, Hr. Hofrath Stiehl, Hr. Prediger Sussenbeth und mein Vetter, der Kaufmann Dietsch, erwiesen mir damals sehr viele Freundschaft, und dieses machte, daß ich Frankfurt den Winter über von Nied aus fleißig besucht habe. Dank noch einmal den guten Seelen!

In Nied lernte ich zwey schnurrige Menschen kennen, den katholischen Schulmeister, und einen Schneider, der zugleich Branntweinbrenner war. Der erste war ehedem Husar gewesen, hatte nachher fromme Gedanken bekommen, und war Einsiedler geworden. Als aber der Kurfürst alle Einsiedeleyen aufhob, gieng auch seine Klause zu Ende. Seine Landsleute die Nieder-Bauren, nahmen ihn zum Schulmeister an, er behielt aber troz des Befehls des Vikariats seinen Habit oder die Kutte bey. Der andre war protestantischer Religion und ein guter Freund des Schulmeisters, und beyde arbei-

ich nachher besucht habe, gedrungen. Die Wirkung davon läßt sich denken und mich dünkt, man hat sie erfahren, und erfährt sie noch. Aber wahrlich, die Franzosen sind gutmüthig und groß; und dieß wird die Nachwelt gerechter erkennen, als viele von uns.

teten schon lange gemeinschaftlich an der Vereinigung der Protestanten und Katholiken. Sie sitzen daher, wenn sie sonst nichts zu thun haben, beysammen, untersuchen die Unterscheidungslehren beyder Kirchen, und schließen bey jeder: „Man könne sie ohne Schaden fahren lassen, und müsse dieses thun, um der Kirche ihre Einigkeit wieder zu verschaffen.“ —

Ich habe einigemal ihren Disputationen beygewohnt und bemerkt, daß sie allemal damit endigten, daß das Korpus der Lehren, so wie diese jezt wären, schlechterdings nicht die Lehre der wahren oder der katholischen Kirche seyn könnte: diese sey allgemein, das heißt, habe lauter solche Lehren, welche von jederman ohne Unterschied angenommen, und nur von Narren oder Bösewichtern verworfen werden könnten. Dieß sey so die Religion des ehrlichen Mannes, und darin fände sich kein Papst, keine Transsubstantiation, keine Beichte, keine Messe u. dgl. das seyn lauter Zusätze, die niemand bänden, gesezt auch, sie seyen wahr: denn es könne in der Theologie manches wahr seyn, das doch bey weitem nicht zur Religion gehörte. —

Die Leute räsonnirten so unrecht nicht, aber daran thaten sie unrecht, daß sie die Katholiken mit den Protestanten vereinigen wollten. Da sie mit diesem Vereinigungsplane schon lange um-

giengen, so mußten sie nothwendig den Pfaffen, sowohl der Katholiken als der Protestanten, oft vor den Kopf stoßen, und daher hatte besonders der gute Schulmeister Händel mit den geistlichen Herren zu Höchst. Als die Franzosen dahin kamen, waren beyde recht froh, und dachten, nun sey es Zeit, ihren Plan auszuführen. Sie warfen sich also öffentlich zu Aposteln der christlichen Freyheit auf, und wollten wenigstens in ihrem Zirkel Eine Heerde unter Einen Hirten zuwegebringen. Aber die baldige Retirade der Franzosen machte ihrem Apostolat ein Ende; sie hofften aber dennoch immer daß noch in Zukunft etwas zu machen seyn dürfte. Ich war anfänglich bey beyden gut gelitten, weil ich auf die Franzosen nicht schimpfte, und auch, wie sie, alle theologische Kazbalgereien für Lumpendinge erklärte. Als ich aber anfing, überhaupt unvortheilhaft von ihrer heiligen Grille zu sprechen, so sank ich bey ihnen sehr, und sie wurden viel zurückhaltender. Das war mir auch nicht sehr unangenehm: denn nun durfte ich ihre langen Predigten von der Religionsvereinigung, und der Katholisation der Christenheit nicht mehr so anhören, als zuvor.

Das Regiment von Thadden hatte noch immer bessere Winterquartiere, als die meisten andern. Zu Wickert, Wallau, Delkenheim, Mos-

bach, Wisbaden und an allen Orten von Hochheim bis nach Höchst war alles so stark überlegt, daß in einem Hause oft 20, 30 und mehrere Mann Quartier hatten. Unser Dienst war indeß sehr geringe, wenn man die lästigen Commandos, die nach Hochheim gegeben wurden, und die ich selbst viermal mitgemacht habe, davon ausnimmt. Bey diesen Umständen erholten sich unsre Soldaten auch nach und nach und gelangten wieder zu ihrer ehemaligen Munterkeit.

Die Bürger zu Halle, durch Privatbriefe, welche in unzählbarer Menge, wegen der Postfreyheit, dahin geschrieben wurden, von dem Elende und dem Mangel der Soldaten unterrichtet, ließen sich durch eine Gutmüthigkeit von besonderer Art — bewegen, dem Regimente von Thadden, welches schon seit 1665, also schon über 122 Jahre, in ihrer Stadt in Garnison gelegen hatte, ein Präsent von Branntwein, Speck und Tobak zu schicken. Der Wille an sich war gut und löblich; nicht so das Werk: denn der Branntwein war verdorben, weil er in unreine Gefäße gefüllt war, und der Tobak war scheußlich: der Speck aber war zu genießen. Besser hätten die Hallenser immer gethan, wenn sie den Soldaten das zusammengebrachte Geld geschickt hätten. Wenigstens wären dann weder sie,

noch wir geprellt worden; und an Fuhrlohn hätte man vieles erspart.

Ein lustiger Bruder machte auf dieses Geschenk ein Gedicht in Knittelversen, welches sogar gedruckt wurde. Es war aber ein sehr massives Ding, welches unter der Aufschrift: Danksagung der Soldaten vom Thaddischen Regiment an die hallischen Philister — lauter Sarkasmen auf die Hallenser enthielt. Ich würde mich schämen, hier auch nur eine Strophe davon anzuführen. Es kam bald nach Halle, und erregte, als etwas ganz Unerwartetes, nicht wenig Aufsehen. Ein gewisser Mann in Halle verfiel auf mich, und gab meine Wenigkeit in einer Klage an unsern General geradezu als Verfasser an. Ich weiß nicht, was den guten Mann berechtigt haben mag, sich als Sprecher für Halle aufzuwerfen! — Allein da man bey den Soldaten eben nicht gewohnt ist, einer solchen Sache wegen, Untersuchung anzustellen, so wurde die Klage hingelegt, und blieb ohne alle Rücksicht. Die Hallenser haben es indeß recht gut gemeynt, und dieser guten Meynung wegen gebührt ihnen aller Dank der Soldaten, und auch der meinige: denn auch ich habe Antheil an ihren Gaben gehabt. Ich erkläre ihnen daher, daß ich das Pasquill — denn das ist es allemal — nicht gemacht habe, und das mag ihnen genug seyn.

Erst auch in Vilbel konnte ich wieder einmal an meinen redlichen Bispink schreiben. Seit unsers Einmarsches in Frankreich war mir auch diese, mir sonst so angenehme, Beschäftigung, ihm und einigen andern erprobten Freunden, welche sich aber jezt leider auf sehr wenige beschränken, von meinen Umständen Nachricht zu geben, gänzlich vergangen. Hr. Bispink antwortete mir bald wieder, schickte mir auch wieder Geld, Kleidungsstücke und Wäsche. Ich habe seit dieser Epoche bis auf meinen Uebergang nach Frankreich sehr oft an diesen Braven geschrieben, und hatte keine angenehmere Beschäftigung, als seine Briefe zu lesen, und einige für ihn aufzusetzen. Er unterhielt mich mit Nachrichten über die gelehrte Welt, theilte mir manche Gedanken- und Trostreiche Stelle aus ältern und neuern Schriftstellern mit, und ließ es an guten und brüderlichen Winken selten ermangeln.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Lügen über unsre und der Franzosen Lage wurden so allgemein bey uns, daß man alle Tage widersprechende Nachrichten hörte, welche von kurzsichtigen müßigen Köpfen erfunden, und von andern eben so verschraubten Mährchenbrütern verbreitet, und geglaubt wurden. Ich widersezte mich immer, so viel an mir war, diesen elenden Erdichtungen, und suchte meinen Bekannten nach meiner Einsicht, wahrere und gründlichere Vorstellungen von den verschiednen Verhältnissen beyzubringen, welche ich damals zwischen uns und den Franzosen bemerkte. Da ich bey diesen Gelegenheiten manches Wort zu Gunsten der Neufranken, ihrer Konstitution und des Muthes ihrer Soldaten fallen ließ, so wurde ich auch jezt wieder allgemein Patriot genannt, und für einen Anhänger der Franzosen ausgeschrieen. Aber, wie ich schon oben sagte, meine Vorgesezten, besonders der Hr. Major von Wedel und der Hr. Hauptmann von Mandelsloh waren einsichtige, brave Männer, welche selbst ein=

sahen, daß unsre Lage so gut eben nicht, und die der Franzosen bey weitem nicht so schlimm war, als man sie in den Zeitungen ausschrie. Sie ermahnten mich daher, nur behutsamer im Reden zu seyn, und jedesmal zu untersuchen, mit wem ich zu schaffen hätte. Dieser Rath war klug, und ich habe ihn auch meistens befolgt; aber dann und wann riß mich das Feuer der Dispüte, und meine Ueberzeugung dennoch so hin, daß ich sogar in Wirthshäusern öffentlich die Parthey der Franzosen nahm: doch habe ich meiner Freymüthigkeit wegen bey den Preußen eben keine unangenehme Folgen empfunden. Die preußischen Offiziere, ich wiederhole es, haben überhaupt mehr Einsicht und Freymüthigkeit, als die der anderen Truppen. Ich kenne deren viele, und besonders habe ich den jungen Grafen von Herzberg auf diesem Feldzuge kennen lernen, welcher damals (1792) noch Generaladjutant bey dem Regiment von Schönfeld war. Es giebt wohl wenig junge Männer, welche mit so vieler Einsicht und wirklich gelehrten Kenntnissen, einen so liebenswürdigen Karakter verbinden, als dieser. Er ist ein großer Kenner der Geschichte in ihrem ganzen Umfange, aus welcher er sehr treffende praktische Schlüsse auf die neuen Begebenheiten zu ziehen weiß. Mit innigstem Vergnügen hörte ich ihn die ehemaligen republikanischen Vorfälle in

Griechenland, Rom, der Schweiz, Holland und Amerika mit den neuen Auftritten der fränkischen Revolution vergleichen, diese vollständig aus jenen erklären, und richtige Prognostika für die Zukunft aufstellen. Außer der Geschichte und der Mathematik, welche sein Lieblingsstudium ist, hat sich der Herr Graf auch in den alten und neuen Sprachen und in der schönen Litteratur umgesehen; aber sein edler Karakter, sein äußerst humanes, liberales Wesen und seine Theilnahme an allen Schicksalen seiner Brüder macht, daß man in ihm — nicht den geschickten Offizier, sondern den würdigen guten Menschen sieht, liebt und verehrt. In Gesellschaft und im Gespräche mit diesem biedern deutschen Manne vergaß ich mehr als einmal auf den beschwerlichsten Märschen von Koblenz nach Frankfurt, daß es mir übel gieng.

Unter anderm Troß, welcher, um etwas zu verdienen, der Armee nachgezogen war, befand sich auch eine Bande Marionettenspieler, welche dort herum den hohen und niedern Pöbel mit Fratzen amüsirte. Das Meisterstück dieser Bande, deren Director der Sohn des ehemaligen Maynzischen Hofraths Schott war, war eine Farce, betitelt: der betrogne Cüstinus (Cüstine). In diesem Dinge beging Cüstine mit seinem Bedienten, dem Hanswurst, allerhand Gräuel! Da

sah man Morden, Brennen, Sengen, Nothzüchten, schwangern Weibern den Bauch aufschneiden u. s. f. Hierauf erschien ihm ein Engel, und ermahnte ihn, Buße zu thun, und den Rosenkranz zu beten: Cüstine aber läßt den Engel zur Thüre hinausschmeißen: eben dieses wiederfährt dem Tode. Endlich kommt der Teufel, macht burr, burr, und zerreißt den Cüstine in tausend Fetzen. Dieses elende Zeug, und mehreres von derselben Art, dessen Gegenstand aber allemal die Franzosen waren, wurde in Frankfurt, Höchst, Rödelheim und an andern Orten häufig gespielt, und von Herren und Damen, von Mamsellen und Huren beklatscht und belacht, bis endlich einige Herren Generale, worunter auch Hr. von Thadden war, das Unanständige dieser öffentlichen Beschimpfung eines feindlichen Generals und seiner Nation fühlten, und den Spaß verboten. Die Marionettenspieler ließen nun den Cüstinus, und legten sich aufs Zotenreißen, welches ihnen nicht minder einbrachte.

Seitdem wir Koblenz und Verdun verlassen, zum erstenmal verlassen hatten, hatten unsre Leute, so wie unsre Offiziere, sich um das liebe Frauenzimmer wenig bekümmern können, aber jezt, nachdem sie sich nach und nach erholt hatten, regte sich auch das Geschlechts-Bedürfniß wieder bey ihnen,

und dazu fanden sie in und um Frankfurt Nahrung genug. Dem Hochweisen Magistrate dieser Reichsstadt muß man es zwar nachrühmen, daß er die Hurerey unter dem Schutz der Gesetze nicht so erlaubt, wie z. B. Berlin, wo noch 1792 eine Verordnung, die Lohnhuren betreffend, herauskam; aber demohnerachtet hat es in Frankfurt an feilen Schwestern niemals gefehlt. Seit der Emigrantenzeit war auch dort in der ganzen Gegend das Sittenverderben sehr eingerissen und das Frauenzimmer, welches ohnehin in den Rheingegenden fürchterlich verliebt ist, hatte nun alle Schaam und Scheu abgelegt, und war für jeden. Frankfurt war besonders der Sammelplatz feiler Menscher von hohem Kaliber und niedrer Ordnung, wie man sie haben wollte, von sechs Kreuzern an bis zu sechs Thalern Rheinisch. Auf den Dörfern liefen auch Nymphchen dieser Art in Menge herum, welche meist aus dem Darmstädtischen hinkamen: selbst Baurenweiber und Baurenmädel machten sich kein groß Gewissen daraus, einem lüsternen Kerl aus der Noth zu helfen.

Aus diesem liederlichen Wesen entstanden nun häufige venerische Krankheiten, welche bisher lange unbekannt bey uns gewesen waren, und gaben den Feldscheeren, welche sich seither nur mit der Ruhr und dem Durchfall beschäftiget hatten, neue Arbeit.

Bey keinem Stande ist das Sprüchwort: ein ander Städtchen, ein ander Mädchen, mehr wahr, als bey den Soldaten: wo nur 100 Mann vier Tage liegen, giebt es gewiß schon 25 Soldatenschätzchen, freilich lauter leichte, verdorbne Waare, aber doch auch mitunter solche, welche wohl auf etwas Besseres, als auf einen Kerl in der Uniform, hätten Anspruch machen können. In den Rheingegenden hatten die Emigranten, und nach ihnen die Patrioten, das schöne Geschlecht schon vorbereitet und zugestuzt, und so war es unsern Leuten gar leicht, Liebschaft anzuzetteln, wo sie nur wollten. Die Herren Hauptleute sehen dergleichen nicht gern: denn es hindert gewöhnlich die Desertion, wenn es auch nicht dieselbe gleich zuweilen befördert, indem Bursche und Liebchen mit einander abfahren. Bey den Preußen ist das indeß der Fall nicht so oft, wie bey den Oestreichern: denn bey diesen hält das Heurathen härter. Daher laufen auch weit mehr Oestreicher mit ihren Liebchen von dannen, als Preußen. In den Ordonanzhäusern kann man den Beweis davon augenscheinlich finden.

Aber warum sollte der Soldat sich nicht auch einen Zeitvertreib mit dem Frauenzimmer machen, da er große Herren es nicht besser machen sieht, sogar ganz große Herren! In Frankfurt laufen noch auf die Stunde Histörchen von allerley

Art herum, worunter auch einige nicht sehr erbauliche sind, besonders die von einer gewissen reichen und schönen Mamsell, welche aus bloßer Eitelkeit — denn weder Liebe noch Eigennutz konnte sie bewogen haben, die traurigen Reste einer rüstigen Konstitution zu genießen — also aus bloßer Eitelkeit einem jungen, reichen und schönen Liebhaber, mit dem sie versprochen war, und von dem sie aufs zärtlichste geliebt wurde, Hörner aufsezte. Ob man alle Frauenzimmer durch Wollust verführen könne, weiß ich nicht: daß aber alle der Eitelkeit und dem Eigennutz weichen, davon belehrt uns, außer der alten und neuen Geschichte, die tägliche Erfahrung. —

Daß die verliebten Späße unsern Herren die Beutel derb geleert haben, versteht sich von selbst. Den Schönen zu gefallen, mußten Bälle gegeben und andre Lustigkeiten angestellt werden; und damals durfte kein Hr. Offizier, wie zu Halle, mit 12 gl. zu Balle kommen: das Ding kostete ungleich mehr. Wer überhaupt dort herum brilliren wollte, mußte schwer Geld haben.

Die Herren Regimentsquartiermeister müssen öfters den Offizieren aushelfen, wenn die Kasse leer ist. Der königliche Befehl will freylich, daß sie keinem Offizier etwas vorausgeben, und wenn sie es thun, sie sich hernach nicht an den Gehalt

des Offiziers halten sollen. Dennoch können die Herren Regimentsquartiermeister ihren Regiments-Offizieren allemal, ohne Gefahr angeführt zu werden, Geld vorstrecken. Freylich müssen sie ihre Leute kennen: denn mancher Offizier würde sich des königlichen Privilegiums bedienen, einige Wochen in Arrest gehen, und den Quartiermeister prellen. Aber ein ehrliebender Offizier thut so was nicht, und der Quartiermeister ist seiner Zahlung wegen in Sicherheit. Da aber doch die Sache immer gesetzwidrig ist, so wissen die Herren sich auch gegen die Gefahr der Verantwortung dadurch zu sichern, daß sie sehr starken Abzug machen, so oft sie Geld vorschießen: denn eigentliche Interesse mögen sie doch nicht fodern.

Ein Offizier wurde von Hn. Ruff zu Höchst zu einem Ball nach Frankfurt eingeladen. Der Offizier hatte nicht so viel Geld, als hiezu erfodert wurde, er schickte also seinen Bedienten zum Regimentsquartiermeister, welcher zwey Stunden davon war. Er hatte ihm eine Quittung auf 20 Thaler mitgegeben, und der Bediente brachte ihm 3 Fridrichsd'Or, oder damals 17 Thlr. 6 gl. Ich war eben in der Schnallenfabrike, wo Hr. Ruff Factor ist, als der Bediente zurückkam. „Nun das geht noch, sagte der Offizier, heute zieht mir der Quartiermeister doch nur 2 Thlr. 18 gl. an 20

ab: neulich hat er mir, hols der Teufel, 4 Thlr. an 20 abgezogen."

Es versteht sich, daß durch diese Oekonomie die ökonomischen Umstände mancher Offiziere sich merklich verschlimmern, die der Quartiermeister sich aber sehr bessern. Wenn daher leztere einmal eine Schlappe bekommen, so bedaurt sie keine Seele. —

Da ich in jener Gegend vorzeiten sehr bekannt gewesen war, so kamen viele Leute zu mir, und unter diesen manche, welche blos die Neugierde antrieb, einen Menschen zu sehen, welcher bisher die Rolle eines Aventüriers gespielt hatte, und diese Rolle vielleicht noch länger und bedeutender in Zukunft spielen würde. Daß mir diese Besuche allemal höchst unangenehm waren, wissen die, welche mich kennen. Von meinen neuen Bekanntschaften, die ich während meines Aufenthalts zu Nied machte, war mir keine lieber, als die mit Hn. Ruff, Factor der berühmten Schnallenfabrik zu Höchst: ein junger einsichtsvoller Mann, der mir sehr viel angenehme Stunden gemacht hat. Er hat mir auch einen Vorschlag gethan, der vielleicht zu meinem Glück hätte ausschlagen können, aber ich traute meinen Kräften zu wenig, als daß ich ihm hätte folgen mögen.

Dem Herrn Amtmann Keil von Rödelheim, dem Hn. R. Rath Buff, dem Bruder der durch

den Tod des armen Werthers so berühmten Lotte *) und dem Hn. Jung, Pfarrer zu Praunheim, danke ich hier nochmals öffentlich für die Freundschaft, die sie mir, ihrem alten Universitätskumpan, erwiesen haben. Ich hatte sie in Gießen und Halle sehr genau gekannt, und freue mich, daß es ihnen wohl geht. Wer besonders eine Frau hat, wie Hr. Keil, kann sich Glück wünschen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Hinrichtung des armen Ludwigs XVI verbreitete, sobald sie bekannt wurde, und das wurde sie sehr bald, in der ganzen Armee anfänglich Schreck und Unwillen gegen ein Volk, welches sogar seinen König hätte hinrichten können. Nun, hieß es, kann es den Franzosen nicht mehr gut gehen, nun muß Gottes Zorn und Rache sie verfolgen: man wird das bald genug sehen! — In allen

---

*) Madam Charlotte Wilhelmine Kästner, gebohrne Buff zu Wetzlar.

Gesellschaften, in allen Wirthshäusern und Schenken wurde von nichts gesprochen, als von der abscheulichen Hinrichtung des armen Königs von Frankreich. Aber jemehr man von dieser ungewöhnten Trauerscene sprach, jemehr man das Grausende derselben ruminirte, desto mehr verschwand das Gräßliche derselben, und die ruhige Untersuchung darüber folgte auf die Deklamationen. Viele meynten, die Franzosen müßten doch wohl Ursache gehabt haben, so was vorzunehmen: es müßten doch auch gescheide und gewissenhafte Leute in Paris seyn. —

Während dieser Epoche war ich einst im Schwan, einem Gasthofe zu Höchst, mit Herrn Ruff. Das Gespräch kam von Ludwig XVI. auf die je hingerichteten Könige. Ich sprach, daß ihrer nur drey bekannt wären, welche durch das Gesetz seyen hingerichtet worden: Agis von Lacedämon, Carl I. von Großbritannien und Ludwig XVI. von Frankreich. Tausend Monarchen seyen zwar ermordet worden nach dem bekannten Spruch des Juvenalis:

Ad generum Cereris sine caede et sanguine pauci
Descendunt reges, et sicca morte tyranni; *)

*) Sat. X.

mir sey aber doch kein Exempel von gesetzlich hingerichteten Königen weiter bekannt, als von den drey angegebnen. Was den Lacedämonier belangt, fuhr ich fort, so war der ein Unterthan der Gesetze, und folglich auch der Pönalverordnungen. Seine Hinrichtung war zwar höchst ungerecht, denn Agis war unschuldig, aber es war doch keine Frage in jener Republik: ob man den Vorsteher derselben, welchem man sehr uneigentlich den Namen König gab, hinrichten könnte, sobald er nach den Gesetzen des Todes schuldig wäre erkannt worden. Zu Lacedämon wurde Agis durch ein altes Gesetz verurtheilt, und nicht durch eine Verordnung, welche erst bey einer Volksrevolution wäre gemacht worden.

König Carl I. in England, wurde zwar unter gerichtlicher Form getödtet, aber die, welche sich über ihn zu sprechen erkühnten, waren nicht die englische Nation: es waren die Anhänger des Cromwels, und seiner Parthey. Die Nation hatte diese Faction nicht als eine Vertreterinn ihrer Rechte aufgestellt, folglich konnte dieselbe auch nicht das Todesurtheil über Carl I. sprechen; ihr Spruch war folglich ungerecht; und so schuldig dieser Prinz auch seyn mogte, so war doch seine Ermordung eine grausame Ungerechtigkeit, und ein schröcklicher Eingriff in die Rechte des englischen

Volkes. Aber mit Ludwig XVI, fuhr ich weiter fort, scheint mir das Ding ein ganz anderes Bewandniß zu haben. Der Nationalkonvent oder die Nationalversammlung vertrat wirklich die ganze Nation, und hatte folglich das Recht, Gesetze zu machen, ohne jemand, selbst den König nicht ausgenommen, um Rath zu fragen. Dieses Gesetz, daß das Volk, durch die Nationalversammlung repräsentirt, eine Aenderung in der Regierungsform machen könnte, hatte selbst der König angenommen und sanktionirt. Von nun an war also die Suveränität des Königs aufgehoben d. i. er wurde dem Gesetz, oder allen aus dem Rechte der Natur und der Menschheit hergeleiteten und herzuleitenden unmittelbaren Regeln des öffentlichen Guvernements unterworfen.

Ludwig XVI. war also damals, was eigentlich jeder wahre König nur seyn sollte, gesetzlicher Verwalter der Nationalkraft nach dem Nationalwillen, oder nach den Gesetzen, welche die Nation selbst entworfen und gutgeheißen hatte. Verwaltete er nun sein Ober-Staatsamt nach dem allgemeinen Staatswillen, so that er seine Pflicht, und war des Gehorsams, der Ehre und seiner Besoldung bey der französischen Nation sicher und werth: denn jetzt erfüllte er den National-Contrakt und war das, was er nach demselben der Nation zu

seyn, feyerlich geschworen hatte. Handelte er aber dawider, besoldete er nach der Civilliste, wie man ihn beschuldiget, die rebellischen Emigrirten, und war er mit den Feinden der Nation gegen die Nation sogar einverstanden: — so war er der erste, der den National-Contract brach, der sich selbst seiner Vorzüge nach demselben, verlustig machte, der als der ärgste Meineidige und Hochverräther an der Nation dieser für seine gesetzwidrige Handlungen verantwortlich blieb; der also den National-Repräsentanten es zur Pflicht machte, ihn vor ihr Gericht zu ziehen, die Nation vor ihm zu sichern, seine Handlungen zu untersuchen und seine Vergehungen, nach dem Nationalwillen, zu bestrafen.

Ich weiß zwar recht wohl, sezte ich hinzu, daß 1789 ein Gesetz in Frankreich gemacht ist, nach welchem der König unverletzbar seyn sollte: allein dieses Gesetz konnte allemal, wie jedes andere, geändert und abgeschafft werden, sobald die Nation, als die eigentliche und rechtmäßige Gesetzgeberin, einsah, daß es dem öffentlichen oder allgemeinen Wohl zuwider war. Hieraus ergiebt sich nun von selbst, daß Ludwig XVI. vor das Gericht des Nationalkonvents gehörte, und die einzige Frage wäre noch aufzulösen: ob er wirklich Staatsverbrechen begangen habe, welche den Tod verdienten,

um auch seine Hinrichtung vollkommen zu rechtfertigen. Ich will dem armen Ludwig keine Verbrechen Schuld geben, denn ich habe die Akten seines Prozesses nicht gelesen *): aber behaupten muß ich, daß der Konvent das forum competens war, wovon er gerichtet werden mußte; und da dieser die Nation vertrat: so wissen die, welche von einer Appellation an das Volk reden, nicht recht, was sie wollen.

Ueberhaupt: ob ein Volk seinen Souverain richten könne, fügte ich zum Schluß hinzu, scheint sogar zu den despotischen Zeiten der römischen Kaiser kein Problem gewesen zu seyn. Der römische Senat, oder die Repräsentanten des römischen Volkes erklärten den Claudius Nero für einen Feind des Vaterlands und bestimmten ihn zum Tode. Nero entgieng der gesetzlichen Hinrichtung durch eine Entleibung. Man sehe den Suetonius über Nero. Vespasianus, Nero's Nachfolger, billigte dieses Verfahren des römischen Senats, welches sein Sohn Domitianus beynahe selbst erfahren hätte. Die Deutschen haben

*) Man wolle es nicht aus der Acht lassen, daß ich dieß im Winter 1793 vortrug; folglich von dem noch nicht Gebrauch machen konnte, was ich nachher in Frankreich über Ludwig XVI. erfuhr.

Karl, den Dicken, abgesezt, und kein Kluger hat es misbilliget. Die Dänen foderten von ihrem Christiern dem Zweyten Rechenschaft, und sezten ihn ab. — Kurz, die Geschichte, wie der gesunde Menschenverstand lehrt, daß bey jeder wohl und rechtmäßig eingerichteten Menschenregierung der Regent seinen Untergebnen verantwortlich bleiben muß, indem es wider die Pflicht eines jeden und aller seyn würde, sich unbedingt und wider das natürliche Recht zur Freyheit jemanden zur willkührlichen Behandlung ohne alle Rücksprache zu unterwerfen *).

Ich ließ mich damals noch weitläufiger über diese wichtige und zu der Zeit sehr interessante Materie aus. Ein Offizier von der Kavallerie, ein Rittmeister, saß in einiger Entfernung von mir und schien eben auf meine Reden nicht sehr zu merken. Einige Tage hernach kam ein Reuter und bat mich, zu seinem Herrn nach Rödelheim zu kommen. Hier fand ich meinen Rittmeister, den ich nicht nennen will, um ihn nicht in den Verdacht der Jakobinerey [illegible]

*) So sprach ich damals, und daß ich recht gesprochen habe, lehrt jezt auch der Antimachiavel, oder über die Gränzen des bürgerlichen Gehorsams, von Professor Jakob, (Halle in der Renger'schen Buchhandlung, zweyte Aufl. 1795.) nebst dessen Auszug aus Sidneys Betrachtungen über die Regierungsformen. — (Erfurt, bey Vollmer, 1795.)

zu bringen, nebst noch einigen andern Offizieren. Diesen Herren mußte ich mein ganzes System, so wie ich mir es damals geformt hatte, weitläufig bey einem Glase Rheinwein erklären. Sie schienen mit meiner Behauptung und Auseinandersetzung zufrieden, nur warnten sie mich, behutsam damit zu seyn: denn von preußischer Seite, meynten sie, müsse man sich wenigstens noch immer stellen, als wenn man schrecklich böse auf die Buben wäre, welche ihren König hingerichtet hätten u. s. w. —

Unsere Armee hatte, wie ich schon gesagt habe, an allem entsetzlichen Verlust gelitten, besonders an Mannschaft. Der Verfasser der Briefe über unsern Feldzug berechnet den Verlust eines einzigen Regiments (Packt 4. S. 136 ff.) und giebt ihn vom 14ten Jul 1792 bis den 1ten März 1793 auf 369 Todte an. Dieses Regiment hatte aber, wie ich weiß, unter allen beynahe noch am wenigsten gelitten. Geht man nun die ganze preußische Armee gegen die Neufranken durch, so kann man sich ohngefähr einen Begriff von dem ungeheuren Verluste machen, welchen diese Armee innerhalb zehn Monaten gelitten hat.

Man mußte daher schlechterdings die Regimenter wieder suchen vollzählig zu machen, und dazu wurden die jungen Leute von den Depots genommen. Diese Depots sind, so zu sagen, die Pflanz=

schulen der Regimenter, und dienen zugleich zum Unterbringen der Soldaten, welche nicht mehr dienen können. Diese Einrichtung war vor der Regierung des jetzigen Königs unbekannt, und hat sowohl ihre Vortheile, als ihre Nachtheile.

Die Depots reichten nicht hin, den Regimentern alle abgegangne Mannschaft zu verschaffen, doch aber ersezten sie den Abgang ziemlich. Beyher ist es aber auch unbeschreiblich, welch schlechtes Zeug von den Depots zu den Regimentern geschickt wurde. Daß man im Kriege annimmt, was man haben kann, ist eine alte bekannte Sache. Diese Leute werden dann bey den Depots gar nicht so gezogen, wie es eigentlich der Dienst erfodert: sie exerziren schlecht, und sind an Disciplin wenig gewöhnt. Kommen sie nun zu den Regimentern, so wollen sie das Depotswesen fortsetzen, und da man das nicht zugeben kann und sie schärfer hält, so reissen sie aus, und laufen dahin.

Recht eifrig sorgte unser König für anständige Kleidung des Heeres, und für Wiederanschaffung aller verdorbner und zu Grunde gegangner Geräthschaften. Auch wurden die Pferde wieder ersezt, welche theils auf dem Feldzuge geblieben, theils den Winter über so zahlreich nachkrepirt waren.

Schade war es für unsere Leute, daß die neue Montur gerade erst den Tag vor dem Abmarsch

ausgegeben wurde: denn die alte konnte man doch nicht mitnehmen, und zum vortheilhaften Anbringen war keine Zeit mehr: man mußte sie also an die Juden verkaufen, wie man nur konnte.

Als unsre Leute wieder gekleidet, und mit ihrem Zubehör hinlänglich versehen waren, so schien es, daß sie wieder neuen Muth bekommen hatten. Nun sind wir gekleidet, hieß es, jezt können wir die Franzosen nur wieder angreifen. Aber die Klügern unter uns meynten, daß die neuen Röcke auch wieder alt werden würden, und daß man die Gewehre wohl abermals von sich werfen könnte. Das Ende eben des Jahres 1793 hat diese traurige Weißagung wahr gemacht.

Man vergebe mir, wenn ich hier der Regendeckel erwähne. Man hat bey der Armee Maschinen von Leder, womit man die Schlösser an den Gewehren bey schlechtem Wetter bedecken, und doch schießen kann. Sie sind eine Erfindung eines preußischen Offiziers, womit sich dieser bey dem verstorbenen Könige sehr beliebt gemacht haben soll. Aber diese Maschinen haben so viel Unbequemes, daß man sich derselben bisher noch nicht bedient hat, auch wahrscheinlich niemals bedienen wird; und doch mußten dieses Jahr überall neue gegeben werden, weil die alten alle zerbrochen oder verlohren waren. Das hat sehr viel Geld gekostet und doch

— nichts geholfen. Der Bursche, welcher dergleichen unnützes Geräthe mit herumschleppen muß, ist nur geplagt, und es wäre, selbst nach dem Geständniß aller Offiziere, besser, diese Dinge gar nicht mehr zu haben.

Ich muß meine Leser um Verzeihung bitten, daß ich von unsern Winterquartieren so viel und doch so wenig vollständig erzählt habe: Ich weiß das alles recht gut selbst: weiß, was ich ausließ, weis auch, was ich noch mehr hätte auslassen können. Da ich aber kein Zeitungsschreiber bin, so liegt mir die Pflicht der Vollständigkeit nicht ob, und als mein eigner Memorist habe ich die Wahl, welche Begebenheit ich der Erzählung werth halte, und welche nicht. Es ist hier gar vieles relativ. —

Ich hatte diesen Winter über keine Noth gelitten: einmal hatte ich durch die Großmuth des Herzogs Friedrich von Braunschweig doppeltes Traktament, und dann hatte Hr. Bispink mich reichlich mit Gelde versehen, wobey er, weil die Post in Halle kein baares Geld zur Armee annahm, eben so viel Mühe, als Kosten gehabt hat. Der Leser wird noch in der Folge sehen, daß ich auf der ganzen Erde niemandes Schuldner mehr bin, als dieses rechtschaffnen Mannes.

Mein bester Zeitvertreib diesen Winter über, in der immer gut geheizten Stube meines Wirthes,

war Lesen und Schreiben: lezteres bestand in allerhand Aufsätzen, welche ich an meinen rechtschaffnen Bispink schickte, und welche er unter den Materialien seiner eignen Lebensgeschichte, nebst den Bahrdtianis, unter der Ueberschrift: Laucardiana noch aufhebt. Es ist eine herzerquickende Sache, etwas aufs Papier zu setzen, was ein uns theurer abwesender Freund lesen wird; und ein noch grösseres Vergnügen ist es, es dereinst, nach überstandenen tausend Gefahren, selbst wieder zu lesen. — Für meine Leserey sorgte Hr. Factor Ruff: er gab mir Bücher, so gut er sie hatte — und er hatte recht gute —. Auch borgte er für mich einige, welche er nicht hatte, z. B. David Hume's Geschichte von England. Dieses kostbare Werk habe ich den Winter über fleißig gelesen, und nicht wenig gescheides daraus gelernet. Darf ich hier eine Anmerkung machen, Leser, über das Lernen aus der Geschichte?

Man arbeitet heut zu Tage an historischen Systemen, und unter andern an einem, welches von dem Gedanken ausgeht: daß das Menschengeschlecht immer und immer in seiner Kultur und Verbesserung vorwärts schreite, u. s. w. Dieses hat besonders der französische Bürger Condorcet zu behaupten und zu beweisen gesucht, und nach Kants Idee unter den Deutschen zu gleicher Zeit

Hr. Pölitz. Herzerhebend sind freylich solche Versuche immer; aber wohl leicht auch mehr idealisch, als historisch wahr.

Durch sie wird die Geschichte weiter nichts als eine Darstellung des minder kultivirten Menschengeschlechts; und je weiter man in derselben zurückgeht, desto gothischer erscheint dieses. Es findet folglich keine andre Vergleichung der ältern Zeiten mit den neuern Statt, als die, welche sich von dem Geringern zum Größern machen läßt. Es fallen folglich alle analogischen Schlüsse weg, welche man von den alten Begebenheiten auf das machen kann, was unter unsern Augen vorgeht: denn wir sind mehr kultivirt, als man sonst war, haben mehr Gewandheit der Kräfte u. s. w. Allein eben die analogischen Schlüsse von alten Begebenheiten auf neuere sind die Philosophie der Geschichte, die wahre ächte historische Weisheit, und ohne sie ist die Geschichte ein bloßer Zeitvertreib, und dient dem Kenner blos zu kritischen Untersuchungen. Dieses scheint mir aus dem System des Condorcet und des Hn. Pölitz zu folgen: es macht die Geschichte und ihr genaueres Studium überflüßig, und zwingt den Geschichtsschreiber, nur für das Vergnügen seiner Leser zu sorgen. Kurz, die Begebenheiten werden einer allgemeinen Idee nachgemodelt, und erhalten eine wächserne Nase. —

Die Geschichte beweiset überdieß den ewigen Zirkel der Dinge. Kultur und Barbarey folgen aufeinander wechselsweise, zum Beweise des großen Satzes: daß nichts neues geschehe unter der Sonne! Daher ist sie auch die ergiebigste Quelle aller moralischen und politischen Bemerkungen, und der rechte magische Spiegel, woraus der denkende Kopf weissagen kann für die Zukunft. Doch wo gerathe ich hin! Ich will meine Begebenheiten erzählen, und schweife in Behauptungen aus, die mir die Ungnade der Herren Recensenten, welche sich nun einmal für gedachte Systeme erklärt haben, nothwendig zuziehen müssen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Unser Zug über den Rhein.

Den 21ten März brachen wir endlich auf, und marschirten abwärts, um den Rhein bey Caub zu passiren. In Wisbaden, wo wir Rasttag hielten, lernte ich den Hn. R. Rath Neidhardt kennen, einen trefflichen Mann, und gelehrten Philologen, welcher sich mehr mit der griechischen und römischen Litteratur, als mit der Juristerey abgiebt, und doch im Rufe eines großen Rechtsgelehrten

steht, weil er die kauderwälschen Gesetze des dort noch immer geltenden justinianischen Gesetzbuchs oder Gesetzkompilation, nach Vernunft und Billigkeit anzuwenden weiß. Dieser brave Mann hat mir einen recht guten Tag gemacht.

Von Wisbaden bis Caub muß man eine Strecke von Hessenland durchwandern, wo auch das Elend des Landmannes allen Glauben übersteigt, und wo die Leute an nichts genug haben, als — an Holz. Hr. von Göchhausen weiß in seinen Wanderungen*) S. 57. ff. und sonst hin und wieder, gar vieles von der Liebe der Hessen gegen ihren Landgrafen aufzutischen: Aber das ist mit der gnädigen Erlaubniß des Herrn Erleutnants auch nicht von ferne wahr. Die Hessen dort, wo ich war, klagten einhellig alle über Bedrückungen und insbesondere über das übertriebne Soldatenwesen; und wenn man je in einem Lande über den Landesfürsten frey räsonniren kann, ohne von Bürger oder Bauer beeinträchtigt zu werden — Ein hessischer Amtmann handelt freylich nach dem: manus manum fricat! — so ist es in Hessenland.

Hr. von Göchhausen haben wahrscheinlich den hessischen Bürger S. 62., der vielleicht ein Jä-

*) Meine Wanderungen durch die Rhein- und Mayngegenden im Februar, 1794.

gerbursche war, in einer Kneipe angetroffen, und ihm, damit er Dero gnädiges aristokratisches Queergewäsche geduldig anhören mögte, tüchtig mit Schnapps aufwichsen lassen. Da hat denn der schlaue Bursch gemerkt, was bey Seiner Gnaden saß, und hat, wie billig, in den Ton miteingestimmt, den Seine Gnaden angaben. Ich muß aber die Ehre haben, zu sagen, daß noch im vorigen Jahre, nach dem Frieden der Hessen mit den Franzosen, ein gewisser Mann durch Hessen reißte, und in einer Schenke ohnweit Hersfeld einkehrte, wo er einige Krüge Bier geben ließ, welche er mit zwey Bürger aus Hessenland trank, und dabey einen ganz demokratischen und obendrein noch sarkastischen Ton absichtlich anstimmte. Den Augenblick stimmten beyde Hessen ein, und hielten ihrem Landgrafen solche Elogen, bey denen dem Hn. Exleutnant die Ohren, auf Ehre, gegellt hätten. Wenn ich bald wieder durch Hessen reise, will ich des Hn. von Göchhausens Wanderungen mitnehmen, und dann giebts in den hessischen Gasthöfen gewiß was zu lachen u. s. w.

Caub ist eine alte rostige Stadt, und gehört dem Kurfürsten von Pfalzbaiern. Sie ist berühmt wegen ihrer Schiefergruben und besonders wegen des dortigen guten Weinwuchses. Die Einwohner zu Caub sind aber grobe, ungeschliffene Menschen,

sprechen eine Sprache, ärger als die Hundsrücker, und hassen einander gar mächtig wegen der Verschiedenheit ihres Glaubens. Die Preußen, welche bey Lutheranern einquartiert waren, hatten es gut: diejenigen aber, welche bey Katholiken lagen, wurden von diesen als Ketzer angesehen und schlecht behandelt. Es giebt aber unter den Weibsleuten zu Caub, wie überhaupt dort in den gebürgigen Gegenden, ganz artige Gesichter.

Bey Bacharach war eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen, die wir passirten. Eine andere war bey St. Goar, aber wegen der Franzosen konnten wir diese zum Uebergehen nicht benutzen. Auch hätten sie uns bey Bacharach den Weg versperren können, wenn sie aufmerksam genug gewesen wären. Aber unser Glück wollte, daß sie in den Gebürgen die Pässe nicht besezten, durch welche unser Zug nothwendig gehen mußte: und so kamen wir binnen einigen Tagen glücklich auf die Höhen jenseits des Rheins.

Bacharach ist eben, wie Caub, eine uralte schmutzige Stadt, und eben so berühmt wegen ihres vortrefflichen Rheinweins. Gleich neben der Stadt stand vorzeiten die Residenz der alten Pfalzgrafen am Rhein, und eine Strecke unten, mitten im Fluß, steht auf einer Insel ein Wachtthurm, welcher den Namen, die Pfalz, noch führt, und

sonst der Wittwensitz der Pfalzgräfinnen war. Der verstorbene Heidelberger Rektor Andreä hat eine lesenswürdige Abhandlung, Baccaracum palatinum geschrieben, worin der Liebhaber der Alterthümer und der Naturgeschichte manches zu seinem Unterrichte und Vergnügen finden kann.

Ich kann mir es noch nicht recht erklären, warum die Franzosen uns so ganz ungehindert über den Rhein gehen, und bis Kreuznach und Stromberg vorrücken ließen. Es war wohl blos Sorglosigkeit ihrer Anführer, und gar zu großes Zutrauen des Generals Neuwinger auf seine Schanze bey Kreuznach und auf die Postirungen bey Stromberg und Bingen. Bey Stromberg und Bingen kostete es den Preußen wenig Mühe, die Franzosen wegzujagen: ein panischer Schreck hatte sie einmal befallen.

Der Leutnant Govin vom Bataillon Schenk, jezt Wedel, den ich von Halle aus persönlich kannte, verlohr ohnweit Stromberg sein Leben. Er hätte sich durch die Flucht oder durch Ergebung an die Franzosen retten können, aber er wehrte sich, bis er der Uebermacht erlag. Selbst der Feind hat von diesem jungen Helden mit Achtung und Bewunderung gesprochen. Ich erzählte lange hernach die bewiesene Tapferkeit dieses Offiziers in Gegen-

wart eines französischen Hauptmanns in Lion, und der sagte: Une belle mort, vraiment! mais plus belle encore, s'il avoit peri pour une meilleure cause, oder: Wahrlich, das war ein schöner Tod; aber er würde schöner seyn, wenn der Offizier für eine bessere Sache gestorben wäre — gerade wie es von dem Tode des Catilina heißt: pulcherrima equidem morte, si pro patria occubuisset: Doch dieses ohne Vergleich! Catilina war ein Feind seines Vaterlandes; Govin ein getreuer Verfechter der Ehre seines Königs!

Bey Kreuznach an der Nahe oder Nohe wichen die Franzosen bald, so sehr sich auch Neuwinger bemühte, sie zum Stehen zu bringen. Er selbst wurde gar sehr und gefährlich mit Säbelhieben verwundet, und fiel so in unsre Hände. Unsre Husaren konnten dieses Generals Tapferkeit und unerschrocknen Muth nicht genug rühmen, meynten aber doch, wenn er ein Franzose gewesen wäre, so hätte er wohl so brav nicht gethan, aber ein Deutscher, das wäre eine andre Sache! Die guten Husaren lernten aber noch vor dem Ende der dießjährigen Kampagne auch die Franzosen kennen!

Neuwinger wurde nach Stromberg gebracht, und daselbst sogar wider seinen Willen verbunden und recht gut besorgt. Unser König, der jede Tugend schätzt, er finde sie an Freund oder Feind, be-

fahl, daß man den braven Neuwinger, das waren seine eignen Worte, eben so behandeln sollte, als wenn Er es wäre. — Cüstine hat diesen Mann hernach zu Paris angeschwärzt, und besonders den Verlust der Kreuznacher Schanze ihm zugeschoben; aber selbst der Konvent hat Neuwingern das Verdienst um ihr Vaterland eingeräumt.

Unser Regiment hatte den 28ten März in Stromberg Ruhetag. Stromberg ist eine alte, unansehnliche Stadt, worin man an hellem Tage den Hals brechen kann: so bergig, klippig und uneben ist alles. Das dabey stehende alte Schloß, woselbst sich die Franzosen postirt hatten, war ehedem der Siz des Fust von Stromberg, welchen mein Landsmann, der Hofgerichts-Rath Meyer, durch ein treffliches Schauspiel unsterblicher gemacht hat, als eine gewisse historische Sudeley den braven Hermann Riedesel je machen kann. Doch zum Schreiben dicker Bände gehört oft weit weniger Genie, als zu Einer Scene in einem guten Drama.

Während unsers Aufenthalts in Stromberg hätte ich meinen Bruder sprechen können, welcher nur eine halbe Stunde davon, zu Seyffersbach, Pfarrer ist. Aber wenn meine Leser wissen, was ich von meinem Verhältnisse gegen ihn im andern Bande dieses Werkchens gesagt habe, so können sie die Ursache leicht errathen, warum ich weder zu

ihm ging, noch ihm von meiner Nähe Nachricht geben ließ. Ich zweifle nicht, daß man mir dieses inoffiziöse Benehmen vergeben wird.

Die von einem panischen Schrecken ergriffnen Franzosen flüchteten sich von Kreuznach nach Alzey zu: bey Wendelsheim, eben dem Orte, wo ich gebohren bin, holten unsre Husaren sie ein, und jagten sie weiter. Es liegen dort herum viele Franzosen, aber auch mehr als ein Preuße begraben.

Ich übergehe alle Vorfälle, wodurch wir Meister des ganzen Rheinstroms in so kurzer Zeit geworden sind: sie sind hinlänglich beschrieben, und in allen Zeitungen so sehr ausposaunt worden, daß selbst Preußen, die dem ganzen Kazenjagen beygewohnt hatten, lächelten, wenn man Kleinigkeiten z. B. die Bagatelle bey Odernheim, den winzigen Anfall auf dem Rindertanz ohnweit Steinbockenheim, das Plackern bey Flonheim u. dgl. für große signalisirte Viktorien ausgab. Man muß aus dergleichen Dingen nicht viel Aufhebens machen, weil sie es nicht verdienen, indem sie nichts entscheiden, und doch immer Menschen kosten.

Die Franzosen zogen sich in aller Eile zurück, und warfen auch noch mitunter ihre Gewehre und anderes Geräthe weg. Sie waren schlecht ange-

führt, hatten keinen Plan*) und konnten auf alle Fälle — nichts verlieren. Blieb ihnen nur Maynz, oder konnten sie es dereinst entsetzen, so mußten die Preußen alle wieder über den Rhein, und die Franzosen waren wieder Meister des Stroms und des ganzen Landes.

Unser Regiment, welches zu keiner eigentlichen Attake gekommen war, ob es gleich, wie die andern alle, dem Feinde mitnachrennen mußte, kam den 30ten März nach Framersheim, wo wir über Nacht blieben. In diesem Orte ist mein Vetter Laukhard Pfarrer, eben der, welcher ehedem mit Doctor Bahrdt zu Heidesheim in Verbindung gestanden war. Ich war recht froh, diesen ehrlichen Mann, der sich immer als mein Freund bewiesen hatte, wieder zu umarmen. Er lebt recht glücklich mit einer schönen, ehrwürdigen und vernünftigen Frau, welche den Beyfall aller unsrer Compagnie-Offiziere, besonders meines Hauptmanns, des Hn. von Mandelsloh, in allen Ehren erhalten hat. Sie strafte mich im Scherze, daß ich in meinen Beyträgen zu D. Bahrdts Lebensbeschreibung ihren Vater, den Superintendenten von Dürkheim,

---

*) Die Beweise davon findet man in Dümouriez's Leben, und dann noch viel anderes zum Aufschluß über das Misglück der Franzosen in ihrem ersten Feldzuge am Rhein.

Bahrts Vorfahr, Lucerner genannt hätte, da doch sein Name Luerne gewesen wäre. Als ich ihr aber sagte, daran sey nicht ich, sondern der Korrektor Schuld, so gab sie sich zufrieden. Sie bewirthete meinen Hauptmann, dessen Compagnie-Offiziere und mich sehr vornehm und köstlich.

In Framersheim hatte ich ehedem mehrmals gepredigt, und da ich firweg perorirte, was ich in einem alten oder neuen Kanzeltröster auswendig gelernt hatte, dabey auch stattlich auf die Kanzel schlug, und nicht aus dem Buche ablas, so hatte ich mich bey den Leuten dort in nicht üblen Credit gesezt. Als sie nun hörten, daß ich bey den Preußen sey, und in ihrem Orte Quartier habe, kamen sie haufenweise zu mir, begaften mich, und wunderten sich höchlich: „daß ein so grausam, so abscheulich und entsetzlich gelehrter Mensch könnte Soldat seyn!“ Ein alt Mütterchen drückte mir herzlich die Hand, und sagte: „ach lieber Herre, was hat er mei'm Hans Kaschper ä erschrecklich hübsch Leichpredig gehall! Eich dank ehm noch tausendmol devor.“ Ich bin auch bey diesen guten Leuten recht vergnügt gewesen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Was vor der Belagerung von Maynz herging.

Der König hatte zu Alsheim am Alt-Rhein, ohnweit Gundersblum, sein Quartier genommen, nachdem sich der französische General Houchard endlich auch von Alzey wegretirirt hatte: denn nun hielt man sich vor den Franzosen ganz sicher. Allein es stand noch ein Haufen bey Oppenheim, welcher zu Cüstines Armee gehörte, und in der Nacht vom 30 zum 31sten März durchbrechen und eine Anzahl von Kostbarkeiten aus Maynz nach Landau bringen wollte. Als sie vollends erfuhren, daß der König von Preußen sein nur schwach beseztes Hauptquartier in Alsheim habe, so wurden sie voll Muth, und beschlossen, dasselbe anzugreifen, und den König gefangen zu nehmen. Diese Absicht hätten sie auch erreichen können, wenn nicht Merlin, der Repräsentant, dem General Blou das Kommando genommen hätte. Dadurch nämlich entstand Zwist unter den Nationalgarden und Linientruppen, wie die französischen Truppen damals

und noch lange hernach hießen; und dieser Zwist verdarb den ganzen Plan. So stark die Franzosen anfänglich auch marschiert waren, so laß wurden sie jezt und ließen sich auch noch zu einer Kanonade gegen eine in aller Eile bey Hangen = Wohlheim aufgeworfnen Batterie verleiten, und drangen nicht vor. Sie hatten aber auch nicht Raum, sich auszudehnen, und wichen sehr bald nach Maynz zurück, ob sie gleich 8000 Mann stark gewesen seyn sollen, da gewiß noch keine 2000 Preußen, alles mitgerechnet, gegen sie da waren.

Bey diesem gefährlichen Anfall bewies sich unser König, wie sich ein König beweisen muß, der Soldaten im Kriege anführt. Bey der Nachricht, daß er überfallen sey, erblaßte er zwar etwas, und sagte: Hm, hm, das ist doch des Teufels! Aber sogleich gab er Befehle zur Vertheidigung, und zwar so treffend, und anwendbar, daß seine Anstalten den erwünschten Erfolg haben mußten. Das Regiment Wolfrath, oder die braunen Husaren haben sich bey dieser Gelegenheit besonders gut ausgezeichnet: Die Franzosen aber haben auch nicht viel Verlust gehabt.

Wir lagen indessen in guter Ruhe in den Dörfern, und erfuhren erst den andern Tag, in welcher Gefahr unser König gewesen war. „Gott, was wäre das ein Unglück gewesen, sagte ein Offizier

ganz laut, wenn der König wäre gefangen worden!" Ein alter Major erwiederte hierauf: „Wer weiß auch, Herr Leutnant, obs ein großes Unglück gewesen wäre! Wäre der König gefangen und nach Landau gebracht worden, so hätte der Krieg in kurzem ein Ende. Wer weiß, ob die Fortdauer desselben nicht noch tausend Elend über Deutschland und über die ganze Welt bringt!" Der gute Mann hatte nicht übel gesprochen.

Den 31ten bezogen wir Kantonnirungsquartiere, und unser Regiment kam in Oppenheim zu liegen. Oben auf dem Berge wurden von drey Regimentern die Zelter aufgeschlagen, aber nicht belegt: nur eine Wache blieb bey diesem Scheinlager.

Man denkt leicht, daß ich sehr zufrieden war, nach Oppenheim zu kommen, wo ich mehrere Bekannte, und Freunde hatte, besonders den Herrn Pfarrer Braun, den ich ehedem in Halle unter meine ganz speciellen Freunde zählen konnte. Der brave Mann kam unserm Regimente, blos um mich zu sprechen, bis beynahe Gundersblum entgegen, und bat mich aufs dringendste, gleich bey meinem Eintritt in seinen Wohnort ihn zu besuchen. Das konnte ich erst den andern Tag, aber das war denn auch ein Festtag für mich, wie ich dort deren mehrere gehabt habe! Durch Pfarrer Braun lernte ich auch den Herrn Inspektor Abbeg von Lam-

pertsheim kennen. Wenn mehrere Männer, wie diese beyde, in der Pfalz wären, ich söhnte mich, wie ich glaube, mit der reformirten Geistlichkeit dort am Rhein ganz wieder aus. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, daß Pastor Braun das Betragen der Franzosen — Doch wir sind und bleiben deswegen doch Freunde.

Weil ich so nahe an meinem Geburtsorte war, wollte ich einmal dahin gehen und meine gute Mutter besuchen. Es war zwar aufs schärfste verboten, jemand aus den Kantonnirungsquartieren heraus zu lassen weiter als eine halbe Stunde: allein mein Hauptmann wirkte mir die Erlaubniß, meine Mutter zu besuchen, bey dem General Wolffframsdorf aus, und ich lief noch in der Nacht, so daß ich gegen zwey Uhr in Wendelsheim ankam. Ich hatte den Schulmeister Forcher herausgepocht, um von diesem zu erfahren, wo meine Mutter wohl wohnte. Diese ehrliche Haut und mein ehemaliger Kumpan bey meinen Jugendstreichen war herzlich froh, daß er mich wieder sah, und begleitete mich zu meiner Mutter. Die gute Alte konnte anfänglich vor Thränen nicht reden, als sie aber der Sprache wieder mächtig ward, bewies sie mir ihre Freude über meinen Besuch durch tausend Manieren. Auch meine alte Tante lebte noch. Man erstickte mich beynahe mit Fragen; und wenn ich alles

hätte erzählen und erklären sollen, was man wissen wollte, ich glaube, ich hätte 14 Tage bleiben müssen.

Meine Mutter hatte meine Lebensgeschichte gelesen, und da war ihr denn besonders aufgefallen, daß ich da so öffentlich hingeschrieben hätte, daß mein Vater nach seinem Tode spuken ginge. Ich machte ihr begreiflich, daß die Schande dieses Mährchens gar nicht auf den braven Vater fiele; denn dieser ginge eben so wenig spuken, als Samuel, Lazarus, der Jüngling zu Nain, oder selbst Christus der Herr jemals nach ihrem Tode gespukt hätten: kein vernünftiger glaube an Gespenster: die Schande falle vielmehr auf den Pfarrer Schönfeld zu Wendelsheim, welcher aus Feindschaft gegen seinen würdigen Vorfahr und aus Dummheit solche närrische Spukerey ausgebrütet hätte. Hiermit schien die gute Frau sich zu beruhigen. Bey dieser Gelegenheit erkundigte ich mich auch nach unsern alten Dorfgespenstern, und hörte zu meiner großen Erbauung, daß der Schlappohr, der alte Schulz Hahn, das Muhkalb, der feurige Mann, der Sanktornus und alle andre Gespenster ihr Unwesen noch immer so gut trieben, als vorzeiten; ja, bey der Invasion der Franzosen sollte der Schlappohr sogar am hellen Tage sicht-

bar gewesen seyn. So finster ist's noch in der Pfalz, selbst unter Protestanten!

Meines Vaters Bibliothek, und alle seine Briefschaften hatte mein Bruder sich zugeeignet, doch hatte er meiner Mutter versprechen müssen, im Fall ich dereinst das eine oder das andere davon haben wollte, er mir es verabfolgen lassen würde. Uebrigens habe ich mich sehr gefreut, daß ich meine Alte in gutem Wohlstande und ohne alle Sorgen der Nahrung antraf. Gebe der Himmel, daß es ihr gut gehen mag, bis an ihr Ende!

Meinen ehrlichen Stuber zu Flonheim habe ich auf dem Rückwege besucht, und von seinen Töchtern, besonders von Mamsel Dortchen, gewaltige Vorwürfe hören müssen, weil ich einmal geschrieben hatte, daß das Pfälzer Frauenzimmer dem Weinsaufen stracks ergeben sey.

Meine alte, damals schon 87jährige Tante begleitete mich wohl eine gute halbe Stunde, und weinte bittere Thränen, als sie mich verließ: sie hat mich hernach in Alzey nochmals besucht. Ich vergebe herzlich gern der guten Tante, daß sie mich so schlecht erzogen hat: ihre Affenliebe gegen mich hat sie dazu verleitet.

Mein Vater hatte ehedem dem Grafen Emmerich von Leiningen-Gundersblum 800 Gulden Rheinisch gelichen. Der Graf hatte sich

hernach erschossen, und sein Herr Nachfolger, Graf Friedrich, wurde auf Betrieb seines Vetters, des Herrn Grafen, hernach Fürsten von Leiningen=Dachsburg, der Regierung unfähig erklärt, und als ein Wahnsinniger eingesperrt. Unter den Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, war besonders, daß er die heil. Jungfrau, im Wilden Mann zu Oppenheim, eine Hure genannt, und vom Kaiser verächtlich gesprochen hätte. Die wahre Ursache der Regierungsunfähigerklärung aber war, daß Graf Friedrich eine Rheingräfin von Grumbach heurathen wollte, und der Herr Graf von Leiningen=Dachsburg dann Nachkommen und Verlust der Erbschaft befürchtete. Daher wuste er die Sache so einzuleiten, besonders durch Vorsprache seines Freundes, des Kurfürsten von der Pfalz, daß der Graf eingesteckt wurde, und bald darauf, Gott weiß, an welcher Krankheit, oder an welchem Tränkchen im Gefängniß starb.

Mein Vater wendete sich schon damals an den neuen Regenten von Gundersblum, welcher als Erbe die Schulden des Grafen Emmerich hätte zahlen müssen: aber er erhielt kein Geld, weil Rühl, eben der Rühl, welcher die h. Salbungs=Flasche für die Könige von Frankreich zu Rheims 1794 zerbrochen und sich 1795 zu Paris erschossen hat, ihm bedeutete, daß die beyden Grafschaften,

Gundersblum und Heidesheim, noch im Proceß lägen, und sein Herr eher nichts bezahlen könnte, bis er im rechtlichen Besitz derselben seyn würde. Endlich verlohr der Fürst — denn er hatte sich befürsten lassen — seinen Rechtshandel gegen die sogenannten Linanges d'Italie, welche nun Herren zu Gundersblum und Heidesheim wurden. Mein Vater foderte jezt von diesen sein Geld, und da ers nicht erhielt, verklagte er sie zu Wetzlar: aber in Wetzlar bleiben alle Processe hängen, wie bekannt ist. Meine Mutter sezte den Proceß, der ihr viel kostete, freilich fort, sie gewann aber nichts, das heißt, sie konnte die mandata sine clausula oder die Befehle ohne Kraft, nicht wirksam machen. Daher wendete sie sich nun durch mich an die Preußen und würde auch ohnfehlbar ihr Geld, welches sich nun seit 1760 mit den Interessen auf eine ziemliche Summe beläuft, erhalten haben, wenn die Preußen jenseits des Rheins alles hätten ruhig machen können. Aber so war auch auf diesem Wege für sie keine Hülfe.

Indessen ist das Geld doch noch nicht verloren: denn bleiben die Gegenden jenseits des Rheins in den Händen der braven Franzosen, wie es immer wahrscheinlicher wird, so müssen, nach dem Gesetz der Republik, alle Schulden der cy-devant-Herren richtig bezahlt werden, weil sie keine Güter

durchaus nicht eher publiciren lassen, als bis alle darauf haftende Schulden bezahlt sind.

Eine wahre Freude machte mir auch Hr. Simon, Pfarrer zu Dahlheim bey Oppenheim, durch seinen Besuch mit seiner schönen braven Schwester. Dieser ist noch einer von den wenigen soliden Männern in der Pfalz, welche das Herz haben, anders zu denken, als es in der Augspurgischen Konfession, oder im Katechismus steht. Ehedem war Simon einer meiner vertrautesten Freunde, und wuste um alle meine Historien, ohne sie jemals zu meinem Nachtheile zu benutzen. Ich habe ihn auch in Dahlheim besucht, und recht selige Stunden bey ihm zugebracht.

Eines Tages saß ich in einem Hause der Apotheke gegen über, als ein Mensch, den ich nach seinem Anzuge für einen Pfaffen hielt, heraus kam. Zwey gutgekleidete Männer standen auf der Gasse, und einer davon fing an: „Seht doch da, wer ist das?

B. Ei, kennen Sie den nicht!

A. Nein: mein Seel', ich kenn' ihn nicht.

B. Sonderbar! Der ist ja doch weit und breit bekannt genug: Das ist ja der Magister Weitmaul von Udenheim!

A. Ist das der Magister Weitmaul, von dem Laukhard so viel schreibt?

B. Freilich: aber Laukhard hätte von dem Generalwindsack noch mehr sagen sollen: der Kerl hätt' es verdient. Es ist doch ein Generalwindbeutel und des heiligen römischen Reichs Obermährchenträger. — Die Herren gingen weiter, und unterhielten sich wahrscheinlich noch von den Windbeuteleien des Magisters Weitmaul.

Wenn meine Leser sich aus dem ersten Theile dieses Werkchens noch erinnern, daß Wagner, Pfarrer zu Udenheim, ohnweit Maynz, sonst Magister Weitmaul im ganzen Lande zubenahmt, mein Hauptantagonist ehedem war, so können sie leicht denken, daß dieser kurze Dialog mich nicht wenig ergözt habe. — In der Pfalz hat von meiner ganzen Geschichte nichts mehr gefallen, als das, was sich von und über Magister Weitmaul darin befindet. So war er: und so sind einmal die — Pfälzer! —

Dreissigstes Kapitel.

Klubbisten-Jagd jenseit des Rheins.

Das Wort Klubbist, so fern ich es brauche, hat eine zweyfache Bedeutung. Ich merke dieses an, wegen der künftigen Vollständigkeit des deutschen Wörterbuchs. Einmal im engern Verstande bedeutet es ein Mitglied irgend eines Klubbs d. i. einer zur Verbreitung der französischen Grundsätze von Freyheit und Gleichheit errichteten Volksgesellschaft. Im weitern Sinne bezeichnet es jeden, der dem neufränkischen Systeme hold ist, oder ein Vertheidiger irgend eines Menschenrechts. Im lezten Sinne hat also das Wort Klubbist mit den Wörtern Demokrat, Jacobiner, und andern ähnlichen, beynahe gleiche Bedeutung.

Wir lernten dieses Wort, das in England jedes Mitglied einer geschloßnen Gesellschaft ebenfalls anzeigt, erst am Rheine kennen, nachdem wir vom Maynzer Klubb nähere Nachricht einzogen. Wie verhaßt die Klubbisten bey den Preußen größtentheils gewesen sind, läßt sich leicht denken.

Ich bin überzeugt, es würde unserm guten Könige niemals eingefallen seyn, Jagd auf Klubbisten zu machen, wenn nicht übelgesinnte, herrschsüchtige, Rachekochende, hämische Menschen, deren es dort über dem Rhein nur gar zu viele giebt, auf eine recht teuflische Art ihre Mitbürger und Landsleute denunziirt hätten.

Man weiß, daß gleich nach Cüstine's Ankunft in Maynz die ganze dortige Gegend — Kurpfalz ausgenommen — durch den Repräsentant Merlin und seine Anhänger, besonders durch Georg Forster, zur Theilnahme an einer neuen Verfassung entweder beredet oder gezwungen wurde. Man mußte, man mogte wollen oder nicht, zur Freyheitsfahne schwören, Freyheitsbäume errichten, und sich bis dahin dem neuen Systeme gemäß organisiren. Ich verabscheue diese präcipitirte Organisation so sehr, als der ärgste Aristokrat, und weiß, daß eben diese viel Unglück über jene Länder gebracht hat, und daß besonders Georg Forsters hitzige Afterpolitik vorzüglich Schuld am Verderben so Vieler gewesen ist. Dieser sonderbare und überreife Mann schien ordentlich zur Geisel der Maynzer und überhaupt der Rheinländer gebohren zu seyn. Es gab unter den Klubbisten in Maynz wirklich große Männer, aber auch rasende! Die Vornehmen der leztern waren Ge-

org Forster, Wilhelm Böhmer, Pape und noch einige, welche durch ihre Freyheitswuth alles unter und über kehrten, und dem ganzen Lande großes Elend zuzogen. Doch das alles gehört nicht hieher, und darum sey es verschoben.

Man hatte dem Könige den Wisch eines Maynzer Klubbisten gezeigt, mit der Ueberschrift: An Friedrich Wilhelm Hohenzollern. — Der gütige Monarch lachte darüber, und legte das unsinnige, kindische Geschwätz ruhig auf den Tisch. Aber nachher hat man dem Könige stärker zugesezt, und auf alle Weise gesucht, ihn wider die Klubbisten aufzubringen. Von allen Seiten her kamen Libelle und Denunziationen, welche entweder an den König selbst, oder an unsre Generale gerichtet waren. Die Herren Grafen, Fürsten, Edelleute, Dompfaffen u. dgl. in der dortigen weiten Gegend ermangelten nicht, seiner Majestät vorzustellen, wie die infamen Kerls, die Klubbisten, die Rechte der Fürsten zernichtet und allerhand demokratischen Unfug getrieben hätten. Sie foderten daher im Namen aller deutschen Fürsten den König auf, die beleidigte Hoheit zu rächen. Der König, umgeben von rechtschaffnen, einsichtigen Männern, versicherte Anfangs, daß er sich mit dergleichen Untersuchungen nicht befassen könnte. Aber die Herren verlangten ja auch keine gesetzliche Untersu-

chung, sondern faktische militärische Proceduren!

Sie steckten sich daher, nebst ihrem aristokratischen Anhange, hinter die preußischen Offiziere, ja, sogar hinter Unteroffiziere und Soldaten, und ließen die Demokraten oder die Klubbisten (denn das war ihnen alles eins) gegen alle Form Rechtens, nach welcher auch der ärgste Bösewicht erst gehört, und dann nach den Gesetzen gerichtet werden muß, militärisch ängstigen und verfolgen. Wie barbarisch man hiebey verfahren sey, mögen einige Beyspiele von der ersten Jagd auf die armen Klubbisten in der Pfalz lehren.

Der Löwenwirth in Wendelsheim, Namens Brandenburger, wurde wegen seines Reichthums und Ansehens damals zum Maire erwählt, als Georg Forster und seine Kommissarien dort herum Freyheitsbäume errichten ließen. Brandenburger beredete sich nun mit dem damaligen Schulzen Hahn, und versprach, so viel es möglich seyn würde, für das Interesse des Grafen zu sorgen, weil man doch nicht wisse, was aus der Sache werden würde. Das war nicht sehr jakobinisch. Als aber am Charfreytage, den 29sten März, die braunen Husaren dort ankamen, denunziirten einige Bauren, welche den Brandenburger schon lange haßten, bey dem Husaren-Leut-

nant: der Leutnant aber, welcher mehr zu thun haben mogte, befahl den Bauren, sich zum Teufel zu scheeren. Er ritt darauf nach Erbesbudesheim, und ließ einen Wachtmeister mit ohngefähr zwölf Mann im Dorfe, um zu patrouilliren. Die Schlingel von Bauren wendeten sich nun an den Wachtmeister und dieser — man denke doch! — erklärte das Haus des Brandenburgers für plünderungsfähig, und nahm ihn selbst in Verhaft. Man fing wirklich an zu plündern, aber nicht sowohl die Husaren, als vielmehr die Bauren, bis endlich ein redlicher Husar, der gerechter und menschlicher dachte, als sein Herr Schlingel von Wachtmeister, seinen Säbel zog, und bey hundert tausend Schock Teufel versicherte, daß er dem ersten, besten den Kopf spalten würde, der noch einen Fuß zum Plündern ins Haus setzen würde. Wer war froher, als die Frau des Brandenburgers: — sie hat mir das alles selbst erzählt. — Sie drückte und küßte den ehrwürdigen Husaren, und bath ihn, ihren Mann doch zu befreyen, der schon nach Budesheim NB! von Bauren abgeführt war. Der Husar besann sich kurz, und bath den Wachtmeister, ihn nach Budesheim zu schicken, wohin eben doch eine Ordonanz reiten müßte. Ungern, aber doch willigte der Wachtmeister ein, weil ihn seine Uebereilung schon reuete, und der Husar versprach, reinen

Mund zu halten. Dieser ritt flugs dahin. Kurz darauf kamen noch andere Husaren ins Dorf, und plünderten den Keller des Brandenburgers noch mehr. Freilich konnten sie allein nicht viel Wein trinken, aber die Bauren halfen ihnen, und was nicht gesoffen wurde, trugen diese nach Hause, so daß Brandenburger an seinem Weinlager wenigstens 200 Thaler Schaden gelitten hat. Man lese weiter, und erstaune!

Brandenburger wurde nach Budesheim, eine halbe Stunde von Wendelsheim gebracht, und da als ein Erzjakobiner in die Hände eines preußischen Husarenoffiziers abgeliefert. Er war fast halb todt von den vielen Schlägen und Stößen, die ihm die Bauren unterwegs gegeben hatten: denn diese glaubten gewiß, daß er wenigstens gehenkt werden müßte. Er beschwerte sich bey dem Offizier, welcher ihm mit zorniger Stimme antwortete: Halt's Maul, verfluchter Patriot, oder ich lasse dich gleich aufknüpfen! Weißt du Spizbube, daß ich dich kann in Stücken zerhauen lassen, wenn ich will?

Brandenburger schwieg.

Offizier: Rede, Hinzfott! Glaubst du, Kanaille, daß ich dich kann hängen lassen, wenn ich will?

Brandenburger: Herr Offizier, ich bin unschuldig. Lassen sie mich zum König führen, — lassen Sie meine Sache untersuchen! Ich weiß, daß ich für unschuldig erklärt werden muß! Ich habe nichts gethan, das einer solchen barbarischen Behandlung würdig wäre.

Offizier: Der Kerl räsonnirt noch! Den soll ja das heilige Wetter erschlagen! Allons Unteroffiziere, Stöcker los!

Die Unteroffiziere gehorchten, und fiengen an loszuschlagen, als gerade der ehrliche Husar, und der katholische Pfarrer des Ortes, Herr Hoffmann, *) nebst dem erwähnten Schulzen Hahn hereintraten. Der Pfarrer, durch die barbarische Prügeley aufgebracht, trat mit entschloßnem Muthe den Offizier an, und sagte zu ihm: „Aber Herr Leutnant, was machen Sie da? Können Sie es verantworten, daß Sie einen unschuldigen Mann zerprügeln lassen?

Offizier: Wer ist der Herr?

Hoffmann: Ich bin der katholische Geistliche von hier. Ich habe heute verschiedene preußische hohe Offiziere bey mir zu Hause gehabt —

*) O könnt' ich diesem Biedermanne eine Ehrensäule errichten! Ich habe seiner im ersten Theile, als eines Feindes des Aberglaubens, gedacht: hier sehen wir ihn als edlen Menschenretter!

das wären Männer von Empfindung und Menschenliebe.

Offizier: Herr, was will Er aber hier?

Hoffmann: Einen Unschuldigen retten, welcher —

Offizier: (erboßt) Himmel tausend Sakerment: ist der Spizbub' da nicht ein Klubbist, ein Patriot, ein verfluchter, verdammter, ein — ein —? (spukt aus.)

Hoffmann: Herr Schulz, reden Sie! Welches Zeugniß geben Sie dem Brandenburger?

Schulz Hahn: Herr Leutnant, ich bezeuge vor Gott, daß Brandenburger unschuldig ist: man hat ihn mit Gewalt zum Maire gemacht, und als Maire hat er nichs gethan, was dem Interesse unsers Rheingrafen zuwider wäre: mit einem Wort, ich und er waren einverstanden, bis die Sache auf einen oder andern Weg gehen würde.

Offizier: (beschämt) Unteroffiziers, geht nur!

Hoffmann: Sehen Sie, Herr Leutnant, wie Sie Sich übereilten! Wenn das der König, oder nur ihr General wüßte! Sie, als Kriegsmann, sollten bloß im Fall der Noth die exekutive Gewalt unterstützen helfen, und handeln gegen die konstitutive Gerechtigkeit! Brandenburger ist kein Untergebner von Ihnen, und doch behandeln Sie ihn

militärisch erekutivisch! Brandenburger ist unschuldig, und doch bestrafen Sie ihn ohne Verhör und Vertheidigung! Heißt das nicht die aristokratische oder monarchische Anarchie mit der demokratischen vertauschen wollen? Das ist der Wille ihres Monarchen gewiß nicht. Ihr Monarch ist gütig und gerecht: Sie aber, als der Diener seiner Macht, zeigen ihn als einen gekrönten Würg-Engel, der Gewalt vor Recht ergangen wissen wolle. Als Mann von Delikatesse für die Ehre ihres Monarchen, sollten Sie vorsichtiger und gerechter verfahren, zumal in so politisch-kritischen Tagen, wo die Diener der Monarchen die Klugheit haben sollten, die an ihnen gerügten Fehler eher zu vermeiden als sie zu wiederholen. Was würde Ihr König sagen, was über Sie verfügen, wenn die ganze Dorfschaft ihn mit einer Klage gegen Sie anginge und auf Genugthuung bestände? Doch es mag darum seyn: wir wollen nicht klagen; aber wir wünschen zu wissen: Ist Brandenburger jezt frey?

Offizier: (unwillig immer auf- und abgehend) Er kann in's Dreyteufels Namen sich an den Galgen scheeren!

Hoffmann: Kommt Kinder! (zum Husaren) Komm alter braver Schnurrbart! Komm, trink ein Glaß Wein mit mir! Du bist ehrwürdiger, mehr Mensch, als mancher General und Erzbischof!

Man muß wissen, daß der ehrliche Hahn, sobald er erfahren hatte, daß Brandenburger nach Budesheim in Verhaft gebracht sey, dahin lief, und, weil er sich nicht traute, den Offizier allein anzugehen, den Pfarrer Hoffmann bath, sich des armen Unschuldigen anzunehmen. Dieser rechtschaffne Mann war auch sofort dazu erbötig. Unterwegs begegnete ihnen der alte Husar, welcher ihnen erzählte, was in Wendelsheim vorgefallen war.

Brandenburger kam zu Hause, und fand seinen Keller — ausgeleert. Er überreichte nachher eine Bittschrift dem Grafen von Kalkreuth, worin er sich über die barbarische Art beschwerte, womit man ihn und sein Haus behandelt hatte. Der Adjutant des Grafen gab ihm aber die tröstende Antwort: „Es ist Krieg!“

In Flonheim wurde Diel, ebenfalls ein begüterter Gastwirth, als Klubbist angegeben, von den Preußen geprügelt, beraubt, und seine hübsche Frau — auf die schändlichste Art misbraucht.

In Wöllstein, einem schönen großen Flecken, war die Untersuchung gegen die Klubbisten noch schärfer. Dieser Flecken gehört theils dem Kurfürsten von Maynz, theils dem Fürsten von Nassau-Saarbrücken. Viele von den Bürgern hatten, theils aus Unwissenheit, theils verleitet, theils, um größern Uebeln zu entgehen, an der Klubbisterey Theil

genommen, wurden nun angegeben, und von den Aristokraten und Preußen aufs schröcklichste mishandelt. Einer wurde auf der Stelle mit Stockschlägen ermordet, und drey andere sturben einige Tage nach der Huronischen Behandlung.

Aehnliche Auftritte gab es in der Rheingrafschaft, im Weilburgischen, Speyrischen u. s. w.

Die winzigen Monarchen in der Pfalz — den einzigen Fürsten von Nassau-Weilburg ausgenommen — die Fürsten von Leiningen, von Usingen, der Bischof von Speier, die Beamten des Kurfürsten von Maynz, die Rheingrafen zu Grehweiler und Grumbach, und noch viele solcher Sultane jenseits des Rheins machten nun, unter dem Schutz der Preußen, Jagd auf Klubbisten, verfolgten und drängten sie bis aufs Blut. Nur noch einige Beyspiele von den vielen, welche zu beschreiben wären — bis zum Entsetzen.

Mein Freund, der redliche Pfarrer Leopold von Ungstein bey Dürkheim an der Haard, ein Mann, dessen heller Kopf schon daraus abzunehmen ist, daß er, als lutherischer Pfarrer, das Herz gehabt hat, sein Mädchen zu heurathen, ob es gleich katholisch war, hatte bey dem Einfall des Cüstine in Deutschland, und der darauf erfolgten Revolution in der Pfalz, verschiedne Grundsätze geäußert, welche Göchhausen und Compagnie

für Jakobinismus oder Illuminaterey ausgeben. Er hatte seinen Bauren selbst auf der Kanzel gerathen, sich in die Zeit aus Klugheit zu schicken, und das sogenannte serment démocratique zu leisten, um schon einen Fremden nicht mit Gewalt, zu ihrem größern Nachtheil, zum Maire zu bekommen, oder sich feindseligen Handlungen nicht länger auszusetzen, oder gar von Haus und Hof vertrieben zu werden, u. dgl. So lange Cüstine jene Gegenden behauptete, ging es gut, und Leopold hatte keine Anfechtung; aber kaum waren die Preußen da, so foderte der Großinquisitor des Fürstenthums Leiningen, Hr. Klevesahl, Superintendent zu Dürkheim, ehemals zu meiner Zeit Professor der Philosophie in Gießen, wo ihm die Studenten, wegen seiner großen Armseligkeit, den Beynamen Bararraphus gaben, der Nachfolger des Doctors Bahrdt, der aber gerade so neben Bahrdten unter den Superintendenten zu Dürkheim paradirt, wie ein Schirach neben Possel oder ein Brumbey neben Schulz, ehedem in Gielsdorf. — Klevesahl, ein grober, aufgeblasener, unwissender und katechismusmäßiger Pfaffe, von welchem ich noch einiges auftischen werde, denn ich selbst habe das pecus campi in seinem Hause gesehen — also Meister Klevesahl, der Großinquisitor, foderte, daß nun der Jakobinismus des

Pfarrers Leopold sollte untersucht werden. Leopold aus Furcht, verkannt und eingesteckt zu werden — denn der sanftmüthige Großinquisitor Klevesahl hatte hierauf angetragen — flüchtete nach Landau zu dem damaligen Kommendanten Gillot, welcher ihn aufnahm, und mit Pässen nach Strasburg versah. Ehe er aber dorthin abging, erhielt er von seiner guten Frau ein Schreiben, daß sie mit dem Fürsten geredet, und dieser ihr versprochen habe, ihren Mann wenigstens nicht einzustecken. Leopold kam nun zurück, wurde aber suspendirt, und sein Proceß gieng an. Er mußte Kaution stellen. Der Pfarrer Braun von Dürkheim erhielt den Auftrag, die geistlichen Verrichtungen in Ungstein ad interim zu übernehmen. Leopold wendete sich an den Herzog von Braunschweig, und dieser menschenfreundliche Fürst brachte es endlich dahin, daß man ihn wieder einsezte. Der Proceß hat ihm aber mehrere tausend Gulden gekostet!

Pfarrer Chelius von Ilbesheim war auch mit unter denen, welche sich zum Systeme der Neufranken gleich anfangs bekannt hatten. Er war selbst ein Vertrauter des Generals Wimpfen und Georg Forsters. Bey der Ankunft der Preußen packte er auf, und gieng nach Landau und von da nach Strasburg, wo er die Stelle eines

Kriegskommissärs übernahm. Sein Haus wurde geplündert und seine Frau, ein junges hübsches Weib, aufs ärgste mishandelt. Kaum ließ man ihr so viel, daß sie sich decken und nach Alzey flüchten konnte. Hier nahm sich Herr Walther, der Alzeyer reformirte Pfarrer, ihrer an, ließ sie bey sich wohnen und pflegte ihrer wie Bruder. Wahrscheinlich ist sie nach der schimpflichen Retirade der Deutschen aus jenen Gegenden, wieder zu ihrem Mann gekommen, und wahrscheinlich haben die Franzosen sich gegen meinen Freund, den rechtschaffnen Walther, gut benommen wegen der Sorge für die Frau eines Mannes, der sein Glück ihrem Systeme opferte.

Pfarrer Heres von Bechtheim, ein Vertrauter Bahrdts, und der dortige Amtmann Sussemiehl, einer von den wenigen Juristen in der Pfalz, die das Hirn nicht erfroren haben, waren auch unter den Klubbisten: Sussemiehl hatte sogar die Lieferung für Cüstine übernommen. Sie giengen beyde nach Frankreich, nahmen aber ihre Weiber mit. Was sie hinterlassen mußten, fiel den Plünderern in die Hände.

Wer den Hirten hat, hat die Heerde, dieß ist die Maxime, deren Befolgung das Befremden mindert: warum auf dem Lande am Rhein gerade die ansehnlichsten Klubbisten Pfarrer waren, oder

Amtleute und Wirthe. Daß aber protestantische Pfarrer, und überhaupt Protestanten, wie oben berührt ist, am ersten und meisten demokratisirten, lag theils an dem tiefen Gefühl, wie despotisch man sie immer und überall behandelte, und dann an der größern Gewandtheit und Klugheit, sich in Zeit, Ort und Personen zu schicken, welche Gewandtheit man um so mehr lernet, jemehr man geneckt; und je ärger einem das Auskommen erschwert wird. Alle Graßfressende Thiere, wie Gänse, Schafe und Kühe, sind dumm und träge; aber der Fuchs ist schlau, weil er wacker raffiniren muß, um sein Federvieh ergiebig zu haschen. Wer von Crösus Schätzen reichlich hat, dessen Einsicht und Gewandtheit steht der Einsicht und der Gewandtheit der aus Noth, wegen der übrigen christlichversperrten Nahrungswege, herumschachernden Israeliten gemeinhin nach. Freilich, was gar keine Anlage hat, bleibt meist, was es ist; und daher schreibt sich das einzige Verdienst des Vegetirens bey so vielen armseligen protestantischen Pfarrern in der Pfalz auf ihren noch armseligern Pfarren, die nur einem Taugenichts oder Dummkopf schmecken können.

Die weitern Gründe, warum auch manch sonst heller, braver Rheinländer demokratisirt hat, enthält ein Stück von dem Gespräche, welches ich

mit Hn. Köster, Pfarrer zu Niedersaulheim, einem Vetter von mir, dessen ich im I. Th. gedacht habe, führte, als er mich während der Blokade von Mayntz besuchte. Was bewog sie denn, fragte ich ihn, den Neufränkischen Grundsätzen beyzutreten?

Köster: Nicht ihr Glanz, auch nicht ihre Neuheit, eben so wenig ihre Kühnheit und Größe: aber, wenn es unsern Fürsten erlaubt war, sich durch die Flucht zu retten: warum sollte es uns nicht erlaubt seyn, uns durch Klugheit zu retten? Und blos Klugheit war es, daß ich und tausend Andere uns lieber fügten, als uns unnützer Weises necken, oder gar ohne Sack und Pack fortjagen ließen. Freilich, wenn wir, wie unsre Herren, Geld und Credit genug gehabt hätten, um nach ergriffner Flucht unser Brod und unsere Bequemlichkeit überall zu finden; und wären uns, wie ihnen, Land und Leute zu Gebot gestanden, um unsere Wohnungen und unsern gewöhnten Wohlstand aus ihrem Beutel und Ertrag dereinst wieder herzustellen: o dann wäre es für die Meisten Thorheit gewesen, sich durch Flucht nicht eben so zu retten, wie sie. Aber hier, lieber Vetter, lag der Knoten, und Schande wars für die Klubbisten-Profose, daß sie auf diesen Knoten so wenig Rücksicht nahmen! Retten mußten wir uns einmal selbst,

so gut es gieng: denn unsere Herren liessen uns im Stich, und hatten an unsern Schutz vorher beynahe gar nicht gedacht, so daß es einem mäßigen Haufen Franzosen eine Kleinigkeit war, eine Hauptreichsfestung, die Festung Maynz, nebst der angränzenden Gegend, ohne vielen Widerstand in Besitz zu nehmen. Wir waren wie eine res derelicta, und die ist, wie die Juristen sagen, primo occupantis. Die Franzosen, als feindliche Eroberer, maßten sich, zum Ersatz für die Invasion in ihr Gebieth, des Heldenrechts an, hoben die Herren-Verfassung auf, und führten eine neue, nach ihrer in Frankreich, ein: und nun hatten wir nur die Alternative: entweder als durch Eroberung in Besitz genommenes Volk uns unter der Gewalt und den Verfügungen der neuen Besitzer zu fügen *),

*) Hierin hatte mein Vetter, nach dem, was so geschieht, wohl nicht Unrecht; und ein Westpreuße kann den Beweis dafür a posteriori, der Zeit nach, wegen einer Parallele von der Fügung der Unterthanen in Polen unter der neueingeführten Verfassung für Südpreußen nicht gut leugnen, oder er müßte denken, wie der Verfasser von der Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Theilung Polens. (Warschau, 1795.) Denn die Franzosen hatten nach dem Kriegsrechte oder nach dem Rechte des Stärkern Recht, damals als Eroberer das in den Rheingegenden zu thun, was Preußen nachher in Polen that; und wie Preußen mit Gewalt sich Gehorsam in Südpreußen erzwang, so erzwangen ihn sich die Franzosen in dem neuacquirirten Rheindepartement. Aber ge-

oder als standhafte Anhänger der Herren = Verfassung uns als Rebellen zur Schanzarbeit abführen zu lassen, oder unser Vermögen für die Republik konfiscirt werden zu sehen, und dann als Bettler auszuwandern. Hätte also Keiner sich fügen sollen oder wollen: so wären alle beraubt und vertrieben worden; und was hätte einem Landesherrn an einem verwüsteten und Menschenleeren oder verarmten Lande dann noch groß liegen können! Fügte man sich aber, und nahm man neueingeführte Stellen an: da blieb man bey dem Seinigen, verhütete Anarchie, beugte der Besetzung der öffentlichen Stellen durch raubgierige Bösewichter oder Unkundige der Landessitten u. dgl. vor, hielt die öffentliche Ordnung, ungestöhrte Geschäftigkeit und den davon abhängenden Wohlstand aufrecht: und Volk und Fürst waren gerettet, wenn es den leztern gelang, ihr occupirtes Land zu vindiciren.

---

rade die Preußen waren es, welche an den Klubbisten und andern neuorganisirten gehorsamen Unterthanen des Neufränkischen Rheindepartements eben den erzwungenen oder freiwillig geleisteten Gehorsam bestrafen halfen, den sie in Südpreußen mit Gewalt noch erzwingen, und, wenn sie ihn erreicht sehen, gutheißen und loben. Wo ist hier politische Konsequenz! Was sagen hier die, welche vor lauter lieber Deutschheit ihres pöbelhaften und unsinnigen Schnatterns über Frankreich kein Ende finden können!

Sie können — fuhr mein Vetter fort, den ich nicht unterbrach, weil alles, was er vortrug, sich hören ließ, — mir sagen: Die Rheinländer hatten kein Recht, ihre pacta publica aufzuheben, oder das Band zu lösen, wodurch sie an ihren Herren und dem Reiche gebunden waren: und hierin sollen Sie Recht haben, wenn Sie eine dauerhafte, ungezwungene und freywillige Hebung oder Lösung dieses Bandes, ohne hinlängliche Ursache und gegenseitige Einwilligung, meynen; aber nicht, wenn das Gegentheil auch nur des ersten Punktes, wenigstens auf ein ad interim, statt hat. Und, lieber Vetter, wie konnte man fodern, daß wehrlose Unterthanen das hätten hindern oder unwirksam machen sollen, was ihre wehrhaften Herren selbst nicht konnten, oder wenigstens nicht thaten? Was verdiente der Hirt, der erst Wölfe herbeylockte, oder sorglos sie herankommen ließe, dann davon liefe, und nachher es den Schafen verargen wollte, daß sie eine gute Seite mit den Wölfen gemacht und dadurch sich gerettet hätten, und nicht sich den Wölfen so und so lange widersezt hätten, bis sie von ihnen alle zerrissen oder zerstreut gewesen wären? Wer Anhänglichkeit und Gehorsam von Unterthanen fodern will, muß sie vor der Lage hüten, worin ihnen beydes unmöglich wird; und straft er hernach dennoch, so verfährt er nach dem Harpiensystem,

und ist nicht als Tyrann. Ich hoffe, lieber Vetter, Sie und Vernunft und Recht auf meiner Seite zu haben, und nun mögt' ich wohl wissen, wie unsere Herren ihre Regentenklugheit bey der Mit- und Nachwelt retten werden, oder jene des Gegentheils überführen, welche das gewöhnlichlinkische Benehmen der Fürsten, oder vielmehr ihrer Räthe und Minister, zumal in dieser Zeit, als Grunds genug anführen, warum man den Herrenstand ganz und gar abschaffen solle, um für seine Sicherheit auf alle Zeiten und auf alle Fälle selbst zu sorgen, und diese Sorge nicht denen zu überlassen, welche in Friedenszeiten den großen Herrn spielen und sich füttern und hofiren lassen, zur Zeit der Gefahr aber davon laufen, ihre Unterthanen preisgeben, und sie hernach noch gar strafen, wenn sie sich, nach dem Rechte der Selbst- und Nothhülfe, während der Zeit ihrer Verlassenheit, halfen, so gut es ging!

Ich: Als Pastor wissen Sie, was die Miethlinge im Evangelio sagen wollen; und das sind die Herren mit dem Krummstabe beynahe immer: diese also mögten immerhin abfahren. Für die übrigen aber ist eine vernünftige Constitution, auf deren Exekution die Nation durch Volksstände aufmerksam mitwacht, noch ein Mittelweg.

Pastor: Constitution? Du lieber Gott: wir hatten gar eine doppelte: eine des Landes und eine des Reiches; und doch — was halfen sie!

Ich: Und eben, weil sie nichts halfen, bedürfen wir einer wirksamern und angemeßnern; und diese, hoffe ich, wird die Zeit herbeyführen: nur Geduld! —

Als ich ihn fragte: ob er nicht gehofft oder gefürchtet hätte, daß wir oder jemand anders über kurz oder lang das Land reinigen und alles auf den alten Fuß zurückbringen würden, sagte er: das wohl, aber gewiß nicht auf lange. Sie kennen die Franzosen: ihr Enthusiasmus hat keine Gränzen, und ihr Enthusiasmus geht jezt auf Freyheit oder Tod. Sie wissen aus der Geschichte, daß ein Volk frey ist, sobald es frey seyn will. Und nun ein Volk, wie die Franzosen! Vetter, sie sind wie die Kiesel: jemehr Schläge, desto mehr Funken! Geben Sie Acht: sie läutern sich, concentriren sich, kommen zurück und stürmen halb Europa!

Genug, Köster, ein heller einsichtiger Mann, sah damals schon ein, daß die Franzosen wieder vordringen und alles zerstören würden, was die Preußen und Oestreicher dort auch machen mögten. Er hatte sich aber in die Zeit geschickt. Weil er also gefürchtet hatte, es mögten ihm wegen seiner Klubbisterey, denn so hieß, wie ich schon gesagt

habe, aller Schein von Anhänglichkeit am französischem Systeme, Händel gemacht werden, so vertraute er sich dem General von Wolframsdorf, erklärte ihm alle Umstände, und dieser sonst eben gegen Klubbisten nicht gutgesinnte Offizier, sagte ihm: er mögte nur ruhig seyn, er habe ganz und gar nichts zu befürchten.

Ich weiß nicht, ob ich meine Behauptung, daß Hr. von Wolfframsdorf ein Feind der Klubbisten gewesen sey, beweisen soll. Ein Beyspiel ist mir bekannt, welches ihm eben nicht viel Ehre macht. Hier ist es!

Als der unglückliche Kanonikus Winkelmann, gewesener Maire zu Worms, dessen traurige Geschichte hinlänglich bekannt ist, durch Oppenheim geführt wurde, so wurde er dem General Wolfframmsdorff, welcher da das Kommando hatte, vorgestellt. Dieser fuhr den guten, würdigen Winkelmann, den jeder Vernünftige bedaurte, wie rasend an, und bediente sich der niedrigsten Ausdrücke, sprach von verfluchten französischen Patrioten, die gehenkt, gerädert u. s. w. werden müßten. Und doch hatte der König dem unglücklichen Winkelmann Schutz versprochen! Solche eigenmächtige, gesetzwidrige Auftritte sind empörend, und reizen den Feind allemal noch mehr gegen uns selbst. Ich verstehe gar nicht, was für Ursache

man gehabt haben mag, den Feind und dessen constituirten Anhang durch unedle Behandlungen seiner Gefangnen, durch niedriges Schimpfen und kleinliches Spotten, noch mehr aufzubringen! Die üblen Folgen von diesem Benehmen hat man leider auch bald empfunden. Mich wundert, daß mein guter Braun auch hierauf keine Rücksicht genommen hat! Doch es ist Zeit, daß ich meine andere Erzählung fortsetze!

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Belagerung der Festung Maynz.

Wenn ich dieses Kapitel so überschreibe, so bin ich keineswegs gesonnen, eine vollständige Beschreibung von der Belagerung dieser Festung zu liefern: das ist schon von Andern geschehen, freilich immer so oder so, und selten ausführlich, und noch seltner zuverläßig. Ich für mein Theil erzähle hier, was mich betrifft; und über die Begebenheiten selbst mache ich nur hie und da Anmerkungen, welche dem Leser, wie ich hoffe, nicht misfallen werden, wenn er sonst Einsicht und Kenntniß von militärischen Operationen hat.

Ich habe einmal einen ganz närrischen Grundsatz, nach welchem ich überall und in allen Stücken zu Werke gehe. Ich glaube nämlich, daß jeder Mensch, dem die Natur Augen, Ohren und Nase gegeben hat, darum mit seinen Augen auch sehen, mit seinen Ohren auch hören, und mit seiner Nase auch riechen müsse, und daß er fremder Sinne nicht nöthig habe, wenn seine eignen noch in brauchbarem Stande sind. Gern rede ich mit Männern von Erfahrung und Kenntnissen, aber das ist auch alles: ich lasse mir von Keinem etwas aufbinden oder aufdringen. Ich weiß, daß die größten Feldherren von Agamemnon an bis auf den Herzog von Braunschweig und den Prinzen von Coburg gewaltige Schnitzer begangen haben im Kriege, Schnitzer, worüber sich jezt der geringste Korporal wundert. Daher habe ich folgenden Grundsatz niemals als unumstößlich annehmen können:

Was dieser oder jener große General that, das war recht gethan:

Denn sonst müßte ich ja auch die Belagerung von Maynz für ein Meisterstück halten; und das war sie doch wohl nicht!

Was die Herren Philosophen betrift, die allein weise sind, wie sie meynen: so bin ich überzeugt, daß Marcus Tullius recht hat, wenn er spricht: es sey nichts so abgeschmackt, das nicht

dieser oder jener Philosoph behauptet habe. Und die Theologen! — Wahr und wahrhaftig, käme Christus zurück, er machte es den meisten von ihnen, wie ehedem den Schriftgelehrten und Pharisäern; und sie, verwürfe er ihre symbolischen Bücher, kreuzigten ihn ohne Erbarmen von neuem! Ich gehe demnach meinen Gang für mich — unbekümmert um den gebahnten Gang Dieses oder Jenes, er heiße Held, Philosoph, Theolog, Sultan oder Papst. Ist mein Gang nicht der rechte Gang: je nun, so ist er wenigstens der Gang, den ich mir wohlbedächtig wählte, und dieß — weil Freyheit und Selbstständigkeit das höchste Gut auf der Welt sind, oder zu seyn scheinen. —

Wir rückten am 14ten April ins Lager vor Maynz, welches aber nur von weitem, jenseits des Rheins, über eine starke Stunde, beynahe gegen zwey Stunden, eingeschlossen wurde. Es war an einem Sonntage; und der Pöbel, groß und klein, aus der ganzen dortigen Gend kam heran, uns und unser Lager zu besehen. Unter diesen waren viele meiner Bekannten, welche sich bemühten, mir ihre Anhänglichkeit und Freundschaft zu beweisen.

Lange standen wir ziemlich ruhig. Man machte zwar hie und da einige Schanzen zur Vertheidigung, hatte aber noch kein Geschütz, um einiges von Erfolg gegen die Festung vorzunehmen.

Das preußische Hauptquartier der Belagerung war in Marienborn, und Herr Graf von Kalkreuth führte das Oberkommando über die ganze Belagerung. In Maynz kommandirte d'Oyré, ein Mann von vielen militärischen Kenntnissen und zweckmäßiger Thätigkeit. Dieser Mann hat sich gegen das Ende des Jahres 1794, durch Hn. Bispinks Vermittelung, um mich selbst sehr verdient gemacht, wie ich in der Folge erzählen werde. Der Repräsentant Merlin von Thionville — denn es giebt noch einen von Douay — war nach Maynz geschickt worden, um da das Interesse der Franken-Republik zu besorgen. Dieser Merlin ist ein fataler Rabulist, welcher gern alles nach seinem Kopf geformt hätte, wenn nur d'Oyré die Hände dazu hätte bieten wollen. Er schien ganz gewaltig patriotisch gesinnt zu seyn, und war doch, wie es scheint, die Hauptursache, daß Maynz so bald erobert oder vielmehr übergeben wurde.

Die Maynzer-Besatzung war damals 18000 Mann stark. Dieses war wirklich für eine Ausdehnung, wie damals die Maynzer Werke sie hatten, wozu noch Castel und die Petersaue, eine Rheininsel, und noch verschiedne andre Inseln zu der Zeit gehörten, viel zu schwach. Cüstine hatte hier einen argen Fehler begangen, daß er sich mit seinem Korps, welches nach Germersheim zog,

nicht in Maynz warf. Den Deutschen war es übrigens zu verzeihen, daß sie im Anfang der Belagerung nur langsam zu Werke giengen: es fehlte ihnen an Allem — an Geschütz und an Mannschaft. Damals, als wir anrückten, war unsre Belagerungsarmee am linken Rheinufer höchstens 16000 Mann stark. Freilich kamen hernach, aber ziemlich spät erst, die Königl. Garden, mehrere Bataillons kaiserlicher Truppen, dann Darmstädter und Pfälzer dazu, wodurch denn 37000 Mann herauskamen.

An Reuterey hatten wir wirklich zu wenig: das Reuterregiment des Herzogs von Weimar, die Sächsischen Dragoner und Husaren waren jenseits des Rheins; und diese Kavallerie reichte, wie mich dünkt, nicht hin, besonders da die Sächsischen Husaren ihr Handwerk noch nicht recht verstanden. Man nehme mir das nicht übel, und die Herren werden jezt wohl selbst einsehen, daß sich Husaren nicht sofort aus Dragonern machen lassen, und daß zu einer ähnlichen Organisation etwas mehr nöthig sey, als der Pelz und der Säbel. Deswegen hat man nachher noch Husaren von Wurmser hinzugenommen.

Das Wetter war während der ganzen Belagerung größtentheils gut und den Schanzarbeiten günstig, welche denn auch stark betrieben wurden.

Zu diesen Arbeiten brauchte man Soldaten und die Bauren aus der dortigen ganzen Gegend. Es ist, dünkt mich, für diesen Punkt im Kriegswesen noch sehr viel zu verbessern; und der Vorschlag Eines der Mitarbeiter an dem Magazin der neusten Kriegsbegebenheiten, ein stehendes Korps Arbeiter zu errichten, scheint mir nicht sehr Unrecht: denn sowohl die Soldaten, als die Bauren schicken sich zu solchen Arbeiten gar schlecht.

Der Soldat arbeitet überhaupt nicht gern. Wenn ich hätte arbeiten wollen, spricht er, wäre ich nicht Soldat geworden. Und wahrlich, ein Graben, woran 150 Mann zwey volle Tage arbeiten, kann in Einem gar füglich durch 30 oder 40 ordentliche Schaffer fertig werden.

Die Bauren sind bey militärischen Werken ebenfalls schlechte Arbeiter. Einmal sind die Leute immer gezwungen, und da schicken sie Kreti und Pleti, Kinder, Weiber, Mädchen, kurz alles, was nur gehen kann. Bey der Arbeit selbst wird entweder geflucht, oder gekackelt und wenig oder nichts ausgeführt.

Es scheint auch nicht sehr billig zu seyn, den armen Bauren, welche ohnehin ihre liebe Noth mit Lieferungen, Fuhren u. dgl. haben, auch noch die Last der Schanzarbeiten aufzulegen. Man bedenke, wie der arme Landmann bedrängt wird,

wenn so ein Ungewitter in seiner Nähe schwebt, besonders die, welche auf 6, 8, 10 bis 12 Stunden von einer belagerten Festung zu Hause sind. Sollten sie aber demohngeachtet doch arbeiten, so sollte man den armen Leuten wenigstens Tagelohn geben. Ich habe bey Maynz und bey Landau arme Leute arbeiten sehen, welche in 24 Stunden nichts essen konnten, weil ihr Vorrath alle war, und sie keinen Kreuzer Geld hatten.

Daß man die armen Bauren bey solchen Arbeiten auch noch mishandelt, davon bin ich selbst Zeuge gewesen: dumme, unverständige Korporäle, und unmündige Offiziere schlugen die armen Leute, daß es eine Schande war.

Barbarisch ist es vollends, daß man Landleute da arbeiten läßt, wo Gefahr ist, verwundet oder erschossen zu werden. Gefährliche Arbeiten müssen blos dem Soldaten, der einmal für dergleichen gefährliche Posten besoldet wird, überlassen werden: aber auch dieser müßte nebenher dafür belohnt werden. Ueberhaupt aber scheint der erwähnte Vorschlag zur Errichtung eines eignen militärischen Arbeiterkorps vom größten Nutzen, besonders bey Belagerungen zu seyn.

Daß wir, während der ganzen Belagerung, sehr stark geplagt wurden, läßt sich denken. Tag für Tag beynahe im Dienste, und Nacht für Nacht

fast in die Schanzen: das war freilich hart, aber wegen der überall zu schwachen Belagerungsarmee nothwendig.

Einstens — es war in der Nacht vom 8 — 9ten Junius — fiel es dem Prinzen Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, ein, einige Schanzen auf der Anhöhe oberhalb Zahlbach zu demoliren. Die Franzosen bedienten sich derselben, die Gegend um Bretzenheim unsicher zu machen, führten aber alle Abend ihre Kanonen heraus. Dieses wußte der Prinz nicht, und ihm war es doch eigentlich darum zu thun, die Kanonen zu vernageln, oder wegzuführen, und dann die Schanzen zu zerstören. Ich befand mich mit unter der Zahl der mitgenommenen Arbeiter. Wir griffen die Schänzen an, jagten die Besatzung, welche nichts weniger erwartete, als einen Anfall dieser Art, heraus, und machten dann alles der Erde gleich. Da wir sehr nahe unter den französischen Kanonen waren, so schadeten uns diese wenig. Dieser Coup hat der militärischen Geschicklichkeit und noch mehr dem Muthe des Prinzen Ehre gemacht. Es war schon Tag, als wir abzogen, und wir würden übel weggekommen seyn, wenn nicht erfahrne Offiziere, besonders der Herr Major von Griesheim, die schicklichsten Anstalten zur Retirade zu treffen gewußt hätte. Aber schon den

andern Morgen um 9 Uhr bewiesen uns die flinken Franzosen, daß wir uns vergebens bemüht hatten: ihre Kanonen donnerten um diese Zeit schon wieder aus den frisch aufgeworfenen Schanzen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Unter den vielen Besuchen, welche ich im Lager bey Maynz erhielt, war auch ein sehr unerwarteter, nämlich der von meinem Bruder. Man stellt sich vor, daß unsre Zusammenkunft eben nicht herzlich war: man denke an das, was ich im zweyten Theil über unsre brüderliche Liebe gesagt habe. Mein Bruder, um sich mit mir nicht vis-à-vis zu setzen, hatte noch einen Herrn und einige Frauenzimmer mitgebracht, worunter auch seine Liebschaft war, mit welcher er sich, wie ich ihm nicht verdenken kann, mehr abgab, als mit mir. Wir sprachen blos über Angelegenheiten der Zeit, und vermieden alles, was uns auf unsre Familienangelegenheiten hätte leiten können.

Mein Bruder beschwerte sich unter andern sehr über das barbarische Betragen des Obersten Sze-

kuly in seiner Gegend, und auf dem Hundsrück. Er hatte meinen Bruder mit Hieben gedroht, hatte selbst die Bauren und andre Leute geprügelt, und von nichts als von Patrioten radotirt. Dieser tollkühne Mann, dem man das Fleischerhandwerk seiner Vorfahren noch ansah, nahm, wo er konnte, beschenkte damit seine Leute, und führte unter deren dadurch willigem Beystand Einiges aus, das ihm Ruf erwarb, schickte aber auch — Man denke sich den unruhigen und ruhmsüchtigen Renommisten zu Pferde! — den Zeitungsschreibern das selbst zu, was er durch ihre Lügentrompete über seine Thaten und sich ausposaunt wissen wollte. Er erwarb sich also einigen Soldaten-Ruf; aber den Ruhm der Menschlichkeit erwarb er sich nicht. Ich kenne einen vornehmen preußischen Offizier, welcher keine große Thaten gethan hat, weil ihm die Gelegenheit dazu abgieng, und weil da, wo er wirksam seyn sollte, die Ueberlegenheit des Feindes ihn hinderte, etwas von Belang auszuführen. Heldenthaten rühmten also die Zeitungen an ihm nicht, aber alle Landleute und Städter segnen ihn überall, wo er mit seinen Leuten gewesen ist: und dieser Edle heißt — Thadden.

Mein Bruder verließ mich nach einem Besuche von einer halben Stunde, und versprach, den folgenden Tag wieder zu kommen. Ich hoffte nicht,

ihn wieder zu sehen, und doch hielt er Wort: ich hatte aber die Anstalt getroffen, daß man in meinem Zelte sagen mußte, ich schliefe, und dürfte jezt nicht geweckt werden. Er mogte merken, daß dieses absichtlich gesagt wurde, und führte sich ab. Nach dieser Zeit habe ich nichts mehr von ihm gehört. Auch meine gute Mutter, die mich bald hernach auch im Lager bey Maynz besuchte, erwähnte seiner mit keinem Worte: Sie wußte unser Verhältniß. — Es ist sehr traurig für mich, daß ich so isolirt in der Welt seyn muß! Doch

Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!

Ist gleich meine ganze Verwandtschaft, so zu sagen, für mich wie todt, so giebt es doch noch Männer, die es schmerzt, wenn mir es übel geht, und die sich mehr als brüderlich freuen würden, wenn wahres dauerhaftes Glück für mich noch möglich wäre. Das aber ist immer Trost für mich, und erleichtert mir die kummervollen Augenblicke, welche mir die Betrachtung meiner Schicksale und meiner verdüsternden Verirrungen verursacht, und welche weit häufiger seyn würden, wenn ich nicht mit Fleiß, und so gut es gehen will, alle, leider, nichts fruchtende Betrachtungen entfernte, wodurch die Seele nur kränker wird. Ich habe durch vielerley Zufälle, die mich betroffen haben, und in sehr

verschiednen Lagen, doch so viel gelernt, daß der Mensch nimmermehr ganz unglücklich ist, wenn er nur nicht selbst den Ursachen des ihn drückenden Uebels nachspührt. Denn finden wir die Ursache davon in uns, so werden wir nothwendig mit uns selbst unzufrieden, und dann gute Nacht Ruhe auf geraume Zeit: finden wir sie an Andern, so füllt sich unser Herz mit Zorn, Rachgierde und andern unangenehmen Gefühlen, und wir sind ebenfalls unglücklich. Dieß ist eine von meinen Lebens-Maximen, die freilich ihr Schiefes hat und etwas egoistisch ist; aber der Gerade geht ohne Krücken, und nur der Beinbrüchige bedarf ihrer, um durchzukommen, so gut es geht. Genug, für Patienten von meiner Art hatte jener wohl recht, welcher sagte:

Ich hab mein' Sach auf Nichts gestellt;
Drum kann mir's auch nicht fehlen.

In der Folge mehr über diesen Gegenstand.

Die preußische, sonst so hochberühmte, Genauigkeit im Dienste hat bey Maynz ein gewaltiges Argument gegen sich bekommen durch den Ueberfall bey Marienborn. Die Sache ist bekannt; also nur einige Bemerkungen!

Da das ganze Feld von Maynz bis an Marienborn voll hohes Getraides war, und da folglich Spionen, ohne bemerkt zu werden, ganz nahe her-

anschleichen konnten, so hätte man sowohl am Tage als besonders bey der Nacht, vom Chaussee-Hause an bis nach Bretzenheim eine starke Wachtlinie ziehen sollen, und daselbst fleißig patrouilliren. Aber freilich, man fürchtete keinen Ausfall, und zog daher auch sogar ein Piket, welches gleich von Anfang der Blokade in die Kapelle zwischen Marienborn und Bretzenheim gestellt war, als unnöthig und überflüßig ein. Jederman, der von diesem Ueberfall gehörig unterrichtet ist, und nur einige taktische Kenntnisse hat, muß gestehen, daß dabey von unsrer Seite eine arge Nachläßigkeit begangen ist, wenn man auch annimmt, daß man sich durch keine Art von Furcht von der Sicherheit abbringen ließ, worin man in Absicht der Franzosen und ihrer Thätigkeit stand. Denn Furcht und Wachsamkeit ist im Kriege, zumal bey einer Belagerung, die Mutter der Sicherheit für sich und seine Plane. Um diesen Fehler von uns abzuwälzen, heißt es im I. B. des Magazins der neuesten Kriegsbegebenheiten S. 60: „Der kommandirende General, Graf von Kalkreuth befahl, daß eine verhältnißmäßige Anzahl Bauren in dieser Nacht vorangehen und das Getraide abmähen sollten: den Kavallerie-Feldwachten wurde sogleich angedeutet, diese Leute ohne Geräusch paß- und repassiren zu lassen, damit kein feindliches Feuer NB! auf

sie gezogen würde. Die feindlichen Kolonnen (welche zum Ausfall bestimmt waren) wurden nun bey finstrer Nacht für diese Arbeiter gehalten, und so gelang es ihnen, unsere äußere Vorposten unentdeckt zu passiren."

Jederman sieht, daß hier ein Galimathias geschrieben ist: Denn wenn Kalkreuth wollte, daß Bauren das Getraide abmähen sollten: so hat er für diese Bauren gewiß auch eine militärische Bedeckung verordnet: denn auch auf sie mußte Acht gegeben werden, damit keiner von ihnen, oder nicht jemand anders als Spion durch und in die Festung hereinschliche. Diese Bedeckung blieb dann gewiß in der Nähe der Bauren, und war also im Stande, heranschleichende feindliche Kolonnen von ihnen zu unterscheiden, und auf den ersten Anblick alles zu allarmiren. Ließ man aber die Bauren ohne alle Bedeckung hinziehen, so war das ein neuer Fehler, der den andern so wenig entschuldiget, daß er ihn vielmehr verdoppele.

Die Vorposten sahen die Franzosen auch nicht für Bauren an, sondern für Soldaten, aber für Freunde, weil sie NB! das Feldgeschrey wußten, und es ordentlich angaben. Die Franzosen sind daher auch bis in Marienborn vorgedrungen, ohne daß man ihrer gewahr wurde; und wenn sie nur nicht so voreilig gewesen wären, so hätten sie leichter,

als man wohl denken mögte, ihr Vorhaben ausführen, und die Generale, Kalkreuth, WolffRamsdorf und Mannstein, nebst dem Prinzen Louis, aufheben können. Laßt uns doch lieber gestehen, daß wir auch Menschen waren, und hier einen recht derben militärischen Schnitzer gemacht haben. Ich mag den ärgerlichen Vorfall nicht weiter analysiren. In allen Kriegen sind ähnliche vorgefallen, und die größten Helden aller Zeiten waren von solchen Fehlern nicht frey. Uebrigens hat man die Wichtigkeit dieses Ueberfalls dadurch zu verringern gesucht, daß man unsern Verlust, der doch immer beträchtlich war, als ganz unbedeutend angab.

Der bey diesem Vorgang von den Franzosen als Wegweiser gebrauchte Gerichtsschreiber Lutze von Oberolm wurde aufgefangen, und einige Tage nachher am Chausseehause aufgeknüpft. Er ging mit der größten Gleichgültigkeit zum Tode, und schlug den Beystand des katholischen Pfarrers von Oberolm aus. Merlin hatte ihn mit Gewalt zum Wegweisen gezwungen, wie dieß nachher selbst mehrere Franzosen aussagten: und doch henkte man ihn als Spion! — Die Franzosen in Mayntz hätten sich in dieser Rücksicht rächen können, aber sie handelten menschlich. Sie hatten einen Mainzer Professor, der, wie ich meyne, Schaber

hieß, als wirklichen Spion ertappt, und doch steckten sie ihn blos ein, um sich vor ihm, während der Belagerung, zu sichern. Er saß überdieß so leidlich, daß er, während er saß, so ein Ding von Tagebuch über die Mainzer Belagerung schrieb, und es nachher, nach der Uebergabe herausgab. Indeß wie die Henne, so das Ey — elend! Der arme Lutze hinterließ eine Frau mit fünf Kindern. —

Unsere militärische Strenge hielt aber nicht überall gleichen Schritt: denn als ein gewisser Leutnant auf dem rechten Rheinufer, wohin er auf die Maynspitze kommandirt war, das Unglück hatte, daß die Franzosen ihn in einer Redoute überfielen, und die Kanonen vernagelten, nachdem sie die Besatzung theils getödtet, theils verjagt hatten, und als man diesen Ueberfall dem Leutnant vorzüglich Schuld gab, weil man einsah, daß bey größerer Wachsamkeit dergleichen so leicht nicht hätte geschehen können — denn die Preußen merkten die Franzosen nicht eher, als bis diese schon völlig in der Schanze waren — so wurde er deswegen nur mit vier Wochen Arrest bestraft! — Eben dieser Herr Leutnant erhielt hernach, als er bey einer ganz unbedeutenden Gelegenheit seine unbedeutende Schuldigkeit nicht ganz versäumte, den preußischen Orden pour le mérite, der freilich mul-

titudine compotum laude frustratur, wie Livius über die spolia opima sich ausdrückt.

Weil ich doch hier von Orden rede, so will ich zugleich der Medaillons gedenken, welche bey Maynz anfingen ausgetheilt zu werden. Es waren goldene und silberne Denkmünzen, mit der Aufschrift: Verdienst um den Staat, und sollten jenen Unteroffizieren und Soldaten zu Theil werden, welche sich besonders auszeichnen würden. Die Oestreicher hatten schon seit dem Türkenkriege, wo Kaiser Joseph II. das Ding aufbrachte, dergleichen Medaillen, aber mit vermehrtem Traktament: allein bey den Preußen bleibt ein so bezierter Achtgroschen-Mann, wie einst ein Soldat sich darüber ausdrückte, immer ein Achtgroschen-Mann wie vorher: da soll blos die Ehre gelten, und das Verdienst belohnen.

Ueberhaupt haben diese Medaillons wenig genuzt, aber durch erregte Eifersucht und Uneinigkeit desto mehr geschadet. Es war dieses ganz natürlich. Mancher oder vielmehr die meisten erhielten die Medaillen aus Gunst; weil sie bey den Offizieren gut stunden, ihnen kalefakterten, u. dgl. wie der Majors-Bediente, der bald nachher doch zum Henker lief. Dieser Umstand brachte indeß so viel zu Wege, daß die bemedaillirten Bursche von den Uebrigen verachtet und gehaßt wurden.

Man gab dem Dinge sogar allerhand unedle Beynamen; und noch jezt in Halle mokiren sich sogar die Soldatenweiber darüber. So hörte ich noch neulich eine zu ihrem Kinde auf dem Arme sagen, als gerade ein Bemedaillirter ihr vorüber ging: „Sieh Frizchen, auch ein Kamerad mit einem Pfennig zur Semmel!“

In Frankreich gab man ehedem das Zeichen des langen Dienstes, und das war mit gewissen Vortheilen verknüpft. Ein solcher Ancien militaire — denn so hießen die mit dem Zeichen beehrten Soldaten — durfte mit dem Stock nicht mehr geschlagen werden, so sehr dieses damals auch noch bey den Franzosen grassirte. Aber bey den Preußen sah ich Einige, troz ihrem silbernen Medaillon, dennoch tüchtig durchprügeln: sogar Unteroffiziere mit dem goldnen Pfennig erhielten nach Umständen ihre derben Fuchtel. Der Orden pour le mérite und das Medaillon sind demnach keinesweges Beweis, daß der, welcher sie trägt, wirklich Verdienst besitze: sie zeigen blos an, daß er, wer weiß wodurch, die Gunst seiner Vorgesezten gehabt habe. Auch will Mancher von diesen durch den Schimmer seiner Untergebnen selbst gern mitschimmern.

Lange hatte unser Bataillon auf der linken Rheinseite gestanden; und rückte den 17ten Jun

auf die andre Seite ins Lager ohnweit Bischofsheim, wo der damalige Oberste von Rüchel das Oberkommando hatte. Hier war unser Dienst weit schwerer und gefährlicher, als auf d r linken Seite. Doch, ich würde wohl unrecht thun, wenn ich die Vorfälle alle erzählen wollte, von welchen ich hier Augenzeuge gewesen bin. Leser vom kriegerischen Handwerk mögen das alles anderswo suchen; und die übrigen werden sich mit dem begnügen, was ich der allgemeinen Aufmerksamkeit werth halte. Eine vollständige, aber unpartheyische Beschreibung der Mayнzer Belagerung haben wir ohnehin wohl schwerlich je zu erwarten. Ich sprach noch im verwichnen Sommer mit einem Ingenieur-Offizier der Oestreicher, und dieser Mann, welcher mir Kenner zu seyn schien, versicherte mich, daß auch aus der allergenauesten Angabe aller Operationen gegen Mayнz wenig zu lernen, und noch weniger Ehre zu ernten sey: denn es seyen unzählige Fehler vorgefallen, welche bey andern Gelegenheiten sehr viel Unglück über die Belagerer hätten bringen können u. s. w. Ganz Unrecht schien mir der Ingenieur nicht zu haben: denn wenn ich so überlege, wie man gegen die Festung verfuhr, so dünkt mich selbst, daß man manche mislungne Versuche hätte ausführen können, wenn man die Sache selbst nur besser eingeleitet hätte.

Man wollte z. B. einmal ein tranchée eröffnen, worüber ein emigrirter Ingenieur die Aufsicht hatte. Man beorderte eine gewaltige Menge Arbeiter, und eine eben so starke Bedeckung, hatte aber so elende Anstalten zur Versammlung der Arbeiter getroffen, daß die kaiserliche Bedeckung die Preußische für Franzosen in der finstern Nacht ansah, und auf sie feuerte. Die Preußen erwiederten das Feuer, und die Franzosen, dadurch aufmerksam gemacht, begrüßten beyde mit Kartätschen und kleinen Kugeln. Hiedurch ward die Verwirrung allgemein: die Arbeiter schmissen das Schanzzeug, und die Bursche die Gewehre weg; viele verloren Hut und Säbel, und alles lief, um sich zu retten. Früh holten die Franzosen das deutsche Schanzzeug, und die weggeworfnen Flinten und Patrontaschen. Dergleichen Dinge sind mehrmals vorgefallen.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Noch über die Maynzer Belagerung.

Wir hatten unter andern schlimmen Posten auch die sogenannte Leimgrube, dicht an einer Rheininsel, zu besetzen Diese Grube wurde von unsern Leuten bald die Mordgrube genannt, weil alle Tage Mehrere daselbst erschossen wurden: denn auf der Insel, welche nur durch einen schmalen Kanal davon getrennt war, stunden die Franzosen, und sobald sich nur einer von uns über den aufgeworfnen Damm mit dem Kopfe erhob, schossen sie so gewiß, daß sie ihm allemal das Hirn zerschmetterten. In diesem Mordloch liegen viele von den Unsrigen begraben: von unserm Bataillon allein büßten mehr als 30 Mann ihr Leben da ein.

Die Franzosen waren, wie gesagt, nur durch einen schmalen Kanal von unserm Posten getrennt, und sonach konnte man gegenseitig alles hören, was auf dieser oder jener Seite gesprochen wurde, wenn man nur vernehmlich sprach. Merkten nun die Deutschen, daß auch Deutsche unter den Franzosen waren, so gieng sofort das Geschimpfe an, welches zuweilen viele Stunden immer im nämlichen

Tone fortgieng, endlich bloß zum Spaße. Ich will für gewisse Leser einen solchen Schimpfdialog hier anführen, nur um zu zeigen, daß auch die kühnsten Ideen ohne Wirkung bleiben, sobald sie familiär werden, zumal Ideen vom Feinde.

Preuße. Hör du, sakkermentscher Patriot, wirst du bald die Schwerenoth kriegen?

Franzose. Elender Tyrannenknecht, sag, wird dich dein Korporal bald lahm oder todtprügeln müssen?

Pr. Du verfluchter Königsmörder!

Fr. Du niederträchtiger Sklav!

Pr. Ihr Spizbuben habt euren König ermordet, und dafür müßt ihr alle zum Teufel fahren.

Fr. Wenn ihr keine Hunzfötter wäret, so würdet ihr es allen Tyrannen eben so machen! Wenn ihr das thätet, so wäret ihr noch Menschen, so aber seyd ihr Tyrannensklaven, und verdient alle Prügel, die ihr bekommt.

Pr. Ihr habt noch alle eure Strafe vor euch. Die ganze Christenheit wird euch angreifen, und eure gottlose Thaten bestrafen.

Fr. Laß sie doch kommen, die ganze Christenheit mit dem ganzen Heer des Teufels und mit der Armee des Erzengels Michael: wir fürchten uns nicht!

Pr. Aber Maynz müßt ihr hergeben: das soll euch der Teufel nicht danken.

Fr. Laß auch Maynz zum Teufel fahren: glaubt ihr denn, wir scheeren uns um so ein Rackernest, wie Maynz ist? Da steckt noch alles voll Pfafferey und Adel. Aber so leicht sollt ihrs doch noch nicht kriegen.

Pr. Wenn ihr nur euren König nicht umgebracht hättet —

Fr. Kamerad, sey kein Narr! Es ist nun einmal so, und weils einmal so ist, daß wir keinen König mehr haben, so wollen wir auch dafür sorgen, daß weder euer König, noch der Kaiser, noch der Teufel uns einen wieder geben soll.

Pr. Aber wo kein König ist, da sind auch keine Soldaten —

Fr. O du armer Kerl du, wie räsonnirst du so dumm! Ja freilich, solche Soldaten giebt es dann nicht, wie du und deines Gleichen. Ihr seyd Sklaven, leibeigne Knechte, die einen Tyrannen über sich haben müssen, der ihnen kaum halb satt zu essen giebt, und sie prügeln, spiesruthenlaufen und krummschließen läßt, wenns ihm einfällt. Solche Soldaten sind wir nicht; wir sind freye Leute, republikanische Krieger.

Pr. Das ist aber bey uns anders; wir haben einen Herrn, dem wir gehorchen müssen.

Fr. Weil ihr gehorchen wollt. u. s. w.

Solche Gespräche fielen oft zwischen unsern Leuten und den Deutschen unter den Franzosen vor, und man hatte seinen Spaß daran und lachte darüber. Aehnliche und noch derbere Ausdrücke über Tyrannen und Tyrannensklaven u. dgl. haben uns unsre Zeitungsschreiber, Journalisten und andere Zeitschriftsteller in ihren Auszügen aus den Volks- und Conventsverhandlungen der Franzosen, wie auch aus den Invectiven der englischen Oppositionsparthey aufgehoben: und was hats geschadet! Der Mensch, im Durchschnitt, ist eine passive Gewohnheitsmaschine, der endlich — so lange es ihm bey heiler Haut nur halbweg erträglich geht — sich an Mordscenen und den Zeitungsberichten darüber gewöhnt, ohne davon nur noch menschlich gerührt zu werden: warum denn nicht auch an Schimpfen und Brandmarken! Man muß die Menschen gar wenig kennen, wenn man glaubt, daß Schriftsteller auf sie bis zum Aufstand wirken können: dieß ist nur der Erfolg von dem Harpiensystem der Fürsten oder ihrer Finanzminister. Eberhard und Tieftrunk haben recht, wenn sie sagen: Fürsten seyd gerecht: und eure Throne stehen unerschütterlich!

Wie gesagt, unsre Soldaten lachten über die Invectiven der Franzosen, und reizten sie oft dazu,

blos nur zum Spaß. Als endlich die öftere Wiederholung das Interesse daran schwächte, wurden sie gegenseitig sanfter, und nannten sich zulezt gar Kamerad oder Bruder. Sie machten oft sogar Kartel unter sich, versprachen, sich nicht zu schießen, und traten sodann auf die Verschanzung, wo sie sich ganz freundschaftlich mit einander unterhielten.

Einmal hatte ein Soldat von unserm Regiment mit den Franzosen auf der Insel, auch auf die erwähnte Art, Kartel gemacht. Während desselben stellten wir den Weg durch das Wasser wieder her, der ganz unbrauchbar geworden war, und die Franzosen brachen ihr Wort nicht, sondern ließen uns unter ihren Augen den Weg ohne Hinderniß ausbessern.

Hr. von Rüchel versprach einmal einem Burschen einen Thaler, wenn er den Franzosen, nach Kostheim zu, den bloßen Hintern weisen wollte. Herr von Rüchel war damals von Wein etwas bescheniert. Der Bursche sagte ganz kalt: „Gern verdiente ich den Thaler: aber es schickt sich doch nicht, den Feind so zu behandeln.“ Herr von Rüchel, statt das zu fühlen, suchte flugs einen andern, welcher für den Thaler, den Hintern entblößen, ihn den Franzosen hinweisen, und dazu rufen mußte: „Hier leckt mich im A—, ihr hung=

fottischen Patrioten! kommt her, leckt! — Von diesem unanständigen Verfahren hat man sogar in Frankreich gesprochen. Auch ist es richtig, daß man durch dergleichen mehr sich als den Feind beschimpft. —

Anekdoten von dieser und weit ärgerer Art werden wir gewiß bald aus Frankreich mehr als zuviel erhalten. Ich weiß, daß Franzosen bey der Rheinarmee sich ein eignes Geschäft daraus gemacht haben, sich allenthalben nach dem Betragen der Oestreicher und der Preußen zu erkundigen, und in ein eignes Buch das einzutragen, was zur Charakteristik von beyden dient. Ich habe ein Buch dieser Art in Händen gehabt; und kömmt es heraus: wehe Manchem!

Unter andern mislungenen Versuchen auf die Festung war auch die Errichtung gewisser schwimmender Batterien, wozu, ich weiß nicht, welcher unerfahrne Mensch, den Anschlag gegeben hatte. Selbst unsre Offiziere erklärten das ganze Unternehmen für ein unausführliches Hirngespinst: allein einige Herren waren davon eingenommen (embêtés würde ich auf französisch sagen) und es mußte wenigstens ins Werk gesezt werden. Aber leider, es gieng schief: das ganze Ding fuhr den Rhein hinab, und wurde von den Franzosen an der Brücke aufgefangen. Sechs und siebzig Mann und meh-

rere Offiziere wurden gefangen. Die Franzosen behandelten alle recht artig, nahmen ihnen nichts, als ihre Waffen, ließen aber den Offizieren die Degen, und nachdem sie alle gut bewirthet hatten, brachten sie dieselben den andern Tag wieder zu den Preußen. Ein Offizier von uns wollte, daß man die französischen Soldaten, welche die gefangnen Preußen aus der Festung gebracht hatten, behalten und zu Kriegsgefangnen machen mögte: aber der brave General Kalkreuth widersezte sich diesem undankbaren und äußerst unanständigen Vorschlag.

Ehe ich meine Erzählung von der Maynzer Belagerung schließe, muß ich noch etwas von der Hurenwirthschaft im Lager anführen. Daß dahin von allen Orten her feile Dirnen heranschlichen, versteht sich von selbst: das ist in den Standlagern nicht anders. Schon zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges sagte jemand:

Commoda germanis scortorum copia castris
Praebet militibus gaudia clara piis. *)

---

*) Pius und dumm galt dem Dichter damals, in Beziehung auf die Deutschen, für eins. Er macht ihnen Vorwürfe, daß sie den damaligen Krieg gegen ihr eignes Interesse hätten führen helfen, und sagt, um ihr inkonsistentes und passives Wesen bildlich zu rügen:

Ducimur ut nervis alienis mobile lignum.

Eben so war es in diesem Kriege bey Maynz. Bey unserm Regimente gab es eine ordentliche Hurenwirthschaft, das heißt, ein ordentliches Bordelzelt, worin sich vier Dirnen aufhielten, welche, um doch einen Vorwand zu haben, Kaffee schenkten, und dann jedem zu Dienste waren. Sie hatten sich förmlich taxirt, und

Lieschen, die schönste, galt	45	Kreuzer,
Hannchen — — —	24	—
Bärbelchen — — —	12	—
Die alte Katherine —	8	—

Ein Pfaffe aus der dortigen Gegend besuchte mich eines Tages, und da ich von seiner Orthodoxie überzeugt war, so wollte ich doch auch eine Probe machen, ob er das donum continentiae hätte. Ich führte ihn also ins Bordelzelt, und wir fingen an

---

Von den Deutschen zu unsrer Zeit heißt es im III. St. des Neuen grauen Ungeheuers S. 129: „Hoher Sinn und Freyheit liegen nicht in unserm Charakter, wohl aber kleinliche Schmeicheley und niedrige Rachsucht. — Der Deutsche ist überall verächtlich geworden: der Franzose nennt ihn lourd Allemand, der Engländer German dogg, der Russe Iwan Iwanowitsch, und der Italiäner hat eine lächerliche Maske, die il Tedesco heißt. Warum? weil in allen diesen Ländern der Deutsche sich zu jedem Geschäfte brauchen ließ, wozu auch der unehrlichste Eingebohrne zuviel Ehre hatte. Alle Völker haben etwas für die Freyheit gethan, nur der Deutsche nicht: im Gegentheil, wo es auf Unterdrückung ausging, waren deutsche Lohnknechte die Werkzeuge — in Amerika, u. s. w.

zu zechen. Nachdem sein Kopf nur etwas heroisch geworden war, ward schön Lieschen seine einzige Unterhaltung: er schäkerte mit ihr auf die unanständigste Art in Beyseyn der Soldaten, welche sich über den unverschämten Pfaffen theils ärgerten, theils freuten. Endlich ging er fort, und Lieschen folgte ihm — ins nahe Getraide. — Da hatt' ich denn neuen Zunder für meinen Haß gegen die gleisnerische Frömmigkeit aller orthodoxen Pfaffen, welche, wenn sie die Orthodoxie nicht erheucheln, meist durch die Bank eben so große Ignoranten, als Sünder sind, nur daß sie den Schein scheinheiliger vermeiden.

Loripedem rectus derideat, aethiopem albus:
Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

Unser Oberste, der Herr von Hunt, machte endlich dem Skandal des Bordelzeltes ein Ende, und jagte die Menscher fort: sie zogen darauf zu den Sächsischen Dragonern, wo sie ihr Wesen weiter trieben. Bey den andern Regimentern waren die Bordelzelte nicht minder. Ich war, damit ich doch auch wieder etwas von mir erzähle, die ganze Zeit der Maynzer Belagerung über munter und gesund, und freute mich meines Daseyns erst recht, als ich sah, daß unsere Leute die Franzosen von Tag zu Tag näher kennen und höher achten lernten. Meine Zeit, die ich vom Dienste übrig

hatte, vertrieb ich mit Bücherlesen und in der Gesellschaft meiner Freunde, deren ich eine Legion in jener Gegend habe. Alle Tage hatte ich Zuspruch, aber nicht allemal war mir der Zuspruch erfreulich. Viele kamen nur aus Neugierde, um den Kerl zu sehen, welcher so mancherley Ebentheur bestanden hatte. Solche Menschen sind wirklich unerträglich, aber ich wußte auch allemal ihre Neugierde mit Sarkasmen abzuspeisen: mit Pfaffen sprach ich von der Pfafferey — nach meiner Art; mit Juristen kommentirte ich über die Hure Jurisprudenz, und den Medizinern erklärte ich das goldne Sprüchlein:

> Qui quondam medicus, nunc est vespillo Diaules;
> Quod vespillo facit, fecerat id medicus.

Hiedurch scheuchte ich die Eulen von mir. Aber allemal war mir es herzlich lieb, wenn ich so einen alten ehrlichen Bruder wieder zu sehen bekam, wie z. B. Herrn Stuber von Königsstetten. Das Schicksal dieses Mannes geht mir noch jezt sehr nahe. Seine Frau nämlich ward, wie er mir im Sommer 1795, als ich bey den Schwaben Korporal war, schrieb, wegen der Bübereyen und Bedrückungen der Kaiserlichen tiefsinnig. Das mag doch ein großes, großes Elend seyn!

Leser, welche hier einige Bemerkungen über die endlich erfolgte Uebergabe der Festung Maynz an die Preußen, — über das Benehmen des Repräsentanten Merlin von Thionville und des Generals d'Oyré u. s. w. erwarten, können sie finden in den Briefen eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken; und in diesen vorzüglich: denn was die andern Herren über diesen Punkt gesagt haben, ist, so weit ich ihre Schreiberey bis jezt kenne, schief und partheiisch.

Genug, Maynz wurde den 23ten Jul 1793 an die Deutschen übergeben; aber, wahrlich, diese Uebergabe war nicht so sehr die Folge der Deutschen Tapferkeit, oder der Noth der Franzosen; als vielmehr Folge gewisser geheimer Unterhandlungen, bey denen Merlin vorzüglich interessirt war. Das Gesetz seiner Republik erlaubt erst dann die Uebergabe einer Festung, wenn es ihr an den Lebensmitteln mangelt, oder wenn der Feind eine brauchbare Bresche geschossen hat. Keins von beyden war in Maynz der Fall, und doch ließ Merlin es fahren. Merlin hatte also offenbar gegen das Gesetz gesündiget; und daher nachher seine Schwindeley und Lügen in seinen Berichten über Maynzens Uebergabe; daher das Entfernthalten der militärischen Geißeln„ d'Oyré, Düpont

und anderer, wie auch der bürgerlichen Geißel, oder der Klubbisten, welchen leztern er den so feierlich versprochnen Nationalschutz nicht einmal in der Kapitulation förmlich bewirkt hatte, und dieß, um sich gegen ihre Beschwerden über seine Unterschleife, geheime Unterhandlungen u. dgl. vor Robespierre zu sichern. Es wird bald die Zeit kommen, wo wir über alles das nähern Aufschluß nach Belegen erhalten werden: ich weiß das gewiß, und gehe darum weiter.

Man hatte unter den Preußen ausgesprengt, daß die Eroberung von Maynz die lezte That dieser Armee seyn sollte. Ich glaubte das nicht, und zog mir durch meine Remonstrationen, wie gewöhnlich, allerley Vorwürfe und Verdruß zu. Eben so viel Verdruß machten mir meine Kritiken über eine gewisse poetische Sudeley, Preußische Bravourlieder oder Bravourgesänge genannt: ich glaube, der Verfasser hieß Reichard. Dummeres Zeug kann man schwerlich je finden: das ganze Ding war eine jämmerliche Dichterey von Schimpfswörtern und Drohungen über und an die Franzosen. Der Autor hatte mehrere Exemplare an unsre Offiziere geschickt, mit der Bitte, das Sudelzeug zur Aufmunterung und Anreizung des Muths gegen den Feind herum zu geben. Ich sahe dem elenden Wisch, der ohngefähr das in Ver-

sen war, was Göchhausens Wische in Prosa sind, bald, wie man spricht, auf den Magen, und kritisirte es derb. Da hieß es denn: „ja, so machts Laukhard!" u. s. w. Aber zum guten Glück, wie Laukhard es hier machte, machten es alle Kluge.

Wie barbarisch man die Klubbisten behandelt habe, gleich nach unsrer Ankunft in die Rheingegenden, davon sprach ich oben. Mich grauet noch immer bey jedem Andenken an diesen Adels-Pfaffen- und Soldaten-Robespierismus in Deutschland. Wer die Kannibalischen Gräuelscenen, die dabey vorfielen, näher betrachten will, findet sie in den ersten Kapiteln der Rückerinnerungen auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland — in dem zweyten Stück des Neuen grauen Ungeheuers, und in den Bittschriften im I. B. von den Annalen der leidenden Menschheit. —

Daß es unter diesen Unglücklichen Männer gab, wie vorzeiten Griechenland und Rom sie zur allgemeinen Bewunderung aufstellte, und daß es ihnen nicht an Muth fehlte, ihre und aller Menschen Rechte ungescheut, auch vor einer Regierung, in deren grausender Gewalt sie waren, laut zu behaupten, zeigen folgende Belege. *)

---

*) Jede Regierung, welche die Gerechtigkeit gerecht verwaltet, darf die Publicität und folglich die Aushebung und Mitthei-

I.

An
die Kurfürstl. Maynzische Regierung in Erfurt.

„Wahrheit gegen Freund und Feind!“
Schiller.

Daß unsere, bey verschiedenen Gelegenheiten einer hohen Kommission gegen das Benehmen des Hn. Generals und hiesigen Festungskommandan-

---

lung wichtiger Aktenstücke nicht scheuen. Geschieht ihr zuviel: wohlan das Publikum hat auch Augen und Ohren für sie. Auch der größte Bösewicht steht unter dem Schutz der Gesetze; und wer Recht und Unrecht nach Rachsucht und Laune behandelt, verdient keine Schonung. Dadurch hat der Unrecht-Leidende, nach den Gesetzen des natürlichen Rechts- und Billigkeitsgefühls ans gleich auf seiner Seite. Smith beweißt es in seiner Theorie der moralischen Empfindungen, und Home in seinen Grundsätzen der Kritik. Warum sieht man beym Behandeln der Menschen, auch nach bürgerlichen Gesetzen, überhaupt so wenig auf die natürlichen! Dadurch verliehrt man auch bey der anscheinendgerechtesten Sache den Beyfall der Billigen, und empört: und eben dieß hat mir diese Belege verschafft. Daß sie durch keine gemeinen Hände gegangen sind, geben die Umstände. Die Zeit wird mehr lehren. — Ulpian rieth nicht umsonst, lieber zehn Schuldige zu entschuldigen, als einen Unschuldigen zu verdammen: und was zuviel geschieht, ist über die Schuld, und fällt dem Richter anheim. Ueberhaupt frage ich nur: handelte die Mainzer und Trierische Regierung klug, daß sie in ihrer eignen Sache solche und soviel Blößen gab, oder geben ließ, wie wir hier sie sehen? — Wäre es nicht Pflicht für Recht und Würde gewesen — auch von allen nachtheiligen Folgen einer aufgewiegelten Rachsucht der Gegengeißeln abgesehn — durch das nachherige Benehmen gegen die Klubisten deren vorherige Klagen und Schilderungen über die erbärmliche Justizverfassung und Verwaltung in geistlichen Staaten vor dem na-

ten, Freiherrn von Knorr, in Ansehung unserer Verwahrung vorgetragene Beschwerden so ganz un-untersucht, so ungeglaubt und ohne Wirkung seyn würden: konnten wir nicht denken, obschon es begreiflich ist, daß Wir gegen einen hiesigen Hn. General kein Recht bekommen können; wir wissen nämlich, daß bey dergleichen Fällen die Personen, nicht die Sache, in Anschlag genommen werden, weil es so herkömmlich ist. —

---

hen und fernen Publikum zu widerlegen? — Hat sie jezt die Wahrheit dieser Klagen nicht vielmehr öffentlich bestätigt? Oder haben die geistlichen Gerichtsstellen ein kirchliches und übernatürliches Privilegium, der bürgerlichen und natürlichen Gerechtigkeit Hildebrandisch zu treten? Kurz, ich wünschte, daß irgend ein sachkundiger Mainzer oder Trierer, zur Ehre der allgemeinen Gerechtigkeit, diese Fragen ehrlich, kalt und unpartheyisch prüfe und dadurch das Publikum in den Stand setze, selbst zu entscheiden, auf wessen Seite hier mehr Wahrheit und Recht sey. Sonst sind wir befugt zu denken: wer schweigt, sagt, ja! und dann Ach und Wehe über eine Justiz, die am Pranger stehen bleibt! Dann frage man noch, wie es kam, daß die Neufranken, troz ihres seltsamen Betragens, dennoch in dortiger Gegend soviel Anhang fanden, und vorzüglich unter den dortigen hellen Köpfen, die jede Unordnung um so balder wegwünschen mußten, je lebhafter, drückender und entehrender sie sie fühlten, sowohl für sich als für Andere, und dieß ohne Hoffnung des Besserwerdens auf dem Wege Rechtens. Herren, die das nun tadeln, belieben erst zu überlegen: ob der mehr fehle, der den Grund zu einem Abfall und Aufstand despotisch legt, oder der durch die Folgen dieses Grundes wie im Strudel mitfortgerissen wird, und es für sich nicht heilsam oder gar unmöglich findet, gegen den Strohm an zu schwimmen? Wer sein Haus vor Brand sichern will, muß nicht selbst Feuerbrände hineinwerfen, zumal bey vielem und ausgedörrtem Holze nicht. Auch Bienen haben ihre Stachel; und nun ergiebt sich die Anwendung von selbst.

Wir sind auf die ungerechteste Art arretirt, auf eine unmenschliche Weise und zwar so mishandelt worden, wie es in Afrika und bei Ost- und West-Indiens Wilden zu geschehen pflegt. — Das Alles noch nicht genug! Entweder auf Geheiß oder doch gewiß mit vollem Vorwissen einer Mayntzer Regierung mußten wir (26 Wochen lang) eine Kerker-Einsperrung auf Ehrenbreitstein ausstehen, die sonst Verbrechern erster Klasse, und in menschlichen Verfassungen nicht einmal zu Theil wird. Von einigen Einzelnen von uns wurde laut und mit einem durch solche Grausamkeit empörten Gefühle, bestimmt gefodert, daß man uns den Prozeß machen möchte, um eines Lebens los zu werden, welches mit jedem Tage härter, ja, ein erneuerter Tod war. — Aber keine Antwort, keine Abänderung der schauderhaften Lage — das war die Folge.

Es ist wahr, daß wir hier (in Erfurt) viel weniger hart, als auf Ehrenbreitstein, gehalten werden; es ist aber auch wahr, daß erst hier wir legal erfuhren, daß wir unter der Rubrik von Französischen Geißeln verwahrt werden sollten*)..

---

*) Erst den 1ten Nov. 1794. Von nun an erhielten sie täglich 6 Groschen, da sie vorhin NB! nach Abzug der Aufwartungs- und andern Kosten, täglich nur 1 Gr. 9 Pf. erhalten hatten. So schwer hält es, Gerechtigkeit und Menschlichkeit in Pfaffen-Staaten zu finden. Wie billig rief Friedrich der

Wir wissen nicht, was für ein Reglement für die Behandlung der Geißeln existire; aber das wissen wir, daß sie nicht als Verbrecher behandelt werden dürfen: wir wissen, was das Völkerrecht hier festsetzet: wir fühlen es leider zu sehr, daß man es uns hart entgelten macht, daß wir Grundsätzen anhiengen, die man unsers Wissens mit Grundsätzen noch nicht widerlegt hat — nur es uns entsetzlich hart fühlen macht, daß Umstände, die Wir nicht herbeylockten — Eroberungen, gemacht von einer Nation, die selbige bekannte und mit Gut und Blut vertheidigte — uns nicht nur zum Bekenntniß solcher Grundsätze auffoderten, sondern uns selbst nöthigten, zu deren Ausübung zu schreiten, weil wir damals die Auswanderung nicht wählen mochten, wenn gleich die Eroberer sie uns frei ließen. — Und warum ließ der Wiedereroberer uns nicht eben das Recht einer freien Auswanderung, das sonst in jeder Rücksicht ein Naturrecht ist, und hier wegen des Reciproken noch viele Billigkeit hätte erhalten sollen.

Daß wir gar kein Verbrechen begangen hatten, indem wir völlig gesetzlich und nach der

---

* Große ein Wehe über sie aus! — Dahlberg, der edle Dahlberg hätte gern geholfen, aber es stand nicht bey ihm, Menschen- und Völkerrecht zu ehren.

Grundverfassung Frankreichs gehandelt hatten, das wußten wir; ja, wir wußten es, daß kein unpartheiischer Rechtsgelehrter uns etwas zur Last legen würde, daß selbst mit Recht uns kein Hinderniß zu unserer etwan zu erfolgenden Auswanderung in den Weg gelegt werden konnte. Allein wir wußten auch, daß bey einer etwan erfolgenden Uebergabe der Festung Maynz die kalte, unpartheiische und rachlose Gerechtigkeit uns nicht zu Theil werden würde. Unter diesen Umständen wurden Geißeln von Maynz — Leute, die sich als Anhänger der vorigen Herrschaft bekannten — nach Frankreich geschickt, die in allem Betracht, aber auch einzig nur für die Ungerechtigkeit, die man an uns begehen würde, haften müssen. Die Franken nahmen die von uns ergriffne, gerechte Maaßregel auf die Geißeln an, und haben so Sanction der Sache gegeben.

Dieses und das Grundgesetz ihrer Verfassung: daß die ganze Nation die Rechte und Sicherheit eines jeden ihrer Bürger gegen auswärtige Angriffe mit all der Macht vertheidigen werde, die die Nation in Händen hat, läßt uns, die wir gesetzlich Bürger dieser Nation sind, ungezweifelt hoffen, daß wir einst die gebührende Genugthuung erhalten werden und müssen. — Es sind demnach weit höhere Gründe, als die Gegen-

geißeln in Frankreich, die uns mit Muth beleben, um standhaft jeder Mißhandlung entgegen zu stehen. Es kommt freilich darauf an, ob die Nation die nöthige Kraft in Händen behalten wird, ihren gedachten Grundsätzen den Nachdruck zu geben. Sollte dieß nicht der Fall seyn — was wohl möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich ist — so würden wir ein Opfer unserer Grundsätze werden. Und hierin liegt eine Stärke, die über Mißhandlungen weit erhebt!

Es würde ungerechter Vorwurf und daher grobe Beleidigung seyn, wenn wir alles Zutrauen auf Ihre Gerechtigkeits- und Billigkeits-Liebe aufgeben, und uns den Gedanken erlauben wollten, als wenn Sie den Ausgang des Kriegs zur Norm gesezt hätten, wie wir jezt und künftig behandelt werden sollen: nein, so spielt man nicht mit Gerechtigkeit, wenn man uns gleich mehrmalen sagte: „wir möchten nur nicht vergessen, daß der Krieg noch nicht geendigt sey!" wie wenn wir je auf diesen Ausgang gepocht hätten — wie wenn Männer keine Stärke anderswoher nehmen könnten, als vom Ohngefähr! Wir sind vielmehr sehr in die traurige Vermuthung versezt, und in dieser bestärkt, daß der gegenwärtige Krieg einem Duelle auf Tod und Leben gleiche, der, leider, vielleicht

keine zeitliche Auseinandersetzung vermuthen läßt. —

Die Hn. Kommissarien Strecker und von Piper sind Zeugen, wie sich obgedachter Hr. General theils bei Gelegenheit des Abnehmens der Bretter von zwei Fenstern, theils bei einer andern Gelegenheit benahm, damals nämlich, als diejenigen von uns, welche nach Vorschrift des Arztes Molken zur Kur tranken, um tägliche Bewegung zu diesem Behufe in freier Luft ansuchten: denn dieses Ansuchen, auch wiederhohlt, wurde abgeschlagen, und sogar gesagt: „Arrestanten gehöre keine Kur: wenn es auf ihn angekommen wäre, so hätte er sie nicht erlaubt.“ — Die Hn. Kommissarien wissen es, wie unbillig, wie hart, wie ungerecht, wie allein = machthaberisch sich der Hr. General bei der Klagsache Levers darstellte: diese Herren und wir alle wissen es, daß der Hr. General mehrmals sagte: „und ich thue es nicht! — Es geschieht nicht, weil — Ich nicht will!“ —

Wir sind weit entfernt, Maaßregeln zu tadeln oder lästig zu finden, die nicht nur zu unserer Verwahrhaltung, sondern auch dazu genommen werden, daß wir keine mündliche oder schriftliche Unterredung mit hiesigen Einwohnern oder andern Teutschen, ohne die gehörige Einschränkung und

Aufsicht, haben dürfen, weil für den leztern Fall die Klugheit es räth, uns nicht zu trauen und zu befürchten, daß wir noch jezt, wie ehemals unter der Franken-Regierung, unsere Grundsätze laut an Tag geben möchten. — So willig wir uns Befehlen und Einschränkungen unterwerfen, die mit der Vernunft und den obigen Zwecken vereinbarlich sind, so sehr fühlen wir die Härte und Ungerechtigkeit solcher Einschränkungen, die sichtbarlich nur zu unserer Plage und Herabwürdigung da sind. Das Physische unserer Lage ist in sehr vielen Rücksichten hart; und wenn auch Gemüthsstärke alles übertragen macht: so kann sie doch das Gefühl der Leiden nicht unterdrücken, am wenigsten dann, wenn Willkühr nur sprechen darf und ein Heer zweckloser Neckereien auf uns stürmt, deren Ende und Zahl nicht abzusehen ist, weil Laune keine Gränzen hat. — Doch zur Sache!

Bei unsrer Ankunft (auf den Petersberg bei Erfurt) wurde eine Separation in verschiedene Zimmer und Lagerstätten mit Einigen von uns gemacht, die nur ihren Grund in der ganz leidenschaftlichen Empfehlung des Ehrenbreitsteiner Kommandanten hatte. — Eben dieser Empfehlung hatten wir es zu danken, daß wir zu Hirschfeld, wo uns das hiesige Militär von der Preußischen Eskorte übernahm, ein Hundequartier erhielten, das

wegen seiner Enge — denn kaum konnten wir aufrecht darin stehen, und nur krumm darin liegen — ein wahres Marter-Lager war, von außen mit Brettern und Wachen so verrammelt und besezt, als wenn wir Verbrecher von der verworfensten Klasse gewesen wären. Auch von daher kam es, daß der hiesige Hr. General eine schöne Quantität Ketten dem hiesigen Hn. Obristen von Taufenberg nach Hirschfeld mitzunehmen befahl, mit dem Bedeuten, uns solche bei dem geringsten Anstand anlegen zu lassen. Sehr wahrscheinlich würden wir mit einer solchen Grausamkeit heimgeschickt worden seyn, wenn nicht der Preußische Obristleutnant, Hr. von Schwerin, dessen Andenken wir wegen seiner ungeheuchelten Menschenfreundlichkeit auf immer verehren werden, es nicht hintertrieben hätte, durch die Vorstellung: „daß wir Menschen, vernünftigen Gehorsams gewohnt, aber ungewohnt einer erniedrigenden Behandlung wären. Selbst dieser Herr von Schwerin rieth uns, daß im Fall wir Mißhandlungen zu ertragen haben sollten, wir uns geradezu an das Königliche Preußische Gouvernement in Mainz wenden möchten; denn er wüßte, daß man uns von dort aus mit aller Schonung behandelt wissen wolle; und es sey gewiß, daß unser auf Ehrenbreitstein ausgestandenes Elend unbekannt geblieben sey: sonst hätte

man demselben abgeholfen: man möchte das nur nicht auf Rechnung des Königlichen Preußischen Gouvernements schreiben. —

Die sorgfältige Verbretterung der Fenster bei der ungewöhnlichen Höhe im dritten Stock dahier — bei überall bis an den Abtritt ausgestellten Wachen; noch mehr das Verbot, welches zwei Monate und noch darüber dauerte, niemals nahe an einem Fenster zu stehen, oder auf Stühle zu treten, um durch die geöffneten obern Fenster sehen zu können; ferner das beständige und lästige Begleiten einer Schildwache auf den Abtritt, wo doch gerade vor demselben ein Posten steht, der alles beobachten kann: — was waren diese Reglements, anders, als Ersinnungen, uns wehe zu thun! Doch, die bei unsrer Ankunft uns durch den Auditeur vorgelesene Instruction — sie sey abgefaßt, von wem sie wolle — sagt es nur in andern Worten, daß wir alle die damals schon gegebnen Reglements als — Gnade — als Wohlthaten und Begünstigungen ansehen müßten, und man erwarte es von uns, daß wir durch gutes Betragen beweisen würden, daß wir diese Wohlthat zu schätzen wüßten.

Wir haben diese, wie noch mehr andere Erniedrigungen gefühlt und — sie gehörig gewürdigt. Nein, Gnade und Wohlthaten nehmen Männer

von unsrer Denkart nicht an: es muß ihnen alles wenigstens mit dem Namen von Recht gegeben werden: denn man versuche es wenigstens an uns Unterschriebene, ob wir aus Gnade leben wollen. —

Als wir uns äußerten: daß es dem größten Theil von uns hart falle, das monatliche Aufwartegeld zu bezahlen: so eröffnete der Hr. General die Thür, als wenn er fortgehen wollte, sprach aber an der Thürschwelle stehend und halb zur Wache sich wendend: „die Kleinigkeit müßt ihr bezahlen: auf Ehrenbreitstein habt ihr den Profos und Steckenjung auch zahlt (bezahlt)!" — Freilich, sollten die gegenwärtigen Soldaten hören und wissen, daß wir Leute wären, die schon von Profos und Stockjungen bedient worden! — Der Hr. Obrist von Amelungs äußerte bei Gelegenheit nach seiner Manier — das heißt, in einem auffallenden, gebieterischen Ton — : daß wir, um das Barbiergeld zu sparen, die Bärte sollten wachsen lassen: das schicke sich ohnehin besser für Arrestanten, u. dgl. —

Diese und noch einige folgende Vorgänge . . . . zeigen klar: daß das hiesige Militär in dem Wahne stehe, oder etwan die Weisung habe, uns zum Theil als Verbrecher zu behandeln. Unter diesen Umständen fodern wir, daß man mit ei-

ner Inquisition vorschreite, ohne eben damit die Vorfrage einzuräumen: ob wir hier kompetende Richter anerkennen müssen.

Da endlich die Bewegung in freier Luft und zugleich die Entbretterung eines Fensters in jedem Zimmer, und zwar lezteres unter der Bedingung gestattet wurde, daß sämtliche Geißeln für ihr Geld eiserne Stangen vor diese zwei Fenster machen ließen: so fing man an, nebst diesem Lebensgenuß uns noch den Zusammentritt aus beiden Zimmern zu zulassen und die lächerliche Begleitung nach dem Abtritt einzustellen. — Mehrere von uns beschäftigten sich mit Musik, und die gewöhnliche Abends-erholung war eine Art Konzert. Dieß dauerte fort, bis Lever seine Beschwerden wegen erlittener mehrerer Kränkungen am 19ten vorigen Monats übergab. Eine hohe Regierung wird aus dem Inhalt dieser Beschwerden, und aus den beigefügten Beweisen, die an die Kurfürstliche Regierung in Mainz gestellt war, ersehen haben, daß Kränkungen von der Art nur von Leuten können ertragen werden, die entweder des Hudelns gewohnt sind, oder denen Vertheidigung zum Verbrechen angerechnet wird, und die in dieser Hinsicht das Schweigen dem lauten, aber vergeblichen Anruf der Gerechtigkeit vorziehen. — Im Vorbeigehen wird hier erinnert, daß Lever auf vier Vorstel-

lungen, worin er sich immer auf Schutz und Anwendung gesetzlicher Ordnung berief, noch keine Antwort erhalten hat. —

Der Hr. General schickte den hiesigen Hn. Auditeur, nebst mehrern Offizieren, um seinen Anstalten ein drohendes Gewicht zu geben, in die beyden Zimmer, Num. 1 und 2, und ließ nach Ablesung der Leverschen Schrift umfragen: ob wir Antheil an Levers Schrift und Sache nähmen? Metternich sprach im Zimmer Num. 1 zuerst, und sagte: so sehr er auch zweifle, ob er unter diesen Umständen und vom Hn. General — der nur die Verwahrung zu besorgen, aber keine Jurisdiction über uns auszuüben hatte, wie er vor einigen Wochen selbst erklärte, als er dem Lever sechs Bogen von seinen Schriften und Auszügen aus Tieftrunk, Ardinghello, Dahlberg u. a. konfisciren ließ — gefragt werden könne; so trage er doch kein Bedenken, seine Meynung zu äußern, und erkläre: daß, wenn Lever seine angeführten Beschwerden beweise, er dessen Ansuchen um Genugthuung unterstütze. Uebrigens sey es unter Geißeln herkömmlich, daß Unternehmungen, die einer allein, oder mehrere Einzelne in ihrer Sache machten, auch bloß auf Rechnung der Unternehmer geschrieben werden müßten. Der Meynung Metternichs traten die übrigen mit

ihren Unternehmungen bei. Es ward in wenig Tagen von dem Hn. General selbst Levern angedeutet: daß er bei den nächsten zwei Spatziergängen zu Hause bleiben, und stark bewacht werden sollte. Diese Ankündigung des Hn. Generals geschah in einer Hitze, die ihn auch noch zu dem Befehle verleitete, den er auf der Stelle der Wache gab: „Ich sage euch, den Lever nur streng bewacht, wenn die andern spatzieren gehen, und in Zukunft nur rauhe Worte gegeben!" Auch wurde dem Hn. Offizier von der Inspection angedeutet, bei der geringsten lauten Aeußerung des einen oder des andern, denselben sogleich ins Stockhaus zu führen und kreuzweise schließen zu lassen!!! —

Wir äußerten bald dem Inspections-Offizier, dem Hn. Fähndrich Buchholz: daß, im Fall Lever nicht mit den übrigen zum Ausgang zugelassen würde, auch wir übrige nicht ausgehen würden. Das hatte die Folge, daß in 13 auf einander folgenden Tagen kein Ausgang gestattet wurde. —

Die im Zimmer N. 1. machten deshalb eine Vorstellung an den Hn. General, worin sie sich auf das an die fränkischen Kommissarien ausgestellte Zeugniß beriefen, in dessen Gemäßheit der wöchentliche Spatziergang wenigstens zweimal zugestanden sey, und foderten den Hn. General auf,

baldige Abhülfe in diesem, wie noch in einigen andern Punkten, zu treffen, damit sie nicht genöthigt seyn möchten, ihre Klage lauter werden zu lassen. — Der Hr. General erklärte: diese Schrift sey zwar sehr spitzfindig abgefaßt; doch habe sie viel Schein von Wahrheit und Gerechtigkeit!!! — Alle in diesem Zimmer, nur Metternich nicht, waren unterschrieben: lezterer wollte nämlich, man solle noch eine kurze Zeit warten, und dann nicht zu einem Palliativ, sondern zu einem Mittel greifen, welches auf gänzliche Befriedigung oder gänzliche Unterdrückung unserer Foderungen gehe: denn es war damals schon alle vorhin gehabte Gemeinschaft in beiden Zimmern untersagt — Schildwachen mußten wieder auf den Abtritt begleiten — die in jedem Zimmer Verwahrten wurden allein zur Bewegung ausgeführt — die abendliche Unterhaltung mit Musik war gestöhrt — der Gesang französischer Lieder war untersagt... Rompel hatte auch in der Sache Levers, so wie überhaupt gegen einige harte Verfügungen zu laut und zu freimüthig gesprochen; daher ihm auch die Separation mit zu Theil geworden seyn mag.

Als am dritten Morgen nach der obigen übergebenen Vorstellung der Hr. Offizier ankündigte, daß man sich bereit halten solle, nach etwan einer halben Stunde ausgehen zu können, so erklärte

Metternich: daß er nicht ausgehe, und so lange nicht ausgehen würde, bis vorerst gewisse Dinge ins Reine gebracht wären. Der Hr. Offizier, der über diese Aeußerung vermuthlich Rapport gemacht hatte, kam in einer halben Stunde wieder, und sagte zu Metterich in dem einen, und zu Levern und Rompel in dem andern Zimmer: daß sie sich sogleich ankleiden sollten, um anderswohin gebracht zu werden. Auf die Frage: wohin denn? antwortete derselbe: daß wir das schon erfahren würden: er habe keine Erlaubniß, es zu sagen. So wurden nun wir Drey in die untere Kaserne, in eben das Quartier gebracht, wo mehrere von uns sich schon die Verwahrung neben zwei angeblichen Spionen gefallen lassen mußten: und eben hier sind wir noch.

Wir haben hier nicht weniger, wohl mehr Gemächlichkeit, und ein gesunderes Quartier von zwei Zimmern, als oben im Klosterbau. Nur trafen wir beim Eintritt eine ziemliche Menge Flöhe an, die wie Ameisen an uns herumkrochen, und noch jezt uns viel Ungemächlichkeit verursachen. Die so auffallende, diktatorische Wegführung von uns hat vermuthlich, mit noch einer Dosis Anstiftung nach dem bekannten Calumniare audacter: semper aliquid haeret, zu einem sehr allgemein gewordenen Gespräche in der Stadt Anlaß gegeben: daß Met-

ternich und Böhmer vor der Hauptwache Stockschläge bekommen hätten, und ein Dritter noch zu Spiezruthen verurtheilt wäre, weil diese und noch andere hätten durchbrechen wollen.

Was hierüber die Bürger und angesehene Männer in der Stadt und in Hochheim gesprochen, und wie Einige derselben ihre Meynung gegen den Hn. General geäußert haben, wird noch zur Zeit verschwiegen. — Wir beklagten uns bei dem ersten Besuch des Hn. Commissarius von Piper über die unbillige Separation, über die Art, wie sie geschehen, und vorzüglich, daß die Willkühr des Hn. Generals hier und zwar eigenmächtig zu seiner an uns selbstgenommenen Satisfaction entschieden habe; daß diese Separation uns dem Publikum in ein gehässiges Licht habe stellen müssen, und baten um eine rechtliche Untersuchung, worin uns gestattet werden möchte, eine faktische Darstellung unserer Kränkungen zu übergeben.

Diese Darstellung wäre nun hiermit gegeben; nur müssen wir noch bemerken, daß die strenge Aufsicht auf Druckschriften, die wir zur Lectüre oder zum Ankauf verlangen, und die doch als käufliche oder gangbare Waare geduldet werden, nur für den Herrn, der die Censur darüber hat, ermüdend und sonst ganz ohne Zweck ist. Der einzige Fall, der eine vernünftige Billigung dieser Vor-

sicht denkbar macht, ist, wenn man glaubt, wir würden unsern Aufenthalt je wieder in einem Lande nehmen, wo Alleinherrschaft die Grundverfassung wäre, und da möchten wir aus Büchern Grundsätze entlehnen, die mit solchen Verfassungen unvereinbarlich sind. Allein diese Voraussetzung ist wohl, wo nicht für Alle, doch für den bei weitem größern Theil ganz ungegründet: und die, welche könnten hier bleiben wollen, würden die sogenannten verbothenen Schriften ohnehin wohl nicht lesen.

Auch glauben wir, daß unsere neulich an den Hn. General übergebne Denkschrift in Ansehung der uns gestatteten, aber wirklich lästigen Bewegung in der freien Luft, hier einen Platz verdiene: sie folgt also hier wörtlich.

P. P.

„Wir haben Ihnen schon einmal melden lassen, daß wir Unterschriebne durch einen Revers, worin einer für alle, und alle für einen zu haften versprachen, Sie sicher zu stellen, und uns von einem Zwange bei dem Spatziergange zu befreien gedachten, der uns mehr lästig, als die Erholung günstig seyn kann. Wir verbürgen auf alles, was uns heilig ist, daß ein solcher Revers in Paris nicht nur angenommen, sondern eben die Kraft haben würde, welche das gegebne Ehrenwort der französchen Militär-Geißeln hier in Erfurt hat.

Entweder ist es Ernst, oder es soll dem Publikum nur so was gezeigt werden, was uns als gefährliche Waghälse darstellt, wenn man gewöhnlich vier, auch zuweilen fünf Posten ausstellt, wo noch der Korporal und der Offizier von der Inspection zugleich gegenwärtig sind, und dieß alles auf einem bis auf drei Ausgänge an sich schon ganz gesperrten Platz, den Umfang der Festung noch unerwogen.

Da kein Verdacht erdichtet werden kann, als habe einer von uns je einen Schritt zu seiner Befreiung und Flucht gewagt, troz aller Auslegungen unserer Handlungen: so können wir in keinem dieser Fälle die Rolle übernehmen, die man uns etwan vor dem Publikum will spielen lassen. — —

Da ferner der Platz der hiesigen Kaserne ein wahrer Kessel ist, ohne reine Luft, wenn kein Wind wehet; da er auf der einen Seite zum Ausklopfen der Deckbetten, und folglich den Flöhen gewidmet, auch mit Kindern angefüllt, und ohne Aussicht, also in keinem Fall geeignet ist, Erholung da zu haben: so müssen wir uns unter diesen Umständen alles weitere Ausgehen verbitten. Kann uns daher unter Ausstellung des obigen Reverses, und unter Begleitung eines Ober- oder Unteroffi-

ziers nicht gestattet werden, auf der hiesigen Festung überall, wo sonst Leute gehen dürfen, auch die freye Luft durch einen sogenannten Spatziergang zu genießen: so werden wir nicht mehr wünschen, vor die Thüre gelassen zu werden.

Dieses alles glauben wir aus dem Gesichtspunkte vorstellen zu dürfen, da unser Begehren sich in weit engern Schranken hält, als man diese eigentlich gegen Geißeln zu beobachten pflegt.

Wir hoffen nicht, daß man uns vorwerfen werde: Andere hätten mit eben dem und mit noch Wenigerm fürlieb genommen, und nähmen noch damit fürlieb: denn das Betragen Anderer kann für uns keine Regel werden.

Petersberg d. 14ten Jul, 1794.

Metternich,
Rompel,
Lever."

Der Herr General ließ uns hierauf sagen: „daß die Gestattung unseres Gesuchs von ihm nicht „abhänge; daß er unsere Vorstellung der hohen „Kommission vorlegen werde, und dieselbe dann „weiter nach Mainz geschickt werden müsse, um „darüber Verhaltungen abzuwarten." —

Wir werden das wohl abwarten; wünschen aber, daß die Mainzer Regierung, oder wer sonst unsere Sache verwaltet, einmal aus dem Irrthum komme, als könne man sich gegen Gefangene, die nach ihrer Verfassung und Grundsätzen wohl beleidiget, niemals aber deswegen sträflich vor dem teutschen Richterstuhle werden können, alles erlauben, in sofern man bei dem auch aufgereizten und nicht klar und unpartheiisch sehenden Publikum nur Recht erhält.

Wir können keinen andern Weg zur Ausgleichung der vorhandenen Irrungen und zu einer erträglichen Lage für uns angeben, als daß man uns erlaube, monatlich einen getreuen Rapport an das fränkische pouvoir exécutif abzuschicken, worin wir getreu und wahr unsere Lage darstellen wollen, so daß eine hohe Kommission selbst die ächte Eigenschaft des Rapports nicht verkennen wird. — Wenn von daher die Behandlung, die uns hier zu Theil wird, gebilliget, ja, wenn Winke von daher gegeben werden sollten, daß man sie noch mehr schärfen möge: so werden wir uns dieser Nothwendigkeit ohne Murren unterwerfen. Wir sind so fest entschlossen, auf diesem Gesuch stehen zu bleiben, als wir unwankelbar sind, keinen Fuß auf französischen Boden zu setzen, wenn es einmal zur Geißel-Auswechselung kommen sollte, bis wir hinlängliche

Genugthuung für alle ausgestandene Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten werden erhalten haben.

Feste Petersberg bei Erfurt,
den 18ten Jul, 1794.

Lever.
Metternich.
Rompel.

An
Hn. Coadjutor, Freyherrn von Dahlberg
in Erfurt.

Wenn wir Unterschriebene uns die Freyheit nehmen, Ew. — die anliegende, der hiesigen Regierung übergebene Denk- und Beschwerde-Schrift zu überreichen: so haben wir dabey den einzigen Zweck, die Sache zu Dero hohem Wissen gelangen zu lassen.

Wenn die französ. Republik ihre Existenz behauptet: so ist nichts gewisser, als daß unsere in Teutschland erlittene Mißhandlungen einst zur Sprache und zur endlichen Genugthuung kommen werden: und in dieser Rücksicht scheint es allerdings nöthig, daß unsere Lage auch den respektiven hohen Stellen dahier fördersamst bekannt werde. Wir sind weit entfernt, Hoch-Ihnen mit irgend einer Bitte beschwerlich zu fallen. Was auch Hochdenselben Menschen- und Gerechtigkeits-Liebe in der

Sache etwan zu thun rathen mag: so wünschen wir doch mit allem verschont zu werden, was nur einer einstweiligen Ausmittelung gleich sieht. Nichts kann unsern Zustand dahier dauerhaft erträglich machen, als die Gewährung des in der Anlage gemachten Antrags. Wir sind u. s. w.

Petersberg, den 18ten Jul, 1794.

Lever.
Metternich.
Rompel.

II.

An die hohe Regierungs-Commission in Erfurt.

Ich mache die Anfrage, ob ich auf meine Denkschrift vom 20ten, auf den Nachtrag vom 23ten und auf die Beweisschrift vom 25ten vorigen Monats Gerechtigkeit, in specie den anverlangten geseztlichen Schutz gegen die Drohungen, Mishandlungen und Neckereyen des Hn. Generals von Knorr erhalten werde oder nicht? Im leztern Fall wird mir das Recht, an den Hn. Coadjutor und an das königl. Preußische Gouvernement in Maynz eine verschloßne Vorstellung abschicken zu dürfen, nicht versagt werden. Wird auch dieses nicht gestattet oder verhindert, so behalte ich mir die Gerechtigkeit und Billigkeit auf jene Zeit vor,

wo, um grad aus durchdringen zu können, mich keine künstliche Kluft von Schranken oder Schlagbäumen hindern wird; wo keine Einlaßzetteln, keine Denkschrift und Vorstellungen nöthig seyn werden, um Menschen mit zwey Worten ihrer Pflichten zu erinnern: Seyd gerecht! —

Feste Petersberg bey Erfurt,
den 11ten Jul, 1794.

Lever, aus Worms.

III.

Churfürstliche Mainzische Regierung!

Schon im December vorigen Jahrs übergab ich eine Denkschrift an die kurfürstl. M. Regierung, worin ich, wenigstens für jezt, soviel von meinem sequestrirten Eigenthum verlangte, als ich zu den unnachläßlichsten Bedürfnissen brauchte. Ich glaubte, Gründe dargelegt zu haben, die nicht aus der Luft gegriffen waren. Ich hatte noch den guten Glauben, daß Gesezlichkeit doch noch wohl bestehen könne, obschon das Verfahren gegen mich und andere bey unsrer Gefangennehmung zu Mainz, und nachher während unsrer Gefangenschaft auf Ehrenbreitstein, Königstein und Erfurt mich überzeugen mußte, daß baare Rache uns bisher verfolgte.

Ich hatte es der Unterstützung meiner Mitgefangnen zu danken, daß ich auf Ehrenbreitstein kein Opfer des Hungers und der Nacktheit geworden bin: es war kein geringes Stück von Grausamkeit, daß man meinem Geschwister aufs schärfste untersagte, mich mit Geld zu unterstützen. . . . Soviel aber die Pflicht der Selbsterhaltung mir zu gebieten scheint, andere scheinbar erlaubte Versuche zu diesem Zwecke zu machen, als da ist — supplicando wegen einer Zulage einzukommen, so sehr würde das wider die nämliche Selbsterhaltung streiten: denn ein durch Herabwürdigung erhaltenes Leben ist lange nicht von dem Werth, als der Tod, der der Entehrung trozt.

Nicht ich kann und darf den Wahn bestärken, als wenn es Menschen gezieme, um Gnade zu kriechen, und Menschenwürde zum Fußschemel der Willkühr zu entheiligen da, wo Rechte und Gesetze entscheiden sollten. Das Betragen der Tausende und Millionen, die anders handeln, kann für mich kein geltendes Beyspiel seyn, da ich — dem Himmel sey's gedankt! — aus jenen Verhältnissen ausgetreten bin, und nun nach den Grundsätzen der Menschenwürde handeln muß. . . .

Petersberg, den 27ten Jun, 1794.

Metternich, Französ. Geißel.

IIII.

Churfürstliche Hochpreisliche Regierung zu Erfurt!

Endlich ist das schon lang gefällte Strafurthel gegen Metternich vollzogen: er sizt bey Wasser und Brodt seit gestern Nachmittag fünf Uhr auf drey Tage im Stockhause, zwar seit einigen Tagen unpäßlich, aber noch muthig genug, um dieses Ungemach zu erdulden. *) Die ihm angetragne Hundekost hat er nach seinen Grundsätzen mit gebührender Verachtung ausgeschlagen, weil sie die Menschheit schändet, und den Karakter eines freyen Bürgers entehrt.

---

*) Zur Ahndung des vorigen Aufsatzes, welchen die Mainzer Regierung, als zügellos und wider ihre Würde, ihm zerrissen zurückgeben ließ. Und doch hatte eben diese Regierung sich im Dezember 1793 ungeahndet sagen lassen: „Daß an ihr der Ruf der deutschen Gerechtigkeit scheitere, weil sie bey den grausamsten Mißhändlungen der arretirten Geißeln, und bey mehrmaligem Anrufen mehrerer Mitglieder um Gerechtigkeit, sie schwiege und nichts entschiede, nichts linderte." — Auf Ehrenbreitstein schrieb Metternich: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, und wenns der Tod ist! Ich trotze allen Grausamkeiten, selbst dem Tode, wenn man Muth genug hat, die Hände in dieser Absicht nach mir auszustrecken!" — Lever schrieb: „Er könne das Maximum der vorsichtigen Weisheit, womit auch deutsche Regierungen sich auszeichnen wollten, nicht ergründen, und er wundere sich sehr, daß wenn die Klubbisten die großen Verbrecher wären, wie sie der Mainzer und andere Zeitungsschreiber dem Publikum beschrieben, sein Kopf noch auf seinem Rumpf stehe, und man mit der Inquisition nicht schleunigst vorfahre!" —

Noch vor wenig Jahren war man bey dergleichen Strafen nicht so streng in Mainz. Selbst der Falschmünzer Hazfeld — der Herr Vetter des Friedrich Carls — erhielt dort seine standesmäßige Verpflegung im Arrest: aber der fränkische Staatsbürger soll in seinem engern Arrest nur Brodt und Wasser haben! Freilich ist dieser nur Mensch, und jener von hohem Adel! Da liegt der Hund begraben, sagt Wieland. —

Wären unsere Pro-Memorien, Denk- und Schlußschriften vom 18ten, 21ten und 25ten Jun, vom 18ten Jul, vom 22ten und 27ten August, und vom 17ten und 22ten September l. J. nach Mainz, wie man vorgiebt, wirklich eingeschickt, und dort, wie die Gerechtigkeit es fodert, nach der Gerechtigkeit gewürdigt worden; so würden unsere neuere Beschwerden nicht erfolgt seyn, und dann auch nicht das Straf-Dekret.

Es ist ein bekannter Rechtssatz, daß mein Gegner kein Richter in meiner Sache seyn kann, noch weniger die Erzfeinde der französischen Republik, ich meyne die Mainzer Pfaffen. Gerechtigkeit ist alles, was wir zu fodern berechtigt sind; und wo Recht ist, muß auf der andern Seite auch Pflicht seyn: das lehrte mich die Schule. — Gerechtigkeit ist alles, was wir zum leztenmal fodern. Den unter uns treffe die Rache der beleidigten

Menschheit, der die Würde des Menschen vergißt,*) die beschwornen Grundsätze der Freyheit in der Gefangenschaft verläugnet, die menschliche Hoheit entheiliget und sich vor einem politischen Phantom erniedriget, indem er das die Schöpfung entehrende Wort Gnade in seinen Mund aufnimmt und das erbettelt, was jeder gerechte Regent nach den Gesetzen im Wege Rechtens zu geben schuldig ist.

Wir sind Weltbürger, Republikaner, französische Geißeln, nicht von jenen Viehmenschen, die ein deutscher Dichter besingt**) und von denen man fühllosen Gehorsam erzwingen kann. Dem Gesetz der Vernunft und dem allgemeinen Völkerrecht, das auch die ungesittesten Völker in Afrika zu verehren anfangen, sind wir Gehorsam, aber nicht den Menschen schuldig. —

---

*) Zielt auf Menth, den Verfasser des Bürgerfreunds zur Zeit der Eustiniade, und auf Böhmer, der sich erklärt hatte, in Deutschland bleiben zu wollen, der Collegen denunzirt und eine Untersuchungs-Commission verlangt, aber nicht erhalten hatte.

**) Ihr, die zum Viehmenschen entwürdiget,
Unmenschen, ihr trotzet noch jezt?
Ihr straft, wo ein Gedank' ertönt,
Und erzwingt fühllosen Gehorsam? —
Mit Waffen in den Kampf
Für Freyheit und für Recht!
Naht Bürger, naht: bebt Miethlingsschwarme,
Entflieht, oder sterbt!

Voß.

Wo der Weg zur unpartheyischen Justiz ganz versperrt ist, da tritt das Recht der Selbsthülfe und der Nothwehr ein: und das ist hier der Fall, der dem hellsehenden Publikum ausführlich vorgelegt werden wird. — Ich erwarte alles und fürchte nichts, bestehe aber ein für allemal auf mein Recht. —

Petersberg d. 24sten Sept.
1794.

Lever, französ. Bürger u. Geißel.*)

V.

An die Churmainzische Regierungs-Commission in Erfurt.

Als ich, um mir durch mich selbst eine Unterstützung zu verschaffen, ein Adagio oder Klagen der Klubisten zu Ehrenbreitstein nebst Variationen

---

*) Regierungsrath Streker nahm diese Unterschrift der Geißeln in der Mitte des Monats März noch übel auf, und gab Levern seine Briefe an die neufränkischen Volksrepräsentanten Merlin und Hausmann, nebst denen an Hn. Grafen von Kalkreuth mit dem Verweis zurück: daß es Arrestanten nicht gebühre, so zu schreiben. Als er einige Tage darauf die Atteste der Geißeln nach Frankreich foderte, fragte ihn Lever: Ob man sich fränkische Geißeln unterschreiben dürfe? Ja, freylich, antwortete er, das sind Sie ja! — Da stand nun der inkonsequente Hofmann und Doctor der Rechte!

für die Flöte verfertigte, wurde mir diese Arbeit von dem ehemaligen Commissarius, Hn. Regierungsrath Streker, in derben Ausdrücken verwiesen, und bedeutet: man habe solches nach Mainz eingeschickt. Ich habe dies mein Eigenthum nie zurück erhalten.

Als Metternich in der nämlichen Absicht eine Abhandlung über Holz-Ersparniß für Prof. Grens Journal der Physik bearbeitete, und sie der Commission übergab, erhielt er sie mit der Erklärung zurück: daß die Churfürstl. Regierung in Mainz hierauf erklärt habe, wie es Arrestanten nicht gebühre, Abhandlungen zu schreiben und solche in Druck zu geben. *)

---

*) Die höchsten Gerichtsstellen in Preußen denken anders, denken menschlicher. Es ist weltkundig, daß D. Bahrdt während seiner einjährigen Gefangenschaft auf der Citadelle zu Magdeburg mit Erlaubniß der Regierung seine Lebens- und selbst seine Gefängniß-Geschichte schrieb, wie auch, außer Alvaro und Ala Lama, das Wort, deutsch gesprochen mit dem Ritter von Zimmermann. Das alles war für Bahrdts Oekonomie und mehr zur Unterhaltung als Belehrung, und doch gönnten die höchsten Gerichtsstellen in Preußen das eine dem Verfasser, und das andere dem Publikum, ohne die mindeste Beschränkung der Publicität und der Presse. Und eine Churmainzische Regierung, die soviel von Patriotismus spricht, eine erzbischöfliche, die auch keine Spur von Christus-Sinn zu haben scheint, hält eine äußerst gemeinnützige Abhandlung für eine Arbeit, die einem Arrestanten nicht gebühre? — Gott behüte uns für solche Convenienz-Richter!!! Ein Mehreres, was hiehin gehört, findet man in der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte — S. 82. ff.

Darf man fragen: welcher Lehrer des Menschen- und Völker-Rechts hat je behauptet, daß Geißeln — Arrestanten im eigentlichen Verstande seyen? Und warum werden wir Arrestanten genannt, wenn wir Wahrheit schreiben und Gerechtigkeit fodern, aber französische Geißeln, wenn man ein Attestat von uns nothwendig hat, um es nach Paris schicken zu können? Das ist eigentlich das Spiel, welches man nach dem eingedrungenen System von Convenienz mit uns seit einem Jahr gespielt hat und noch ferner spielen will. Das ist das fürchterliche Resultat jenes politischen Grundsatzes, welchen allgemein bekannte Manifeste in ganz Europa verkündiget haben — Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns. Die Zahl der leztern besteht aber aus Millionen Menschen und wird — man merke dies wohl! — bei der mit Gewalt unterdrückten Wahrheit, und bey den fortdauernden Leiden der Menschheit unermeßlich werden.

Die Behauptung: Arrestanten oder Geißeln gebühre es nicht, ihr Schicksal durch ihre Talente selbst zu erleichtern — Abhandlungen zu schreiben — Wahrheiten durch die Publicität zu verbreiten — die Cultur der Nation und die Vervollkommnung der Wissenschaften zu befördern, ist gegen die Menschheit, gegen Vernunft und Recht, und be-

gründet sich nur in dem grand Rien der Politik zu Ende des 18ten Jahrhunderts. —

Wo die Wahrheit freyen Lauf hat, da nehmen die Kenntnisse und Einsichten der Menschen täglich zu: wo sie aber als Monopol taxirt und verkauft wird, und wo nur gewisse höchstprivilegiirte Leute die Wahrheit allein sagen dürfen, da sinken die Wissenschaften, die Menschheit ist gedrückt, und Aberglaube und Barbarey fangen wieder an, das Volk zu beherrschen und elend zu machen, aber zum Nachtheil der Fürsten selbst, wie dies die Geschichte der Menschheit überzeugend darthut. Der gute Fürst hat nie Ursache, die Wahrheit zu scheuen, und je freiern Lauf er ihr läßt, desto sicherer weiß er sich, und zeigt, daß er Einsicht und guten Willen genug hat, das Wohl seiner Untergebnen zu schätzen und zu fördern. Aber der schlechte, der kurzsichtige! — rc. rc. *)

Aufm Petersberg an Erfurt,
im Sept. 1794.

Leyer,
französ. Geißel aus Worms.

---

*) In der mir mitgetheilten Abschrift stand hier am Rande: „Was an sich offenbar ist, und wenns noch so einleuchtend dargestellt würde, kann auf die gutmüthigsten Fürsten, zumal wenn sie zu wenig selbstständig sind, nicht wirken, sobald ein Anhang von herrschsüchtigen, heuchelnden, oder schwärmen-

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Marsch von Maynz nach dem Gebürge.

Den 27ten Jul, Nachmittags, brachen wir von Maynz auf, marschierten die Nacht durch, und kamen den andern Morgen, früh um 8 Uhr, nach Alzey. Es war damals sehr heißes Wetter, und daher fand der General von Mannstein, welcher unsre Kolonne anführte, für gut, uns des Nachts gehen und am Tage ruhen zu lassen. Es war nicht sehr dunkel und guter Weg, wie die Wege in der Pfalz überhaupt sind; und so war diese Anstalt heilsam und löblich.

In Alzey besuchte ich meinen Freund, den schon oben erwähnten Pfarrer Walther, einen sehr lie-

---

den Obscurations-Klubbisten ihnen den Gesichtspunkt verrückt, oder den Gesichtskreis vernebelt, um die Majestät ihrer Phantasie der Majestät des Staates ganz sachte, aber recht dichte anzuschmiegen, und nolens volens die eine durch die andere vor den Augen der ganzen vernünftigen Welt schrecklich zu prostituiren. Hr. Zimmermann in Hannover, Hr. Gruner in Jena, Hr. Jung in Marburg, Hr. Reichard in Gotha und Hr. von Göchhausen in Eisenach würden über die Bewegründe dieser hochheiligen Majestäten in Convito und Incognito die beste Auskunft geben können, wenn's der Mühe werth wäre, sich um die Collegen und Räthe eines Sultan Peters, des Unaussprechlichen, auch nur einen Augenblick zu bekümmern."

benswürdigen Geistlichen. Als ich wieder in mein Quartier zum Juden kam, hörte ich, daß ein Mädchen schon zweymal da gewesen wäre, welches mich in den Ochsen hätte rufen sollen, wo ein Herr mit mir zu sprechen wünschte. Ich lief hin, und fand in der obern Stube — meine mir ewig theure Therese! Das edelmüthige Mädchen war allein; sie kam mir entgegen, und nahm mich bey der Hand. Ich konnte kein Wort herausbringen. Gott, sagte sie endlich, was habe ich Ihnen gethan, daß sie, in Ihrer Lebensgeschichte, mich und meine Schwachheit gegen Sie, der Welt so öffentlich bekannt gemacht haben? Habe ich, hat meine Liebe das um Sie verdient?

Ich: Sie sind ja nicht mit Namen genennt!

Therese: Was thut mein Familien-Name zur Sache! Sie hätten mich jezt immer auch nennen können: Jederman weiß doch, wen Sie mit Theresen meynen! Ihr Buch ist hier in jedermans Händen, und wohin ich komme, ließt man mir die Stellen über mich daraus vor. Doch, was hilfts! ich habe Ihnen vergeben.

Ich: Gute, edle Therese!

Therese: Sie sind unglücklich, aber wahrlich nicht durch meine Schuld: wenn ich Sie hätte glücklich machen können: Sie wären es gewiß;

aber ach, Sie haben Sich und mich auf immer unglücklich gemacht!

Nein, ich kann, ich will diesen Punkt nicht weiter berühren: Er zerreißt! — Thereschen war immer noch, wie ehedem, im Jahr 1775, das gutmüthige, treuherzige, sanfte Mädchen! Ihr Gesicht war nicht viel verändert, doch waren die Züge auf demselben schwermüthiger, und die Farbe etwas blässer. Sie wohnte damals noch in ihrem Geburtsorte. Ihr Vater, der redliche Amtmann, war längst gestorben, und nach dessen Tode hatte sie manche Freier gehabt, wie ich von andern hörte — Thereschen selbst rühmte sich der Freiereyen niemals — hatte sie aber alle abgewiesen. Warum? Das weiß ich nicht. Genug von der Unvergeßlichen! —

Gegen Abend besuchte mich auch meine alte Tante, mit welcher ich aber nicht viel sprechen konnte, weil wir bald marschieren mußten.

Im Wirthshause zu Alzey hörte ich viele scandalöse Histörchen von dem geheimen Rath von Koch, sonst genannt der große Mogul, und von seinem Schwager, dem R. Rath-Schlemmer. Solche Leute muß man in einem Lande anstellen, wie Koch und Schlemmer in Alzey, Schweikart in Kreuznach, Albertino in Bacharach, Fabel in Grehweiler, Bola in Flonheim, und wie

das juristische Gesindel in der Pfalz, dort überm Rhein, mehr heißt, wenn man Volksaufstand befördern will. Dergleichen Schufte können den Unterthanen alle Liebe zu ihrer Herrschaft und ihren Beamten fein hübsch beybringen. Die Leute in der Pfalz räsonnirten entsetzlich, und lobten beynahe öffentlich das Revolutionssystem der Franzosen. Daher sahen auch die Preußen alle Pfälzer für Patrioten an; aber die guten Preußen wußten nicht, wo der Schuh die armen Pfälzer drückte: und hienach hätten sie sich doch erkundigen sollen, ehe sie zugriffen, schlugen und plünderten. — Gebe nur der Himmel, daß die Neufränkische Verfassung auch auf die gute Pfalz einen guten Einfluß haben möge! Und wenn nur die Justizverwaltung besser, die Duldung gemeiner, und Tyranney der Minister, der Pfaffen und des Adels zerstört wird, so ist das reichlicher Ersatz für all das Unglück und den Schaden, den die Franzosen zur Wiedervergeltung — dem Lande zufügten. Herr Pastor Braun ist hier gewiß meiner Meynung.

Wir brachen, wie gesagt, auch hier des Abends auf und marschierten in der Nacht. Unser Bataillon kam nach Kerzernheim, wo der Geistliche Herr mein Vetter ist. Sein Hauslehrer war ein Candidat, zu Tübingen im Kloster erzogen, der mich wegen der Ketzereyen in meiner Lebensgeschichte

vornahm, und mir haarscharf beweisen wollte, daß nur die in der h. Schrift geoffenbarte Lehre die einzige wahre Religion ausmache. Als ich nun bey dem Worte Religion und h. Schrift das anmerkte, was jeder Kluge und Sachkundige dabey nicht übersieht: so fuhr er schnell auf, und sagte mir recht barsch: „Herr, ich habe Sie sonst bedaurt, und habe Mitleid gehabt mit Ihren Schicksalen, aber jezt würde ich mich an Gott und an der gesunden Vernunft versündigen, wenn ich noch ferner gut von Ihnen denken wollte. Sie verdienen Ihr Schicksal: (heftiger) Ja, wahrlich, Sie verdienen es, und ich gönne es Ihnen von Grund meiner Seele.“ Ich bedaurte den künftigen Lehrer der christlichen Sanftmuth und Duldung, der, wie die meisten Pfaffen, den lieben Gott, und die gesunde Vernunft für einerley mit seinen Träumen, Phantasien und Einfällen gehalten wissen wollte. Sonst schien mir der Herr Kandidat kein Feind des Frauenzimmers zu seyn, und fleißig mit der Mamsell Tochter des Pfarrers zu — sympathisiren.

Auf dem Marsch von Tiefenthal nach Forst, am 28ten Jul, hatte ich bei Neuleiningen das Unglück, in der stockfinstern Nacht, meinen rechten Fuß zu vertreten, und mußte daher auf einem Bauerkarren gefahren werden. Ein barmherziger Bruder von Deidesheim gab mir recht guten Spiri-

tus, und in drey Tagen war mein Fuß wieder hergestellt. Diese Mönche stehen dort in der Gegend in sehr großem Ansehn, und sind mit Recht beliebt, wenn anders Mönche beliebt seyn sollen. Sie sind gut fundirt, und wenden ihr meistes Einkommen auf die Pflege der Kranken, die in ihr Spital ohne Ansehen, selbst der Religion, aufgenommen werden, nur nicht die Venerischen, wahrscheinlich, weil diese Krankheit den Herren unbekannt oder ein Gräuel ist.

Forst ist ein sehr schönes Dorf, wo ein Wein wächst, der selbst dem Niersteiner oder Hochheimer nicht viel nachgiebt, wenigstens ist er der beste in der ganzen dortigen Gegend. Von Forst aus besuchte ich meine Freunde in Dürkheim an der Haart, den Hn. R. Rath Laukhard, den Hn. Pfarrer Braun und mehrere. Ich sah auch da den vorhinerwähnten Superintendenten Klevesahl, der sich so weit herabließ, daß er mich armen preußischen Musketier eines Gespräches würdigte. Er war noch wie ehedem in Gießen, wohlgemästet, stolz, grob, unwissend und intolerant. Ich sprach mit ihm in Beyseyn des Marchese Lucchesini, so wie man mit einem Pfaffen von Klevesahls Art sprechen muß: und der Hr. Marchese sagte mir hernach, daß er sich über meine Freymüthigkeit gefreut habe. Der absurde Wicht sprach unter andern von seinem

Vorfahr, dem D. Bahrdt und schimpfte: ich nahm, wie natürlich, Bahrdts Parthey, rühmte seine guten Seiten und seine Verdienste; und mokirte mich sofort über die Dummköpfe, die Intoleranz, Unwissenheit und Stolz gleich stark verbinden, und so dem Menschengeschlechte immerhin schaden.

In Forst lernte ich einen sehr interessanten Mann kennen, den Rektor Simon von Neustadt an der Haart. Wenn mehr solche Schulleute in der Pfalz wären, so müßte das Schulwesen in selbigen Gegenden weit besser stehen. Hr. Simon ist ein geschickter Philologe, ein heller Kopf, und dabey ein junger Mann von reinen, gefälligen Sitten. Ueber die französischen Angelegenheiten waren wir, nach Psychologie und Geschichte, ganz einerley Meynung. Hr. Simon machte mir wegen der Beschreibung, die ich im I. B. meiner Lebensgeschichte von der Universität zu Heidelberg habe, und besonders wegen der Anekdoten von D. Heddäus einige Vorwürfe. Er beschrieb mir den Ehrenmann als einen sehr toleranten, braven, helldenkenden Gelehrten. Aber so gern ich erkanntes Unrecht zurücknehme, so kann ichs doch hier nicht: Denn noch im October 1795, wo ich durch Heidelberg kam, fand ich bey neuer und genauer Erkundigung, die Sagen von Heddäus Intoleranz

und kalvinistischer Rechthaberey und besonders von seiner Impertinenz gegen die Lutheraner noch immer in ungesegnetem Andenken.

Man hatte mich auch, wie ich in Forst hörte, und wie man mir hernach in Heidelberg bestätigte, wegen meiner Aeußerungen über die Pfälzische Reformirte Geistlichkeit, und besonders über die Heidelbergische Quasi-Universität bey dem Herzog von Braunschweig verklagen und für die — Injurien Genugthuung fodern wollen. Die Herren trugen das Geschäft dem ehrlichen Kirchenrath Mieg auf, der aber die ganze Sache nicht nur ablehnte, sondern auch selbst ganz widerrieth. Er hatte gemeynt: ich hätte sie bey dem Publikum belangt, und nun müßten sie auch hier ihre Sache ausmachen, dabey aber nicht vergessen, daß Laukhard repliciren würde, und daß das Lezte alsdann ärger werden könnte, als das Erste. Der Unschuldige könne sich mit seiner Unschuld trösten, und der Schuldige — mit einem, Vater, ich habe gesündiget! bessern! — Die Herren können froh seyn, daß noch Einer unter ihnen so gescheid war, als Herr Mieg: denn wenn sie geklagt hätten, so würden sie durch neue Thatsachen nur noch mehr seyn beschimpft und belacht worden. Der Herzog von Braunschweig ist überdieß viel zu klug, als daß er eine Klage von dieser Art hätte annehmen und

eine Untersuchung darüber verfügen sollen. Genug, ich bin nicht verklagt, und bey meiner Durchreise durch Heidelberg, im October 1795, auch nicht angehalten oder befehdet worden. Das zeigt denn doch noch von einigem bon sens der Herren Heidelberger; und so mögen sie für dießmal, troz allem, was ich von neuem über sie in Petto herumtrage, in Frieden seyn und bleiben. Aber eins muß ich hier aufs Reine bringen, weil ich verbunden bin, die Ehre eines braven jungen Mannes zu retten, der meinetwegen in der Pfalz als eine Frau Base oder Klatschschwester verschrieen ist.

Man glaubt daselbst durchgängig — ich hab's wohl an zwanzig Orten gehört — Herr Winkelbleck aus Arnsheim, der von 1790 bis auf den Herbst 1791 in Halle studiert, und da meinen Unterricht benuzt hätte, habe mir die Nachrichten von der Heidelberger Universität und von der Pfälzer Pfafferey mitgetheilt. Man hat dieses überall ausgesprengt, und der gute Winkelblech ist deswegen sehr ins schwarze Buch gekommen. Man hat ihm gedroht, ihn bey dem Kirchenrath deshalb zu belangen. Aber ich erkläre hier öffentlich, daß die Quelle, woraus ich jene Nachrichten geschöpft habe, ganz und gar nicht Hr. Winkelblech ist; vielmehr hat dieser, wenn ich manchmal so im traulichen Gespräche über die Pfälzer Bonzen und über

die antiquissima Rupertina loszog, sich im Ernste erhizt, und die Apologie sowohl der Bonzen, als der Gelehrten=Zunft zu Heidelberg übernommen. Kurz, ich habe, was ich erzählte, theils selbst erlebt, theils von Leuten gehört, die Glauben verdienen, die ich aber den Herren in der Pfalz nicht nöthig habe bekannt zu machen. Uebrigens verspreche ich den Herren — damit sie doch sehen, daß auch mir das Suum Cuique noch heilig sey — das, was ich von wirklicher Verbesserung der Schulen in der Pfalz, besonders durch einige Schüler des Professors Wolf zu Halle, gesehen und erfahren habe, dereinst treufleißig anzugeben.

In Forst mußten wir Viktorisiren, oder das Gewehr einigemal losschießen, weil ein General unsrer Verbündeten einigen Vortheil über den Feind gewonnen hatte. Die Siege waren größtentheils unbedeutend, und so war denn auch das Viktorisiren — unbedeutend, und des Pulvers nicht werth. Die Franzosen mokirten und erboßten sich allemal darüber, und ihre Ehrbegierde wiegelte sie reger gegen uns auf; bey uns aber erregte es Verdruß und Murren, weil die Soldaten hernach ihre Gewehre für nichts und wieder nichts putzen mußten. Man sollte billig bis auf den Frieden warten, und

dann zusehen, ob die Göttin Viktoria uns oder dem Feinde günstiger gewesen sey.

Vosne velit, an me regnare hera, quidve ferat fors,
Virtute experiamur,

sagt Pyrrhus von Epirus beym Ennius.

In Frankreich habe ich hernach oft die bittersten Sarkasmen über das Viktorisiren der Verbündeten hören müssen, und konnte sie nicht widerlegen, weil die Citoyens immer die wohlgegründete Bemerkung machten, daß ein und der andre winzige Vortheil über den Feind immer eine Kleinigkeit bleibe, so lange man nicht dauerhaften Nutzen daraus ziehen könnte: und von dieser Art wären die Vortheile der kombinirten Mächte nie gewesen. Wie gesagt, man hätte billig bis zum Frieden, oder bis zur gänzlichen Entkräftung der Franzosen warten sollen. Jezt schossen wir heute Vvctoria, und in kurzer Zeit wußten wir vor Angst und Schrecken nicht zu bleiben!

In Forst hatte der Zöllner, welcher auch Krämer war, und Wein schenkte, eine lutherische Bibel. Er durfte sie zwar nicht öffentlich zeigen, denn sonst würden ihm die Pfaffen — Forst gehört dem Bischof von Speier — ihre schwere Hand gewiß haben fühlen lassen. Der Mann war ächtkatholisch, doch war ihm die lutherische Bibel deswegen lieb, weil er die ganze Französische Revo-

lution darin fand, und zwar in der Offenbarung Johannis und dem Propheten Ezechiel vorzüglich. Unsre Soldaten hatten ihm gesagt, daß ich so ein Stück von einem Studierten sey: er machte mir also seine Weisheit bekannt, und fragte mich um mein Gutachten. Da ich ihm aber nach meiner Einsicht antwortete, erboßte er heftig, und sagte mir gerade ins Gesicht: daß er gar nicht verstünde, wie man so einen gottlosen Freygeist bey der Armee leiden könnte! Dann könnte freilich Gott der Herr kein Glück und Seegen geben, wenn dergleichen abscheuliche Menschen, die gar nichts glaubten, und die Bibel für ein heilloses Schwärmerbuch hielten, bey dem Heere geduldet würden! — Ich schmunzelte, und ließ ihn nach dem praktischen Spruch:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren:
  Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Sie bessern, ist nicht meine Sache.
Ich laß die Narren seyn, und lache:
  Das ist mein Privilegium.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Niederkirchen. Maykammer.

Nach acht Tagen veränderten wir das Kantonnirungsquartier, und unser Bataillon kam nach Niederkirchen, einem Speierischen Dorfe, wo ich mein Lager bey einem Schuster bekam, welcher ein sehr possirlicher Mensch war. Seine Frau zankte und nörgelte den ganzen Tag, er aber lachte nur, wenn sie ihre Stimme fürbaß hören ließ. Darüber erboßte das Weib gewöhnlich so sehr, daß sie dem guten Kerl in die Haare fiel. Geschah' dieses, so packte er sie an, und führte sie, mir nichts dir nichts, ordentlich zur Hausthüre heraus, und schloß diese dann zu. „Warte Karnudi, du sollst nicht wieder 'rein!" war alles, was er hinzufügte. Darauf sezte er sich an seine Arbeit, und machte nicht eher auf, als bis die Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren, ans Fenster kam und im Namen der Mutter Besserung und Gehorsam versprach. Das ging alle Tage so, und einigemal passirte es gar zu Mitternacht.

Von hier aus besuchte ich dann und wann den Pfarrer Leopold zu Ungstein. Dieser bekannte

mir, daß er die sogenannte Genugthuungslehre nirgends besser erklärt gelesen hätte, als in dem Bahrdtischen Roman — Pastor Rindvigius. Das mag wohl seyn in Beziehung auf den Hn. Pfarrer: aber mich dünkt, daß das Dogmatisiren in einem Buche, wie Rindvigius ist — der schon deswegen dem D. Bahrdt zuzuschreiben wäre, weil darin einer Antonianischen Chrie Meldung geschieht — wenig guten Eindruck machen müsse. Spotten über Thorheiten und Fratzen thut in Romanen vortreffliche Wirkung, so wie das durch Handlung motivirte Aufstellen moralischer Wahrheiten: aber Dogmata — lassen sich da nicht recht behandeln. Löffler that es an einem schicklichern Orte.

Auch hier erhielt ich Geld von meinem rechtschaffnen Bispink, welcher mich, wie man weiß, den ganzen Feldzug über, mit Geld und andern Nothwendigkeiten immer brüderlich versehen hat. Seinem Briefe waren mehrere Recensionen meiner Biographie beygeschlossen, welche ich, so sehr mich die Herren in Jena und Göttingen heruntergemacht hatten, doch mit Wohlgefallen durchlas. Ich konnte mir dieses leicht vorher denken, sagte es am Ende des zweyten Bandes ja auch vorher, und hatte nun das Vergnügen, zu sehen, wie die Erfahrung mein Urtheil über den Ton und den Charakter der meisten Zunftgelehrten bestätigte. Daß

ich nicht ruhmsüchtig bin, denk' ich, wird man meiner ganzen Lebensgeschichte ansehen: und so will ich mich allen Witzkumpans mit ihren fletschenden Zähnen und Federn auch hier ganz ergebenst neuerdings auf Diskretion ergeben, und ihre Recensionen ohne alle Gegenrüge ruhig mit ins Maculatur wandern lassen. Uebrigens danke ich den Herren, vorzüglich dem in der allgemeinen Literatur-Zeitung, den ich schon in Gießen an seiner Tatze längst erkannte, daß sie es der Mühe werth gefunden haben, die Aufmerksamkeit auf meine Wenigkeit per fas et nefas vermehren zu helfen, und will ihnen nur noch sagen, daß man herzlich gelacht hat, als ich ihre Recensionen im Wirthshause zu Dürkheim einer Gesellschaft von Offizieren und andern Kriegsbedienten vorlas. Kaltes Blut und guter Ton, meynte man, sey nicht die Sache aller Gelehrten.

Den 14ten August rückte unser Bataillon nach Maykammer, eine gute Stunde von Edinghofen, wo damals das Königl. Hauptquartier stand, welches vorher in Dürkheim gewesen war. Wir brachen Abends auf, marschierten durch Neustadt und kamen früh gegen 4 Uhr in Maykammer an.

Es war gerade das Fest der Himmelfahrt Mariä. Ich ging in die Kirche, blos zum Zeitvertreib, und um die hübschen Gesichter der dortigen

katholischen Mädchen anzusehen, welche bey der Andacht einnehmender werden sollen. Ueberhaupt hat jene Gegend auffallend schöne Mädchen, schönere wirklich als Sachsen. Die Pfalz, besonders am Gebürge, Schwaben und der Breisgau zeigen Gesichter, wie man sie in Sachsen selten antrifft.

Ich Mädchen bin aus Schwaben,
Schwarzbraun ist mein Gesicht —

dieß hat gewiß jemand geschrieben, der wohl nie ein hübsches Schwabenmädchen gesehen hat. Die Schönen in Schwaben haben gewiß keine schwarzbraune Gesichter. Man frage nur unsre Herren Offiziere und Soldaten. — Dort oben am Gebürge hatten die Anbeter des Schönen noch den Vortheil, daß die Emigranten dahin nicht so wie an andre Orte gekommen waren; folglich waren die Mädchen noch unverdorben, und unsre Leute riskirten doch nicht, von ihnen gleich ins Lazareth zu wandern, wie dieses der Fall gar oft an andern Orten gewesen ist. Sonst sind die Mädchen dort herum, wie überhaupt in allen Weinländern, jovialisch, interessant, nehmen nichts übel, hassen alle Ceremonien, und sind durchaus keine Freundinnen von den Männern. Sie haben im lezten Stücke große Vorzüge vor den Mädchen in Sachsen, und verdienen die Achtung, und die Liebe der Männer in weit höherm Grade, als diese. Ein sächsisches

Mädchen hängt sich leicht an jeden, der ihren Eigennutz und ihre Putzsucht befriedigen kann: für Geld und schönen Putz sind die meisten feil; aber ein Mädchen aus der Pfalz oder aus Schwaben — von denen rede ich freilich nicht, welche von den französischen Pestkindern, den Emigranten, vergiftet sind — liebt ihren Hans um Seinetwillen. Dort denkt man noch immer: ein braver Kerl sey eines guten Mädchens werth: in Sachsen aber, und da herum, soll das Mädchen blos dem gehören, der brav geben kann: auro conciliatur amor. Hier ist Liebe — Kunst; dort — Natur.

Ich ging also in die Kirche, und sah dem Spectakel der Procession, und der Weihe der Kräuter und Blumen zu, welche an diesem Tage für das ganze Jahr zur Verjagung der Gespenster, Hexen und alles Zaubers, wie auch der Krankheiten und andrer Uebel geweihet werden. Während des Hochamts oder der feierlichen Messe, präsentirten die Bauren einigemal die Gewehre in der Kirche, nahmen sie nach Tempos bey Fuß, knieten nieder nach Tempos, zogen die Hüte nach Tempos ab, und sezten sie eben so regelmäßig wieder auf: Alles während der Messe! Endlich bestieg der Kaplan die Kanzel, und ich erwartete nun auch eine ähnliche Predigt, voll katholischer Salbung, das heißt, eine magere, jämmerliche Abhandlung, über die

unbefleckte Jungfrau, und ihre Himmelfahrt. Allein ich fand auf eine sehr angenehme Art, daß ich hierin geirrt hatte. Der junge Geistliche sprach kein Wort von der allerseligsten Jungfrau, sondern hielt mit vielem Anstand und Beredsamkeit eine Predigt über die Trostgründe, welche der Leidende aus der Hoffnung eines künftigen bessern Lebens schöpfen könnte. Er schränkte sich blos auf die Unglücklichen ein: denn die Glücklichen, sagte er, sehnen sich nach dem Ziele ihres Daseyns nicht, und bewies, daß dem mancher Trostgrund fehlen müßte, welcher an der Unsterblichkeit seiner Seele, und an dem künftigen Leben zweifelte. Ich muß gestehen, daß der Mann seine Sachen recht schön machte; und dieses Bekenntniß von meiner Seite muß um so unpartheiischer scheinen, da ich schon seit langer Zeit Gründe zu haben glaube, auf alles Ultramundanische nicht so recht zu rechnen, und das Meiste davon der Ungenügsamkeit der Menschen, und ihrer kaufmännischspielenden Phantasie zuzuschreiben.

Nach der Kirche gieng ich ins Weinhaus, wo mehrere Bürger sich versammelten. Ich rühmte hier den Hn. Kaplan öffentlich, fand aber, daß die Leute nicht sehr mit ihm zufrieden waren, und hörte, daß sein Herr Pfarrer ihm gar nicht günstig sey. Den Bauren predigte der Mann nichts

von alten Heiligen-Geschichten, Legenden u. dgl. und dem Pfarrer misfiel er deswegen, weil einige vornehme und einsichtsvolle Katholiken, sogar auch Protestanten, seine Predigten vorzogen. Alles dieses empfahl mir den Mann noch mehr, und ich suchte nun seine Bekanntschaft, welche gar leicht zu machen war, da er alle Tage ins Feld spatzieren geht und ein sehr leutseliger Mann ist. Er hatte schon vorher von mir gehört, und nahm mich geradesweges mit auf seine Stube, zeigte mir seine Bibliothek, und sprach recht vernünftig sowohl über litterärische Gegenstände, als über die Angelegenheiten der Zeit. Er war der erste katholische Geistliche, den ich sagen hörte, daß er noch viel Gutes von der Französischen Revolution auch für die Religion erwarte. Unter seinen Büchern fand ich Zollikofers und Spaldings Predigten, auch Niemeyers Karakteristik, u. dgl.

Um diese Zeit kamen viele Gesandten im Hauptquartier zu Edinghofen an, welche aber zum Theil in Maykammer logirten, weil es an Platz in Edinghofen fehlte. — Die Nähe des Hauptquartiers ist für die Armee allemal eine fatale Sache. Sie vertheuert die Lebensmittel gar sehr, denn wer etwas zu verkaufen hat, trägt es hin, wo die Leute Geld genug geben können; und der arme Soldat kann mit seinem wenigeren Gelde zu Hause bleiben. In

Maykammer war z. B. Milch genug, aber wir hatten große Mühe, etwas zu bekommen, weil sie alle ins Hauptquartier getragen wurde. Das war eine von den Ursachen, warum wir hier viele Noth litten.

Eine andere Ursache schrieb sich vom Brode her. Ich weiß nicht, welcher gottlose Dämon den Verschlag gethan haben mag, dem Soldaten 6 Pfund Brod, welches doch nur auf drey Tage reichen sollte, auf vier Tage zu langen. Den Abgang auf den vierten Tag wollte man mit etwas Reis ersetzen. Wir bekamen auch Reis, hatten aber nun nicht hinlänglich Brod. Darüber wurde stark gemurrt und geflucht, und der Erfinder dieser Anstalt in den Abgrund der Hölle verwünscht. Wahrscheinlich war der Urheber einer von dem Kriegskommissariate, welcher bey dem Reishandel seine Beutel spicken wollte. — Und doch frägt man noch, warum wir vis-à-vis der Franzosen die Flügel hängen ließen! — Der Soldat muß sich satt essen, sonst ists aus mit ihm: und wenn er vollends merkt, daß man ihm das verkürzen will, was man ihm schuldig ist, so fängt er an zu knurren, welches man ihm um so weniger verdenken kann, da dergleichen Verfügungen nicht vom Könige, sondern von gewissen Schurken abhängen, die sich auf seine und seiner Soldaten Kosten bereichern wollen.

Die Gesandten ließen sehr viel aufgehen, und besonders die der französischen Prinzen, welche, nebst ihren Leuten, eine unbändige Ueppigkeit sehen ließen. Sie hatten ihre Mätressen mit; und ihre Bediente schlichen den Bauermädeln nach, kamen aber einigemal in Kollision mit unsern Soldaten, und der Buckel wurde ihnen derbe ausgegerbt.

Was die Gesandten eigentlich wollten? Je nun, man wollte einen Plan machen, wie von nun an, die Franzosen angegriffen, geschlagen und hernach regiert werden sollten: — auch, wie man Frankreich beschränken, und ein gut Stück davon reißen wollte u. dgl. — Man hatte aber die Rechnung auch hier, wie im vorigen Jahre, ohne den Wirth gemacht!

Eines Tages saß ich in einem gewissen Dorfe vor der Thüre und rauchte mein Pfeifchen. Ein recht großer Herr ritt vorüber, grüßte mich, sprach mit mir — wir kannten uns schon lange — und da es heiß war, bath er um Milch. Ich rief die Hausfrau, und diese, weil es ein Herr mit einem Stern war, erboth sich, sogleich welche herzugeben. Der Herr stieg ab, und gieng in die Stube. Die Hausfrau war recht derbe, ich meyne im Physischen; der Herr schäkerte mit ihr immer traulicher, und befahl mir denn endlich, sein Pferd ins Wirthshaus zu führen, und mir da auf seine Rechnung eine Bouteille

vom Allerbesten geben zu lassen. Ich verstand den Wink, und führte mich ab. Lange hernach kam der Herr ins Wirthshaus, lachte schelmisch, fragte mich: ob wir wohl Schwäger seyn mögten, zahlte die Zeche, gab mir noch einen Laubthaler und dahin ritt er. Ich fragte hernach die Gefällige: wie ihr der Herr mit dem Stern gefallen hätte? Sie konnte des Lobens und Rühmens kein Ende finden; da wars ein schöner, allerliebster Herr! u. s. w. Endlich rühmte sie sich sogar der Vertraulichkeit, womit er sie beehrt hätte, u. dgl. So sind die Weiber! meist eitle Dinger, und was ihrer Eitelkeit schmeichelt, ist ihnen willkommen. Was also Wunder, daß eine Bauerfrau, sogar eine katholische, die Umarmungen eines hohen, mit einem großen Stern prangenden Herrn für hohe Ehre schäzte, zumal da der Herr obendrein nicht geizig war! —

Ein andermal nahm mir ein ähnlicher Herr ein Buch aus der Hand, worin ich vor dem Wirthshause zu Maykammer las. Es war Bahrdts Nachlaß, unter dem Titel: Anekdoten und Charakterzüge aus der wahren Geschichte, für Liebhaber des Vademekums und ernsthafte Leser. Ich war gerade an der Stelle, wo es heißt: „Wäre der Hänseler unseres gottseligen Ludwigs ein Chapeau gewesen: so hätte der Herr Jesus die Ehre

gehabt, von ihm zu einer Erscheinung vorgeführt zu werden. Eine Hure (die Maintenon) hielt sich aber an ihres Gleichen (an die h. Jungfrau.) Was ihm die Pfaffen sagten, glaubte er u. s. w. S. 35." — Der Herr las das gleich auch, lachte laut auf, und fragte, was ich vor das Buch haben wollte. Ich antwortete, daß es mir jezt noch nicht feil sey, daß er es aber in einigen Tagen haben könnte: denn ich hätte mir vorgenommen, es dem Kaplan zu leihen. Ey was, erwiederte er, ich behalt' es, das ist ein excellentes Buch! Hier nehm' er: und sofort warf er mir zwey Thaler hin, und galoppirte mit dem Buche weiter. Dieses Buch ist nachher im Hauptquartier gelesen und belacht worden: sogar dem Könige hat der Prinz Louis daraus vorgelesen. — Und so kömmt manchesmal durch einen Zufall etwas vor die Ohren der Fürsten, und stiftet da vielleicht Gutes. Man nehme dieß merkwürdige Büchlein zur Hand; und meine Leser werden sich über diesen Zufall freuen, wie ich.

„Einen recht festlichen Tag hatte ich, als mich der jezt regierende Herzog von Pfalzzweybrücken, damals noch Pfalzgraf Maximilian, oder Prinz Max zu sich kommen ließ. Er logirte in Maykammer. Dieser menschenfreundliche Fürst ist ganz das Gegentheil von seinem verstorbenen

Bruder, dem Herzog. Dieser war, was wir wissen, ein Freund der Jäger, der Jagdhunde, der Frauenzimmer, der Katzen und der Eulen, aber ein Feind seiner Unterthanen, und eben dadurch eine der Hauptursachen des Partheygeistes, der das arme Zweybrücker Land so elend gemacht hat.

Herzog Maximilian sagte mir, daß er von mir gehört habe, und mich gern persönlich kennen mögte. Ich mußte mich niedersetzen, Wein trinken und erzählen. Ich erzählte ohne Winkelzüge, ganz frey, und rügte alles gerade heraus, was ich an dem Pfälzischen Wesen zu tadeln fand. Ich weiß es, fuhr ich fort, daß ich mit dem künftigen Kurfürsten von Pfalzbayern rede, und eben deswegen rede ich frey. Gott gebe, daß Ew. Durchlaucht die Wunden heilen mögen, welche ein anarchisch-aristokratisch-pfaffisch-despotisches Regierungssystem dem guten Vaterlande geschlagen hat! Der Herzog lächelte, wendete sich etwas zur Seite, kehrte dann wieder freundlich zu mir, und sagte: Wenn die Vorsehung mich dereinst regieren läßt, so sollen Sie gewiß nicht mehr so bitter zu klagen finden. — Man muß wissen, daß der Herzog mit Leuten, die er seiner Unterredung würdiget, nicht par Er oder Ihr spricht. Das thun nur die, welche die Menschheit und sich in Andern nicht zu ehren wissen, z. B. ein Klevesahl, Superin-

tendent zu Dürkheim an der Haart, und dann gewöhnlich alle kurzsichtige, stolze und neugebackne Edelleute. — Der edle Fürst unterhielt sich lange mit mir, und nachdem ich mich beurlaubt hatte, erhielt ich von seiner Hand folgendes Billet, mit einem Goldstück: C'est pour soulager un peu Votre situation que je Vous prie de recevoir ce petit présent. Si un jour Vous trouvez que je puis Vous être utile, comptez sur l'amitié de Votre — Maximilien. *)

Als ich nachher nach Lindau kam, so konnten selbst die Republikaner, selbst der vortreffliche Brion, sich nicht enthalten, den Edelmuth und die Gefälligkeit gegen Jederman zu rühmen, welche der Pfalzgraf während seines Aufenthalts in dieser Stadt — er war Oberster des Regiments cy-devant Alsace — durchgängig bewiesen hatte.

---

*) Um Ihre Lage ein wenig zu erleichtern, bitte ich Sie, diese Kleinigkeit anzunehmen. Kann ich Ihnen dereinst nützlich werden, so rechnen Sie auf die Freundschaft Ihres — Maximilians.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Bisthum Speier. D. Bahrdt.

Es ist allemal meine Gewohnheit, wenn ich durch ein Land komme, mich nicht sowohl um dessen Produkte, und die Kleidungen der Einwohner zu bekümmern, als vielmehr nach der Art der Regierung zu fragen, und dann über den Wohl- oder Wehstand eines Landes mein Urtheil zu fällen.

Die Produkte stehen in allen geographischen Notitzen, aber von den Regierungen schweigen die Herren Geographen sehr weislich; doch wissen wir die Namen, und die Geburtstage, u. dgl. von allen Höchst-Dero — aus hundert und neun und neunzig Taschenkalendern und großen, dickleibigten genealogischen Handbüchern.

Ich hatte mir schon seit dem vorigen Jahre einen Hauptsatz so aus der Erfahrung gebildet, nach welchem ich so zu sagen a priori d. i. ohne weiter ins Einzelne zu gehen, von der Beschaffenheit der Landes-Regierungen urtheilte. Mein Obersatz war dieser: Wenn in einem Lande das französische System leicht Eingang findet, so taugt die Regie-

rung dieses Landes nicht viel. War nun das Land gar katholisch, so folgerte ich, daß die Regierung vollends gar nichts taugen müsse, und dieß deßwegen, weil sich diese Leute, nur durch die höchste Noth gedrungen, entschließen können, ihrem heiligen Glauben Eintrag zu thun, und sich zu einem zu bekennen, der jenen ganz aufhebt.

Das war nun leider der Fall im Bisthum Speier, welches bisher von keiner Ketzerey war besudelt worden, wohin — die Reichsstadt Speier ausgenommen, wo aber der Bischof nichts zu sagen hat — die Lehre des Luthers und des Calvins, welche doch das ganze umliegende Land, die ganze Pfalz und den Elsaß infizirt hatte, nicht hatte dringen können. Und doch ist da der französische Freyheitsbaum ohne alle Mühe gepflanzt worden!

Ich fragte nach den Ursachen, und hier sind sie.

Der vorige Bischof war zugleich Kardinal der römischen Kirche, und ein inniger Freund des Kurfürsten von der Pfalz, und war, wie dieser, ein Freund der Pracht und des Aufwands. Das Land ist klein, trägt also nicht viel, und doch trieb der Herr Bischof einen Staat, wie ein Kurfürst! Er hielt Soldaten, stellte Parforcejagden an — und das in einem Lande, wo es beynahe nur Hasen und Rebhüner giebt — unterhielt Komödianten, ließ Opern spielen, und verschwendete ansehnliche Sum-

men an Gebäuden und nichtseintragenden Bergwerken. Uebrigens waren seine Eminenz sehr orthodox und haßten daher auch Dero ketzerischen Weihbischof Seelmann, einen Mann, der wie Hontheim das katholische Kirchenwesen zu bessern suchte. *)

Bey dieser Haushaltung wurde nun der Landmann und der Städter nicht nur gewaltig bedrückt, sondern es mußten auch ansehnliche Schulden gemacht werden. Man borgt aber den Herren Bischöfen nicht anders, als wenn das Domkapitel einwilliget, um sich an dieses, als eine moralische Person, halten zu können, auf den Fall, daß die physische Person seiner Bischöflichen Gnaden als insolvent — abfährt. — Und so war viel geborgt.

Nach dem Tode dieses Kardinals kam der damalige Domdechant, Graf von Styrum, an die Regierung. Dieser hatte das Unwesen unter der vorigen Regierung eingesehn, und machte gleich Anstalten, die alten Schulden abzutragen. Neue Auflagen waren das Mittel dazu. Anfänglich machte man den Bauren und Bürgern weis, die Auflagen sollten nur so lange währen, als noch Schulden auf dem Lande hafteten: aber die Schul-

*) Währbts Ketzeralmanach Art. Seelmann.

den wurden nicht nur nicht abgetragen, sondern noch ansehnlich vermehrt; und die Auflagen blieben. Beyher wurden von Seiten des Stifts große Processe mit den Unterthanen geführt, welche dann, wie sichs für diese Gegenden versteht, allemal zum Nachtheil der leztern entschieden wurden.

Außerdem klagten die Speierischen Leute gar sehr darüber, daß der Hr. Bischof alle Aemter mit Ausländern, und größtentheils mit solchen besezte, welche vom Pfälzischen und Maynzischen Hofe empfohlen würden. An diesen Höfen wolle nämlich der Hr. Bischof gern hoch angesehen seyn, — suche also so viel von den dasigen Lieblingen unterzubringen, als er könne. Alle Hofbedienungen, alle Civilstellen und andre wären demnach mit Ausländern besezt. Um aber doch auch von seinen Unterthanen Einige zu Brod zu verhelfen, schenke der Hr. Bischof von Zeit zu Zeit dem Kurfürsten von der Pfalz so und so viel junges Bauervolk zu Soldaten. Aus der Pfalz nehme man überflüßige Kammerdiener, Jäger, Advokaten u. dgl. ins Land, und versorge sie stattlich. Damit aber die Volksmenge nicht zu groß werde, so schicke man arbeitsame Landeskinder des geringern Standes weg, und lasse sie bey fremden Fürsten die Muskete tragen. Wer sich im Speierischen unterstehe, außer der Ehe zur Bevölkerung beyzutragen, der müsse entweder

eine große Geldbuße abtragen, oder ohne Barmherzigkeit zu Mannheim Soldat werden. Aus Sankt Martin ist auf diese Art ein Bursche mit Gewalt nach Mannheim geschleppt worden, weil es sich fand, daß das Mädchen, mit welchem er verlobt war, vor der priesterlichen Einsegnung schwanger ging. Er war der einzige Sohn einer alten Wittwe, welche er ernähren mußte, und welche jezt, da ihr ihre Stütze fehlt, betteln geht.

Hier zu Lande besteht auch noch die allerliebste Verordnung, wie in allen katholischen Sultaneyen jenseits des Rheins, daß zwey Personen, welche die Ehe vor der Ehe treiben, einander nachher nicht eher heurathen dürfen, bis sie die Dispensation mit schwerem Gelde erkauft haben. Ich sprach wegen dieser erzdummen, läppischen Verordnung mit dem Oberkellner von Speier, und bewies ihm, daß man vielmehr sorgen sollte, daß solche Leute je eher je lieber zusammen kämen. Aber der Hr. Oberkellner erwiederte: dieses Gesetz sey gegeben, um Leute, welche sich einander liebten, und sich zu verbinden dächten, destomehr von aller Unzucht abzuhalten, weil sie bedenken müßten, daß die Folgen der Anticipation ihrer Verbindung Hindernisse in den Weg legten. Ah was, fing der Schreiber des Hn. Oberkellners an, die Päpste haben so ein dummes Gesetz eingeführt, weil sie wußten, daß derley

Fälle oft genug kommen würden, und daß sie also brav Geld für Strafen und Dispensationen schneiden könnten!

Ein bischöflicher Beamter sizt weit fester, als einer, der unter einem Fürsten steht. Der princeps secularis, wie es in der kauderwälschen Sprache heißt, kann seine Spitzbuben zum Teufel jagen, wenn er will; aber der geistliche Fürst muß doch erst das liebe hochwürdige Domkapitel zu Rathe ziehen: und da hat denn ein solcher Blutegel immer schon Freunde, und folglich das Privilegium, zu schinden und zu rauben bis an sein Ende.

Da alle Unterthanen des Hochstifts leibeigen sind — man denke sich die Leibeigenschaft unter einem Bischof mit den alten Kirchengesetzen und dem Geiste des Christenthums vereinbar! — so ist ihnen nicht nur überall verboten, ins Ausland zu heurathen, sondern sie dürfen nicht einmal sich an einem andern Orte niederlassen, wenn er gleich eben bischöflich ist. Nur mit schwerem Gelde kann die Erlaubniß dazu erlangt werden.

Ueberdieß ist das ganze Hochstift voller Pfaffen und Edelleute, welche ihre Tyranney üben nach Herzenslust. Ueberhaupt haben die Pfaffen und die Adelichen in den Bisthümern mehr Gewalt und mehr Ansehen, als in andern Ländern. Die adelichen Familien sind allemal mit diesem oder jenem

Domherrn, oft auch mit dem Herrn Bischof selbst vervettert oder verschwägert, und da können sie denn thun, was sie wollen; und die Pfaffen vollends — sind unter pfäffischer Regierung allmächtig! Man höre und richte!

Ohnweit Bruchsal, der Residenz des Fürstbischofs, war ein Pfarrer, welcher mit dem Müller des Ortes, wegen vertauschter Kleien, processirte. Die Sache, so unwichtig sie auch war, artete in einen Injurienproceß aus, und beyde Partheien ließen sich durch ihre Advokaten derb und weidlich schimpfen. Einige Zeit hernach begegnete der Pfarrer dem Müller auf der Straße, und fing an heftig zu schelten. Der Müller vom Pfaffen aufs äußerste gebracht, gab ihm einen Stoß, daß er rücklings hinstürzte. Es kamen Leute dazu, und der Müller wurde arretirt, — entfloh aber nachher, und kam glücklich nach Karlsruhe. Nun wurde sein ganzes Vermögen konfiscirt, seine Frau und Kinder ins Elend gestürzt, und er des Landes verwiesen — alles nach Anwendung des: siquis suadente diabolo u. s. w. — Dem Pfaffen geschah nichts!

Man kann im Speierischen fragen wo man will: wem das oder jenes schöne Gut, Schloß, Haus u. s. w. gehöre; und die Antwort ist allemal: dem

Herrn von, dem Kloster, dem Prälaten, dem Pfaffen. u. s. f.

Nachdem ich diese Kundschaften eingezogen hatte, so fand ich einen neuen Grund, jenen erwähnten Hauptsatz für wahr und richtig zu halten: aber nicht allein ihn selbst, sondern auch seinen schlichtweg umgekehrten, nämlich: wo die Regierungsform schlecht und unzweckmäßig und für den Unterthanen drückend ist, da muß das französische System Beyfall finden. Warum z. B. ist man im Speierischen, das doch so erzkatholisch ist, so gut patriotisch, und warum ist man im Badischen, das protestantisch ist, mit der fürstlichen Regierung so zufrieden, daß man sich ganz und gar keine Veränderung wünschet?

Antwort: weil der Markgraf von Baden ein Fürst ist, der seine Unterthanen liebt, für ihr Wohl sorgt, und sie nicht aussaugt. Das ist das ganze Geheimniß, ein Geheimniß, das jeder Fürst praktikabel finden könnte, wenn er nur wollte, oder wenn das Interesse der politischen Unter-Vampyrs es nicht hinderte. — Ich habe auf meiner Reise im Herbste 1795, in Durlach mit einigen Bürgern recht frey und unbefangen über die Angelegenheiten der Zeit gesprochen, und nirgends hörte ich freyere Urtheile als da; und doch bezeigten alle, wie sie da waren, eine unerschütterliche Anhäng-

lichkeit an ihrem Fürsten. Die Badenser hassen alle Tyranney, und lieben ihren Herrn doch aufrichtig. Oderint, dum metuant ist gewiß ein scheuslicher, und dem Regenten selbst gefährlicher Grundsatz, zumal heutzutage. Die freyen Grundsätze thun's wahrlich nicht: die machen keinen Aufruhr; ja, gerade sie — halten ihn, nach der Englischen Kunstpolitik, durch die Oppositionsparthey, in England zurück. — Und wird wohl jemand von den Pocken angesteckt, der keinen Stoff dazu im Körper hat? Man gehe doch ins Gothaische, oder Braunschweigische und predige da das Freyheitssystem von nun an bis in Ewigkeit: die Gothaer und Braunschweiger werden zuhören, selbst miteinstimmen und doch ihren Herzogen treu bleiben. Aber in Hessen, und in andern paralytischen Ländern und Ländchen mögten freilich jene Grundsätze zünden, nicht für sich, sondern nach dem Stoff, den die Regierung selbst dazu hergiebt.

Und daß viele Regierungen dieß thuen, und überhaupt, damit man sehe, daß ich von den überrheinischen Gegenden nichts erdichte oder zuviel sage, so will ich ein Zeugniß beybringen, dem man nicht widersprechen wird. Es ist eine getreue Abschrift von (NB. nur) einigen patriotischen Wünschen, welche die sämtliche Bürgerschaft der Stadt Weilburg dem regierenden Fürsten zu Nassau-Weil-

burg vorlegte, als Cüstine 1792 von ihm die Brandschatzung foderte.

„Je mehr — sagt die Bürgerschaft — es in den jetzigen Zeiten gewöhnlich zu werden scheint, die Bande zwischen Regenten und Unterthanen zu erschüttern; je mehr das Beyspiel — zu ähnlichen Unternehmungen aufzufodern scheint, desto mehr wird es Pflicht zwischen Regenten und Unterthanen, solchen gewaltsamen Ausbrüchen und ihren betrübten Folgen durch wechselseitige Aufrichtigkeit in Zeiten vorzubeugen. Jeder Weilburger und jeder redliche Unterthan ist von dem tiefsten Schmerz über das Ew. Durchlaucht, bey dem Ueberfall der Franken, widerfahrne Unglück, aber auch mit gerechtem Unwillen gegen diejenigen (Minister und Räthe) durchdrungen, die es wagen mogten, gegen die Stimme aller Klugheit Höchstdieselben zu vermögen, sich ohne Anlaß, durch Abschickung der Kreiskompagnie nach Mainz, zu einem Feind einer mächtigen Nation, noch dazu in dem Augenblick, aufzuwerfen, als dieselbe aufrichtige Proben ihrer nachbarlichen Gesinnung abgelegt hatte, und dadurch das ganze Land den traurigen Folgen eines verheerenden Kriegs bloszustellen — Folgen, die man sich damals um so schrecklicher vorstellen mußte, als man von der strengen Mannszucht bey den französischen

Armeen, und ihrer großmüthigen Behandlung der feindlichen Unterthanen noch keine Probe hatte." *)

„Von Ew. Hochfürstl. Durchlaucht angestammter Herzensgüte und väterlichen Gesinnungen gegen das Land völlig überzeugt, sind wir weit entfernt, Ihnen zu einer Zeit Vorwürfe zu machen, wo uns vielmehr die Nothwendigkeit zu thätiger Hülfe auffodert: — Allein eben diese väterliche Gesinnungen machen uns so kühn, unsre Klage gegen eine Klasse von Menschen vorzutragen, die wir nicht anders, als für die Quelle sowohl dieses, als des meisten andern Unglücks ansehen können."

„Während dem der größte Theil der Unterthanen im Schweiß seines Angesichts sich abmüden muß, sein Leben kümmerlich hinzubringen; während dem vorzüglich in unsrer Stadt alle fleißige Bürger über Mangel der Nahrung und des Verdienstes, und über die immer zunehmende Steigerung der nöthigsten Lebensbedürfnisse seufzen, — sehen wir einen Haufen müßiger Edelleute sich um Ew. Durchlaucht lagern, das Mark und den Schweiß des Landes durch ungeheure Besol-

*) Also waren die Franzosen anfänglich brav, braver, als die lügenhaften Zeitungssudler; und daß die Franzosen das nicht blieben, an wem lag das?

dungen und Pensionen wegfressen, sich schnell bereichern, das Geld aus dem Lande ziehen, und zu unnützen, die Kraft des Landes übersteigenden Prachtaufwand, zu einer Menge Unterbedienungen, Equipagen u. dgl. Gelegenheit geben, ohne doch nur im geringsten dem Staat nützlich zu seyn."

„Nicht zufrieden hiermit, maßen sie sich noch an, diejenige Klasse, die sie doch ernähren muß, mit Verachtung anzusehen, unwürdig zu behandeln, durch ihren eitlen (verdienstlosen) Stolz jederman zu empören, und diese feinen Grundsätze dem Heere ihrer Untergebnen und Anhänger mitzutheilen. Beyspiele hiervon können wir, erforderlichen Falls, in Menge anführen."

„Das Militär, dafür da, die Ordnung im Staate zu erhalten, war unter dieser Zucht in einen Haufen sittenloser Menschen ausgeartet, der nicht nur ungescheut alle Schaamhaftigkeit bey Seite setzen, die Sitten der Unschuld und vorzüglich der Dienstboten zu verderben, sondern auch jeden, der nicht zum Hof gehört, mit Verachtung und Grobheit zu behandeln, sich berechtigt hielt, und ungestraft; ja, auf ausdrücklichen Befehl würdige Diener und Bürger aufs auffallendste in-

sultiren durfte.*) Daneben scheute man sich nicht, ohne Noth Jünglinge, die einzige Stütze ihrer alten abgelebten Eltern, dem Pflug zu entreißen, die Capitulation zu überschreiten, die sich hierüber Beschwerende mit Prügeln zu bestrafen — und überhaupt die Leute wie Thiere zu behandeln." —

„Wir enthalten uns übrigens aller Anmerkungen über die großen und mancherley Bedrückungen und schreienden Ungerechtigkeiten solcher Leute, — welche zu weiter nichts dienten, als alte Wunden wieder aufzureißen, und den Unwillen gegen diese größten Feinde des Vaterlands weiter anzufachen. Man verzeihe uns diese harte Aeußerung des nur zulange zurückgehaltenen Unwillens gegen Leute, die unsern geliebten Landesvater — und das ganze Land, ohne eine nur scheinbare Nothwendigkeit, gegen die Stimme aller Klugheit, vielleicht blos aus Rachsucht gegen eine große Nation, die ihre nichtigen Privilegien zerstöhrte, in die augenscheinlichste Gefahr des gänzlichen Verderbens geführt haben, — die eine Kette um denselben ziehen, da-

*) Herr Leutnant, hört' ich einst einen Obersten sagen, man muß sich gegen seinen Brodherrn dankbar betragen, also auch artig. Und wissen Sie, wer unser eigentliche Brodherr ist? Der Bürger und der Landmann: denn was uns unser König, als Titular-Brodherr, giebt, giebt ihm der Landmann und der Bürger für uns zuerst. Also forthin nie wieder weder Bürger noch Bauer insultirt!

mit er nicht einmal die Stimme eines ächten Patrioten hören möge, und die von jeher in allen Ländern, wo sie Fuß gefaßt haben, die Geißel der Völker gewesen sind." —

Meine Leser werden hieran genug haben, oder wer mehr davon lesen mögte, der lese die kleinen politischen Schriften, welche über eben dieß Thema, wie überhaupt über die ganze Regierungskunst, bey Macklot in Carlsruhe heraus sind: und ich bin versichert, man wird einsehen, daß ich über die politische Lage der jenseitigen Rheingegenden eher zu wenig, als zuviel gesagt habe. Was für Einfluß auf das Ach und Wehe der dortigen katholischen Gegenden das Regiment der höhern und niedern Pfafferey, nebst dem Monachismus, gehabt habe, zeigen Metternichs Reden, und Meuths Bürgerfreund. Nirgends in Deutschland hat der kirchliche und politische Despotismus ärger gewüthet, als jenseit des Rheins: gebe der Himmel, daß Frankreichs Exorzismus ihn endlich vertreibe! — Jezt muß ich noch Einiges von D. Bahrdt hier sagen, oder vielmehr von seinen Verdiensten um jene Gegenden. Dieser Mann hat, wie man weiß, eine Zeitlang in Dürkheim als Superintendent gestanden, und hatte in Heidesheim ein Philanthropin. Wer Bahrdten gekannt hat, der weiß, wie liberal er zu reden pflegte, und wie

gern er seine bessere Einsicht jedermann ohne Rückhalt mittheilte. Noch jezt sind die Spuren dieser Mittheilung in jenen Ländern sichtbar, nicht nur unter Protestanten, sondern sogar auch unter Katholiken. Ich weiß und kenne selbst viele, welche dem Doktor die Richtung ihrer Aufmerksamkeit auf die wahren und ersten Elemente der höhern und edlern Humanität danken, ihm, wie ihrem Vater, noch jezt kindlich gewogen sind, und seine wirklich großen Verdienste schätzen. Mögten diese Edlen ihre Achtung für die Verdienste dieses Mannes durch Unterstützung seiner Kinder, welche nicht so sehr durch den Leichtsinn ihres Vaters, als vielmehr durch seine Aufopferung für die Wahrheit, sich in dürftigen Umständen befinden, sichtbar machen! Bahrdt war immer auch bey allen seinen Schwächen ein Mann, auf den unsre Nation mit Recht stolz ist. Was Flecken war, vermodert, sagt Bürger, aber die Verdienste bleiben ewig! — Genug, hätte Bahrdt länger in der Pfalz bleiben, und mehr und ungehinderter da wirken können, hätte ein Rühl ihn nicht gehaßt, und hätte der Weihbischof von Scheben ihn nicht verfolgt, so würde die Pfalz durch Ihn und durch seine Bemühungen merklich gewonnen haben. Man hätte durch ihn an Einsicht zugenommen, wäre toleranter geworden, hätte den Amtleuten genauer

auf die Finger sehen lernen, hätte sie dadurch genöthiget, ehrlicher und menschlicher zu seyn; dieß hätte eine gerechtere Behandlung der Unterthanen nach sich gezogen, hätte mehr Zufriedenheit mit der Regierung bewirkt, und man wäre ohne Freyheitsbäume frey geworden nach einer gesetzmäßigen und vernünftigen Behandlung. Aber Männer, welche durch Verbreitung einer bessern Einsicht hiezu beytragen, belegt man mit Schimpfnamen, will sie nicht: alles soll militärisch gehen; und dann gehts, wie dort drüben am Rhein! Bahrdt ward verketzert, verfolgt, vertrieben, starb in Dürftigkeit; und Klevesahl, sein Nachfolger, ein düsterer, intoleranter Grützkopf, ist reich, angesehn, bey seines Gleichen, und lebt glücklich! Nun dann — so bitte du für uns, du liebe, heilige Dummheit! —

Dem Fürstbischof von Speier muß ich indeß noch nachrühmen, daß er alle Erbauungsbücher, wodurch der Aberglaube befördert wird, in seinem Stift verboten hat. Namentlich sind hier die Legende, der große und der kleine Baumgarten des Paters Martin von Cochem, die goldene Andacht zum Herzen Jesu, und andere solche Fratzenbücher verboten und die Pfaffen angewiesen worden, das Schädliche und Unanständige von derley Andachten öffentlich auf der Kanzel vorzutragen, und diesen Vor-

trag öfters zu wiederholen. Der Katechismus des Abts Felbiger hat aber doch nicht ohne Unruhen eingeführt werden können: die Mönche hatten den Leuten weis gemacht: das sey ein nach Ketzerey schmeckendes Buch! — Daß in dem ganzen Bisthum prächtig gezierte Kirchen und viele Klöster, nebst andern Stiftungen für den geistlichen Stand sich befinden, bedarf keiner Erwähnung.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Patrioten-Jagd im Speierischen. Anstalten gegen die Franzosen.

Sobald die Franzosen aus dem Speierischen Distrikt — Merlin von Thionville und Georg Forster hatten dieses Land jenseits des Rheins zu einem Distrikt formirt und organisirt — weggezogen waren, erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen alle Französischgesinnte, oder Patrioten. Man kann leicht denken, daß bey dem Daseyn der Franzosen manches von den Einwohnern war gethan und gesprochen worden, welches der alten Obrigkeit, besonders den Beamten, den Pfaffen und dem Adel nicht gefallen konnte. Als daher die Franzosen

weg waren, dachte man, sie würden in alle Ewigkeit nicht wieder kommen, und man fing an, ihre verlaßnen Anhänger auf das grimmigste zu verfolgen. Ich muß dergleichen Dinge anbringen, weil die Patriotenjagd allerdings eine Hauptursache jener Verwüstungen gewesen ist, womit im Anfange des Jahres 1794 die Franzosen jene Gegenden heimsuchten.

Der Magistrat der Reichsstadt Speier zeigte sich ganz besonders wüthend gegen die armen Patrioten. Es giebt wohl schwerlich in der ganzen deutschen Anarchie ein elenderes Gouvernement, als in den Reichsstädten, besonders in den kleinen unbedeutenden: da geht es abscheulich her! Diese führen zwar den Titel einer freyen Stadt des h. R. Reichs; aber die Bürger darin sind eben so frey, als etwan ein Schuster oder Schneider zu Venedig auf den stolzen Namen eines Republikaners Anspruch machen kann. Die Nobili sind Herren zu Venedig; in den Reichsstädten sind es die Patricier und die dem Rath einverwebte Familien: der Pöbel ist Sklav, und denkt doch, wie frey er sey! Zu Frankfurt am Mayn gestattet man den Fremden alle Freyheit; zu Worms, Speier u. s. w. hat der Fremde kaum das Recht, Luft zu schöpfen: warum? Zu Frankfurt denkt man gut merkantilisch, und kann ohne Fremde nicht schachern; zu

Speier lebt man für sich, und verachtet alles, was nicht aus Speier ist.

Als demnach die Herren zu Speier wieder in Aktivität waren, und das ganze Frankensystem auf immer, wie sie wähnten, vernichtet sahen, fielen sie gar mörderlich über die her, welche den Franzosen günstig gewesen waren, oder gewesen zu seyn schienen. Diese wurden nun eingezogen, und ihre Güter sequestrirt, mehr als 230 an der Zahl!!

Damals lagen die vom Korps des Prinzen von Condé in Speier: es waren aber gerade zum Unglück die sogenannten schwarzen Maykäfer d. h. die Soldaten des Kardinals von Rohan, darunter, eine zusammengelaufene schändliche Canaille, deren Offiziere lauter Emigrirte waren. Selbst die Oestreicher und Preußen konnten das verdammte Gesindel durchaus nicht leiden. Diese Buben verübten nun, auf Anstiften ihrer Anführer und des elenden aristokratischen Gesindels in Speier, allen Muthwillen an den sogenannten Patrioten. Sie plünderten ihre Häuser, mishandelten ihre Anverwandte, indeß die Unglücklichen selbst in den schändlichsten Löchern schmachten mußten.

Der Magistrat ließ es aber bey dem bloßen Einsperren nicht bewenden, sondern er befahl noch, daß die Patrioten die öffentlichen Arbeiten verrichten sollten: und dabey hatten dann Unteroffiziere

von der Rohanschen Bande die Aufsicht. Da wurden denn die armen Leute aufs härteste und schimpflichste mishandelt, musten hart arbeiten und erhielten nichts, als Prügel, Wasser und Brod. Die Wuth der aristokratischen Kanaille ging so weit, daß sie sogar den Unteroffizieren Geld und Wein gaben, damit sie diesen oder jenen recht mishandeln und schlagen mögten.

Ich kenne einen gewissen Löw, von dem ich weiterhin mehr sagen werde, der sich als Sergeant bey der Kondéischen Horde Bessel nannte. Dieser wurde von einem Speierischen Advokaten aufgefodert, einen Kaufmann, der gleich damals zur Schanzarbeit verdammt war, gegen ein Geschenk tüchtig durchzuprügeln.

„Aber" fragte Bessel, warum soll ich denn den Mann durchprügeln?

Advokat: Das ist einer von den Hauptspitzbuben, ein rechter Patriot —

Bessel: Ja, dann müßte ich ja die andern wohl alle durchprügeln: die sind ja auch Patrioten!

Advokat: Wohl wahr: aber der da — ist der Hauptspitzbube.

Bessel: Mein Herr, Sie scheinen mir ein besonderes Interesse an den Prügeln für diesen Kaufmann zu haben.

Advokat: Das eben nicht —

Bessel: (traulich) Man hat doch manchesmal so seine besondern Rücksichten: es thut ja nichts zur Sache: wenn ich sehe, daß Sie gegründete Ursache haben, dem Manne eine Tracht Schläge zu gönnen: nun ja —

Advokat: O, die hab' ich längst!

Bessel: Nun?

Advokat: Der Spitzbube hat mich gräulich beleidigt.

Bessel: Wie so?

Advokat: Er hat eine hübsche Tochter, und ist reich. Ich hielt um die Tochter an, um Geld zu bekommen, damit ich mir ein Amt kaufen könnte.

Bessel: Und der Kaufmann versagte sie Ihnen?

Advokat: Nicht allein das: er sagte mir noch ins Gesicht, ich hätte nichts gelernt und sey ein Taugenichts; und einem solchen könne er seine Tochter nicht geben.

Bessel: Dafür mögten Sie ihn nur durchprügeln sehen?

Advokat: Ja, rechtschaffen, lieber Herr Sergeant, nur derbe, derbe! Hier ist etwas für ihre Mühe. (will ihm Geld geben.)

Bessel: Ey, du infamer Schlingel, kannst du mir so was zumuthen? Warte! Warte! (Er haut ihn durch, und giebt ihm einen Tritt vor den Hintern.) Da hast du deinen Lohn, niederträchtiger Büffel!

Der Advokat kam Abends in eine Gesellschaft von Rohanischen Offizieren, erzählte ihnen den Vorfall, und diese denunziirten den Sergeanten Bessel als einen Freund und Gönner der Patrioten bey seinem Major. Früh ließ der Major Besseln kommen, klozte ihn an, und sprach:

„Bessel: was hat Er gestern mit dem Advokaten vorgehabt?"

Bessel: (unerschrocken) Ich habe dem Nichtswürdigen die Haut ausgegerbt, Herr Major!

Major: Warum aber?

Bessel: Der Kerl wollte mir Geld geben, daß ich einen Gefangnen prügeln sollte.

Major: Was wäre denn daran gelegen gewesen, wenn Er einen Spitzbuben von Patrioten geprügelt hätte?

Bessel: Aber, mein Gott, um so eines infamen Bengels Willen, welcher mich mit Geld bestechen will, soll ich einen Gefangnen mishandeln? Thue das, wer da will, ich nicht; Gott strafe mich, ich nicht!

Major: Ist schon gut, geh Er nur! Ich hab's ihm lange angemerkt, daß Er dem verfluchten Lumpengesindel hold ist. Das macht, Er ist in Preußen gewesen, da sind die meisten so! Aber es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, ihm seine Patrioterey fühlbar zu machen. Denke Er an Mich!

Wirklich suchte der Major, (es war ein Prinz von Montbuisson) an dem guten Bessel Ursache, und ließ ihn bald hernach 48 Stunden krumm schließen.

Dergleichen Barbareyen übte der Magistrat zu Speier aus, und ließ sie ausüben, ohne daß es irgend einem Zeitungssudler eingefallen wäre, seinen Schildbürgern davon Nachricht zu geben.

Im ganzen Bisthum Speier wurde die Patriotenjagd äußerst streng betrieben, und beynahe in allen Dörfern wurden Leute eingesteckt, und ihre Häuser der Wuth der schmuzigen Aristokraten preisgegeben. Viele Bauren waren bey dieser Gelegenheit weit wüthender, als selbst die Preußen und Oestreicher, welche denn doch nach und nach einsahen, daß die Leute bey ihren Umständen unmöglich anders hatten handeln können.

Der Herzog von Braunschweig machte endlich dem abscheulichen Unwesen der Patriotenjagd ein Ende, und verbot, denen weiter nachzuspüren,

welche, zur Zeit der französischen Domination, derselben das Wort gesprochen hatten. Aber was half das denen, die einmal schon eingezogen und in Verhaft waren! Diese mußten ihr elendes Leben im Kerker hinziehen, Schuldige und Unschuldige, sogar Weiber mit Kindern. Aus allen Gegenden zusammengeschleppt, aufeinander gehäuft, und wie Todte der Vergessenheit übergeben, schrieen sie endlich, nach vier Monaten, um das erste Gebot der Gerechtigkeit für Gefangene — um Untersuchung und Verhör. Ihre Gesundheit war durch die elende Arrestantenkost, durch den Mangel an Bewegung, die Plagen des Ungeziefers, und durch die noch zehnmal härtern Qualen des Kummers um Weib und Kinder und zerrüttete Nahrung langsam zernagt: und nun die ansteckenden Seuchen bey der durch die zusammengesperrte Menge vergifteten Luft! — Ihr Zustand war mehr als schrecklich, aber der Gedanke an den Zustand ihrer verwaisten Familien, welche in der Verzweiflung die Hände wund rangen und vergebens nach ihren Nährern seufzten, war noch schrecklicher. Und doch nach vier Monaten noch immer kein Verhör! „Die Gerechtigkeit, schrieen sie, ist die erste Stütze des Staats. Gerechtigkeit gehört nicht allein dem Schuldigen zur Strafe, sie gehört vorzüglich dem Unschuldigen zum Schutze. Aber ohne Untersu-

chung, ohne Verhör, ohne Vertheidigung ist keine Gerechtigkeit möglich: ohne Untersuchung, ohne Urtheil leiden, ist nicht gerecht leiden. Dem Schuldigen kann die Gerechtigkeit seine erduldeten Qualen an der Strafe zu gut rechnen; aber wie will sie den Unschuldigen für die Plagen der Gefangenschaft, für den Verlust des Vermögens und der Nahrung, für den noch größern Verlust der Gesundheit und für alle namenlose Leiden seiner ganzen Familie entschädigen?" — So schrieen sie, aber die Oberpfaffen am Rhein blieben taub!

Und nun wundern Sie sich gewiß nicht mehr, meine Leser, daß die Franzosen, nachdem sie zu Ende des Jahres 1793 und im Anfange 1794 die Deutschen zurückgejagt, und die Rheinländer wieder in Besitz genommen hatten, nun auch raubten, plünderten und die aristokratischen Einwohner mishandelten. Man darf nur glauben, daß die Franzosen von dem unmenschlichen Verfahren der Deutschen gegen die Vertheidiger und Anhänger des Freyheitssystems genau unterrichtet waren, und dadurch äußerst aufgebracht so verfuhren. Nun frägt sichs, wer denn hauptsächlich an dem Unglücke Schuld war; und die Antwort ist nicht schwer. Im Kriege — ich wiederhole es — ist nichts mehr zu empfehlen, als ein vernünftiges Betragen gegen den Feind, und dessen Anhänger.

Wer dieses hintansezt, schadet sich selbst am meisten. Spotten, Schimpfen und Verfolgen ist nicht nur für sich schon unanständig, sondern es erbittert den Feind noch mehr, und macht, daß er sich aufs härteste rächet, sobald er nur kann. Und wer steht für das Nichtkönnen! Freilich dachte man damals, die Franzosen könnten nun und nimmermehr zurückkehren, und handelte dieser stolzen Voraussetzung gemäß: aber ganz auf sich deutsch — ich meyne: altgothisch-plump. Ueberhaupt waren die Deutschen, zu Anfange dieses Krieges, in der Staatswissenschaft noch am weitesten zurück. Gute Staatskyndige für einzelne Länder, für Oestreich, für Preußen oder Sachsen hatten sie wohl, aber Staatsmänner für ganz Deutschland, wie den jezt exulirenden Riem, hatten wir wenig. „Deutschland würde, sagte schon 1792 der Verfasser der Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Litteratur, (S. 14) in die allergrößte Verwirrung gerathen, wenn auf einmal alle Fürsten einig würden: sich der einzelnen Regierungen zu begeben, und ein einziges Reich aus den zerstückelten Provinzen zu bilden: es würde kein einziger da seyn, der Kenntniß genug hätte, ein solches Ganze einzurichten. Ich habe nicht einmal die Idee zu einer solchen Einrichtung in irgend einem deutschen politischen Schriftsteller ge-

funden. Und dennoch scheint es allein diese Idee zu seyn, von welcher man ausgehen muß, wenn je ein System der deutschen Staaten zu Stande kommen, und — die einzelnen Fürsten sich nicht mehr durch unverständigen Eigennutz selbst zu Grunde richten sollen. — In Deutschland bringt die kleinste Veränderung die größten Unordnungen hervor." Das haben wir in diesem Kriege, leider, gefühlt, ohne aber endlich eben so klug geworden zu seyn als Preußen. Indeß, wenn es uns an Männern fehlte, welche ganz Deutschland in statistischer Rücksicht hätten übersehen, würdigen und einrichten können: wo sollten wir die Staatsmänner gefunden haben, welche Frankreichs Macht- und Kraftverhältniß gegen Deutschland genau abgewogen, und dadurch Deutschlands Gewinn oder Verlust von daher bestimmt hätten! Wir hatten sie nicht, und darum machten wir, nach unserm dummen und plumpen Stolz, unsere Rechnung überall ohne den Wirth. Unsere Zeche sieht aber jezt enorm und blutig genug danach aus! — *)

---

*) Die Wahrheit dieser Behauptung erhält Bestätigung durch folgende Anekdote. Der Kurfürst von Kölln geht vor einigen Tagen — wie man in Halle jezt erzählt — einfach gekleidet, aus einem Thore zu Leipzig, in Begleitung einiger der dortigen Honoratioren. Die Schildwache erkennt ihn nicht, und macht ihm also auch nicht die sonst gewöhnlichen Honneurs. Einer aus der Begleitung macht die Wache unbemerkt

Indessen hatte der Herzog von Braunschweig einige Vortheile bey Trippstadt um Pirmasens über die Franzosen erfochten, auch einige gefangen gemacht. Zwey und sechszig kamen durch Maynkammer. Ich habe niemals offnere und festere Gesichter gesehen, als die dieser Gefangnen. Sie sangen, tanzten und sprangen, als wenn sie zur Hochzeit gehen sollten. An der Wache mußten sie Halt machen. Ich näherte mich und redete einen von ihnen an. „Du sprichst französisch? fragte er zur Antwort: du bist wohl gar ein Franzose!“

Ich. Nein, ich bin ein Deutscher; viele Deutsche sprechen französisch.

Er. (reicht mir die Hand) Willkommen Kamerad! Aber wärst du ein Franzose, ein Emigrant, ein foutu chien d'aristocrate: sieh an (er hob einen Stein auf) mit diesem Stein zermalmte ich dir dein Gehirn.

---

aufmerksam, und bittet, das Gewehrpräsentiren nicht zu vergessen, im Falle sie in das nämliche Thor zurückkommen sollten. Die Wache spricht darüber, und einer von ihr sagt: „Was doch die Kurfürsten hier wohl machen mögen! Erst neulich war der von Trier hier, und jezt der von Kölln.“ Dieser, der nicht weit davon, aber ausser den Augen der Wache, eine Anlage betrachtete, hört das, tritt hervor und sagt: „Ihr lieben Leute, Ihr wißt doch, daß die Kurfürsten am Rhein viele dumme Streiche gemacht haben; und darum beziehen sie jezt die Universität, um kluge zu lernen.“

Ich. Und das hättest du das Herz, hier zu thun?

Er. Allerdings! Ein Emigrant muß mir krepiren, wo ich ihn nur finde: das sind die Bösewichter, die unser und Euer Vaterland ins Verderben gestürzt haben.

Hierauf sangen alle das bekannte Lied, dessen Refrain jedesmal ist:

Dans son la Carmagnole:
Vive le Son
Du Canon!

Selbst ein Göchhausen gesteht in seinen Wanderungen den unbezwinglichen Muth, der französischen Gefangnen; und ist ein um so unpartheiischerer Zeuge, da er bey den Franzosen ganz und gar nichts Gutes zu finden gewohnt ist. Aber persönliche Unerschrockenheit war, wie ich ganz zuverlässig weiß, in den Augen des blinden Göchhausen niemals eine Tugend.

Sehr bedenklich für uns hielt jeder Kenner die in jener Gegend befindliche Bergkette, welche der Feind immer durchbrechen konnte, weil wir nicht im Stande waren, dieses ungeheure Gebürge ganz zu besetzen, und weil die Franzosen besser Bescheid darin wußten, als wir. Deshalb wurde so viel, als man konnte, für die Verhinderung eines Durchbruchs gesorgt; und da zu diesem Behufe immer

starke Kommandos ins Gebürge geschickt werden mußten, so wurde der Dienst hier sehr erschwert. Man that aber alles gern, weil man immer mit der baldigen Uebergabe von Landau und mit guten Winterquartieren im Elsaß schmeichelte.

Viele von unsern Offizieren waren hier neuerdings von dem gänzlichen Ruin der Franzosen so gewiß, daß sie sogar Wetten anstellten, daß in so und so viel Zeit die Deutschen in Paris seyn, Ludwig XVII einsetzen, die Glieder des Nationalkonvents aufhängen, den Adel herstellen, und den Pfaffen ihre alte Pfafferey wieder verschaffen würden. Die Einnahme von Toulon durch die Engländer, und die Rebellion in Lyon, der Tod der Repräsentanten le Pelletier, Chailler und Marat, die Fortschritte der sogenannten armée royale in der Vendée und mehrere solche Begebenheiten waren die Anlage zu dieser Rechnung.

Aber nun kam die Trauerpost von der Hinrichtung der Königin Antoinette, des Generals Cüstine und vieler andrer, auf welche man gerechnet hatte; die Schlappe der Engländer bey Dünkirchen, und die Fortschritte der Franzosen in den Niederlanden, nebst denen gegen die Spanier und Sardinier: diese unangenehme Nachrichten schlugen unsern Muth sehr wieder nieder, so, daß

man sogar verbot, davon zu reden: aber je mehr man dieß verbot, desto mehr geschah es und so wurden diese unangenehmen Dinge immer bekannter.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Belagerung von Landau.

Wir zogen den 18ten September ins Lager bey Landau, und schlossen es jezt rund um vollends ein. Dieser Platz ist eine von den Festungen, welche der berühmte Vauban angelegt hat: sie ist trefflich verwahrt, hat ein Fort und ein Hornwerk, und kann sich unter Wasser setzen, welches aber die Ingenieurs in Landau dießmal nicht für nöthig fanden.

Ohnerachtet Landau schon seit langer Zeit von den Deutschen blokirt war, so hatte man doch zu einer ernsthaften Belagerung sich wenig angeschickt. Es waren noch keine Schanzen aufgeworfen: aber wozu hätten auch diese nützen sollen, da man kein Geschütz hatte! Es ist ganz unbegreiflich, wie man nur den Gedanken hat fassen können, das mit Festungen gleichsam angefüllte und ganz umzingelte Frankreich ohne hinlängliches Geschütz anzugreifen.

Schon im Sommer hatte der General Wurmser, welcher in der dortigen Gegend sein Wesen trieb, mit dem französischen General Gillot unterhandelt, und von ihm die Uebergabe der Festung erwartet; aber vergebens. Eben so gieng es unserm Kronprinzen auch mit dem neuen Landauer Kommandanten Laubadere. Dieser war als ein guter, ehrlicher Republikaner bekannt, und eben darum ließ ihn der Kronprinz anfänglich nur einmal aufbieten.

Die Stadt war so eingeschlossen, daß nichts herein, nichts heraus konnte, und da man sich vorstellte, daß die Garnison und die Bürgerschaft nicht gut mit Proviant versehen wären, so hoffte man, daß die Uebergabe sich höchstens bis gegen das Ende des Novembers verziehen könnte, und erwartete nichts weniger, als daß die Republikaner die Festung entsetzen würden.

Inzwischen verübten die Oestreicher in den dortherumliegenden Französischen Oertern alle möglichen Gräuel. In Langenkandel und an mehrern Orten bey Landau sind ihre Barbareyen über allen Glauben gegangen. In dem ersten Orte ermordeten sie ein kleines Mädchen, weil es in seiner Einfalt gerufen hatte: Es lebe die Republik. Einem Schulmeister hackten sie beyde Hände ab, weil er ein Vertheidiger der Patrioterey war. Eine Frau

samt ihrem Kinde, das sie an der Brust säugte, verlohr das Leben, weil sie den Unmenschen Menschlichkeit predigte. ꝛc. ꝛc. — Als ich nach Landau und Strasburg kam, fand ich aller Orten Zettel angeschlagen, worauf dergleichen Gräuelthaten angezeigt waren, um deren willen die Nation gegen diese Verächter aller Rechte aufgerufen wurde.

Ich bin völlig überzeugt: daß der Kaiser dergleichen Gräuel nicht allein nicht billigt, sondern daß er sie aufs schärfste ahnden würde, wenn sie ihm bekannt wären. Aber wie dringt die Stimme der Unschuld und der bedrängten Menschheit zu den Ohren der Monarchen! Und wie ist es möglich, daß Unmenschlichkeiten verhindert werden, wenn man sie öffentlich predigt, wenn man die Franzosen d. h. alle Einwohner dieses Landes als den Auswurf der Menschheit beschreibt, gegen den man von aller Verbindlichkeit los sey? So war es der Fall im vorigen Jahrhunderte bey den Verfolgungen der Hugenotten: aber diese waren unbewaffnete Leute, außer Stande, sich zu wehren; allein die Franzosen jezt, konnten das ihnen angethane Unrecht rächen, und haben es auch an ihren Henkern, aber leider auch an den unschuldigen Be-

wohnern jener Länder, wohin sie gedrungen sind, mächtig und strenge genug gerächt.

In der östreichischen Armee giebt es, außer den Kroaten, noch anderes Volk, welches Freykorps ausmacht, und als solche glauben, es stehe ihnen alles frey. Dieses Volk ist aller Orten, bey Freund und Feind, sogar bey ihren eignen Leuten, verhaßt und verachtet. Die Unthaten der Herren von Ottonelli, von Mahony, von Michalowitz und von andern sind so verschrieen, als die Heldenstückchen des bayerischen Hiesels oder des Cartouches. Nirgends haben sich die Franzosen so arg betragen, als diese, die sogar bey Freunden und Bundesgenossen ihres Herren sich betrugen, als hätte man sie auf Exekution hingelegt. Mich wundert nur, daß Reichard in Gotha, Göchhausen, Girtanner und Braun nicht auch die Gräuelscenen von diesen zu Kupferstichen gewählt haben! — Ich werde weiterhin von dem scheußlichen Betragen dieser Quasi-Soldaten mehr erzählen, und verweise bis dahin auf eine Schrift, betitelt: Die Reichsarmee in ihrer wahren Gestalt, worin auch einiges von diesen Freykorps vorkömmt.

Diesen Kroaten hatte man einen Dukaten für jeden Franzosenkopf versprochen, den sie einliefern würden. Das Versprechen selbst war schon abscheulich an sich; denn es sezte einen Krieg ad interne-

cionem voraus, und machte schonende Menschlichkeit gegen die, die sich ergaben, oder die vor Verwundung nicht mehr schaden konnten, unmöglich: aber was kümmert sich ein Kroat um Menschlichkeit, zumal wenn seine Vorgesezten selbst so unmenschlich sind, ihn, der sich auf eigne Faust ernähren muß, gegen einen Blutsold zu Unmenschlichkeiten aufzufodern! Um diesen Sold treufleißig zu verdienen, tödteten die Kroaten hie und da Bauren, weckten sie des Nachts auf, um nach diesem oder jenem zu fragen; und wenn die Unglücklichen ihre Thür oder Fenster öffneten, um ihnen Auskunft zu geben, so ergriffen sie dieselben, schnitten ihnen den Kopf ab, und ließen ihn als einen Sanküllottenkopf sich bezahlen. — Und nun wollen wir noch fragen, lieben Leser, warum so viele Barbareyen von den Franzosen in Deutschland hernach begangen wurden?

Der Pfarrer zu Nußdorff, eine halbe Stunde von Landau, hat sich auch sehr an seiner Gemeinde versündiget. Dieser Mensch war, wie alle Pfaffen in ganz Frankreich, der neuen Einrichtung feind, ob er gleich lutherisch war: es ärgerte ihn sein Verlust des Dezems und der Sporteln. Es mogten auch mehrere von seinen Bauren etwas hart und derb mit ihm gesprochen haben. Er zeigte also diese bey den deutschen Offizieren an, und die armen

Leute wurden aufs gröbste mishandelt, wenn gleich Nußdorff nicht zu Deutschland gehört, und es demnach höchst ungerecht war, hier Jagd auf Patrioten zu machen. Alle Einwohner mußten ja, vermöge ihres gemeinschaftlichen National-Gesetzes, Patrioten seyn! — Der Herr Pfarrer ließ auch eine goldne Lilie über das Zifferblatt am Kirchthurme anbringen, welche aber freilich nicht lange figurirt hat. — Die kaiserlichen und preußischen Offiziere kehrten bey diesem theologischen Altflicker gern und fleißig ein — wegen seiner hübschen Schwägerinnen. Wie es ihm bey der Rückkunft der Franzosen ergangen sey, läßt sich denken.

Als wir um Landau stunden, waren eben die Trauben zeitig. Da es nun dortherum gar viele Weinberge giebt, so konnten sich unsre Leute recht daran ergötzen. Dieß thaten sie: aber die Weinberge wurden auch so mitgenommen, daß, wenn die Einwohner mit der Weinlese, oder dem Herbsten, wie man dort sagt, nicht geeilt hätten, sie auch keinen Tropfen Wein ins Faß bekommen hätten. Die Soldaten machten Exkursionen bis beynahe vor Landau, und trafen da mehrmals Nymphen aus dieser Stadt an. Dieß Hinlaufen der Frauenzimmer nach den Weinbergen dauerte noch fort, als ich schon in Landau war, bis endlich der General Laubadere es gänzlich untersagte.

Der König machte indessen Anstalt zu seiner Abreise nach Berlin: die polnischen Händel nöthigten ihn, sich an Oerter zu verfügen, wo er denselben näher seyn konnte. Er ist auch wirklich den 30ten September von uns abgefahren.

Hier im Lager lernte ich den bekannten Magister Heller kennen, welcher Verfasser von allerley kleinen Schriften mit und ohne Namen ist. Man nennt ihn dort herum Hr. Professor: warum? Das weis ich selbst nicht. Er sagte zu mir, daß wir mit einander bekannt werden müßten, weil unsre Fatalitäten viel Aehnliches hätten. Bey einem Glase Wein legten wir denn einander eine allgemeine Beichte ab. — Hr. Heller lebt zu Frankenthal, wo er in allerley Dingen Unterricht giebt, und sich so durchbringt. Er hat da ein blutarmes Mädchen geheurathet, mit welchem er, wie er sagte, ganz gut lebt. Die Schweizer Kantons haben ihm schon einigemal für ein Gedicht auf sie ein Präsent gemacht: er hoffte eben auch ein Präsent von unserm Könige und beversificirte denselben. Aber der König sah mehr auf Polen; und der Dichter erhielt nichts. Das war aber auch schon recht: denn nichts ist verdächtiger und gerade darum nichts elender, als das Lob der Dichter und der Versifexe; und wer nur durch sie denkt berühmt zu werden, hat gewiß nichts lobenswürdiges an sich. Die

ganze Welt kennt den poetischen Schnickschnack, und weis, warum die Dichterlinge loben. Von Horatius, dem größten und feinsten aller Parasiten an, bis auf die Herren N. N. hat keiner seinen Held unsterblich gemacht. Die Namen, welche über den Oden z. B. des Horatius stehen, thun schon lange gar nichts mehr zur Sache: wir bewundern die Schönheit des Gedichtes, und kümmern uns wenig um den, auf welchen es gemacht ist. Blos die Geschichte kann loben oder tadeln: denn ob wir gleich sehr elende Wichte in der Welt sind, so haben wir doch noch das Gute an uns, daß allgemeine Sätze keinen Eindruck auf uns machen: wenigstens keinen bleibenden; und daß wir nicht eher gerührt werden, oder glauben, bis wir den Beweis irgend einer allgemeinen Behauptung aus einzelnen Thatsachen selbst sammeln und fassen. Ein Fürst thut darum sehr klug, wenn er sich nie bedichten oder besingen läßt, und noch klüger, wenn er seine Lobhänse nicht belohnt: denn sonst stürmt dieses Sillben-Gesindel auf ihn zu, und belobt ihn dergestalt, daß er sich endlich für untadelhaft hält, und für wahres Verdienst Augen und Empfindung verliehrt.

Ich für meine Person befand mich im Lager so ziemlich wohl. Ich hatte beynahe täglich Besuch von Bekannten aus der ~~der~~ dasigen weiten und brei-

ten Gegend, und von diesen erfuhr ich die ganze Litaney von allem, was seit meiner Abwesenheit aus der Pfalz, vorgefallen war, aber ich erfuhr selten etwas erfreuliches. Alles war so beym Alten geblieben, und wenn ja der eine und der andre etwas hatte bessern wollen, so hatte er es sofort zu thun mit den Pfaffen, Edelleuten und Beamten, welche ihn an allen Unternehmungen hinderten. Alle hofften eine Generalreforme nach dem Ende des Krieges. Gebe sie der Himmel!

Alle Tage hörten wir, daß die Franzosen da und dort vor den Deutschen wichen, und nun sahen die meisten nichts sicherer entgegen, als Landaus Einnahme, und der Eroberung von ganz Elsaß. Einige radotirten schon von Strasburgs wirklicher Einnahme! Diese Nachricht verbreitete sich deswegen, weil wirklich in Strasburg ein Komplot existirte, welches die Festung den Deutschen in die Hände spielen wollte. Die vornehmsten Mitglieder des Komplots waren mehrere von der Strasburger Municipalität, und einige reiche Juden. Aber Eulogius Schneider, der damals öffentlicher Ankläger war, entdeckte durch seine Emissärs den Anschlag: die Verschwornen wurden eingezogen und fanden ihr Ende auf der Guillotine. Dabey war auch der gewesene Maire, Hr. von Dietrichs.

Den Weg der Verrätherey hat man in keinem Kriege mehr eingeschlagen, als in dem gegenwärtigen: ein wahres Zeichen, daß man sich zu schwach fand, der verachteten Nation ins Augesicht zu widerstehen. Gegen uns haben die Franzosen sich selten der Verräther oder der Spionen bedient. Doch fand sich bey Landau ein reformirter Kandidat, welcher wegen seines artigen Benehmens die Gnade des Herzogs von Braunschweig auf eine vorzügliche Art genossen hatte. Dieser zeichnete aus eignem Antrieb den Plan der ganzen Stellung des Deutschen Heeres ab, und schickte ihn in die Festung. Die Sache wurde entdeckt und der Kandidat arretirt. Er hatte allerdings so nach dem Herkommen, den Tod verdient, aber der König und der Herzog verwandelte die Todesstrafe in Baugefangenschaft.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Ich werde endlich noch gar — geheimer Gesandter.

Ich habe in der ganzen bisherigen Erzählung keine Rolle von Bedeutung gespielt, und hatte nur selten Gelegenheit, dem Leser von meinem kleinen Ich etwas zu sagen, das seiner Aufmerksamkeit werth

gewesen wäre. Man kann daher das, was ich bis jezt geliefert habe, mehr für historische Bruchstücke über den Feldzug und die Operationen, welchen ich beygewohnt habe, ansehen, als für meine eigne Geschichte. Von nun an aber erzähle ich hauptsächlich wieder von mir, und da man immer an sich mehr Interesse nimmt, als an allem, was uns umgiebt, so hoffe ich, daß meine Nachrichten von nun an für den Leser interessanter seyn werden, besonders für diejenigen meiner Leser, welche Interesse an mir finden; und die Anzahl dieser ist, wie ich zu meiner Beruhigung weiß, nicht gering.

Die Veränderung meiner Lage, welche hier bey Landau vorging, hat auf alle meine nachherigen Schicksale Einfluß gehabt, und wird ihn wahrscheinlich auch auf meine zukünftigen haben, so daß ich unverzeihlich handeln würde, wenn ich nicht alles, was dahin einschlägt, genau und umständlich beschreiben wollte. Man wird mir also verzeihen, wenn ich hier gegen meine bisherige Gewohnheit, weitläufiger werde, und Kleinigkeiten anführe, sobald diese meine Geschichte in ein helleres Licht stellen.

Ich war unsern Prinzen und den großen Generalen schon lange dem Namen nach bekannt, aber viele von ihnen hatten auch schon mehrmals mit mir gesprochen. Ich muß öffentlich gestehen, daß

ich von diesen Herren immer human und freundlich bin behandelt worden, und kann mich insbesondre rühmen, daß der Prinz Louis von Preußen, der Herzog von Weimar, die Generale, Prinz von Hohenlohe und dessen Vetter, der Prinz von Hohenlohe, Oberster bey Wolfframsdorff, die Hn. Generale von Mannstein, von Kalkreuth und mehr andere mir ganz besonders gut begegnet sind.

Der Prinz von Hohenlohe, ich meyne den damaligen Obersten bey dem Regiment von Wolfframsdorff, hatte in Dürkheim gehört, daß ich mit dem Bürger Dentzel, Volksrepräsentant, und zu der Zeit in Mission bey der Rheinarmee, ehemals bekannt gewesen sey. Diese Nachricht war ihm aufgefallen, und er beschloß, deswegen mit mir zu sprechen.

Ich war eben auf einer Schanze, als man mir sagte, der Prinz von Hohenlohe wolle mich sprechen. Da ich seine Art, Leute zu behandeln kannte, so lief ich mit Freuden hin, wie ich war. Ihre Durchlaucht, sagte ich, müssen mir verzeihen, daß ich komme, wie ich war, als ich hörte, daß Sie mich sprechen wollten. Ich konnte mich nicht überwinden, durch Anziehen und Putzen einen Augenblick zu verlieren. „Das war recht, mein Lieber,

erwiederte der Prinz, nur herein: bey mir muß man keine Komplimente machen.

Ich trat ins Zelt, und fand da mehr Gesellschaft, welche recht munter war. Ich mußte mit Taback rauchen, und Wein trinken, welchen der Prinz ganz trefflich hatte, da er ein Liebhaber von gutem ist. Der Prinz war, wie immer, sehr aufgeräumt, und erzählte einige Anekdoten vom alten König, z. B. daß er selbst mehrmals lächelnd bekannt hätte, wie er sich in seiner Jugend vor den Hexen gefürchtet habe, daß er aber nachher bald von dieser thörigen Vorstellung abgekommen sey u. dgl. — Unser Gespräch fiel bald auf die Franzosen, und ich freute mich recht über die gesunden Urtheile des Prinzen: er war selbst ehemals in Frankreich gewesen, hatte da ganzer zehn Jahre gedient, und verstand also den Handel besser, als mancher Andere. Endlich fragte er mich, was ich von den französischen Angelegenheiten dächte? Aber ehe ich antworten konnte, fiel ein Offizier von unserm Regimente lächeld ein: ah, Gnädigster Herr, den da müssen Sie nicht fragen: das ist ein Patriot!

Prinz: So? Ist's wahr, Laukhard?

Ich: Verzeihn Sie, Monseigneur! ich bin kein Patriot, im gehässigen Sinn: ich liebe den König, und die Deutschen, aber ich liebe auch die Menschen, und muß daher oft anders denken, als die

zu denken gewohnt sind, welche nichts sehen und hören wollen, als Fürsten und Sklaven.

Pr: Schön, das ist brav! Aber glaubt Er denn, daß die Franzosen jezt auf dem lezten Loche blasen?

Ich: Nein, das glaube ich nicht. Die Franzosen haben noch zu viele Hülfsmittel, sich zu behaupten, und es wird noch schwer halten, sie zu bezwingen, geschweige denn, ihre Macht ganz und gar zu tilgen.

Pr: Er hat doch die römische Historie studiert, Laukhard?

Ich: Ja, gnädigster Herr!

Pr: Nun, so weis Er ja auch, daß die Soldaten, welche an der Wohlfahrt des Vaterlandes zweifelten, gestraft wurden.

Ich: Ey, gnädigster Herr, ich zweifle an der Wohlfahrt des Vaterlandes gar nicht; ich wünsche und hoffe, daß es Deutschland und besonders Preußen recht gut gehen möge: aber ich kann doch auch nicht behaupten, was unmöglich, und was unwahrscheinlich ist: und von dieser Art wäre die gänzliche Niederlage der Franzosen durch uns.

Pr: Lassen wir das jezt. Es denkt ein jeder, was er will; man muß nur ein ehrlicher Mann seyn. — Aber à propos Laukhard, ich habe gehört, Er kenne den Repräsentant zu Landau, den Dentzel?

Ich: Ja, Ihre Durchlaucht, den kenne ich schon seit vielen Jahren.

Pr: Genau?

Ich: So ziemlich: wir haben manchesmal mit einander gezecht, und sonst Abentheuer bestanden. Ich glaube gar, daß wir noch Vetter sind.

Pr: Was ist denn das für ein Mann?

Ich: Gnädigster Herr, in der Lage, worin ich und Dentzel uns befanden, habe ich seinen Karakter nicht kennen lernen: ich habe mich auch nicht einmal drum bekümmert. Es ist, soviel ich weis, ein unternehmender Kopf, und sonst kein falscher Kerl.

Pr: Je nun, wir sprechen vielleicht ein andermal mehr davon. Jezt getrunken und lustig!

Es wurde getrunken aus großen Gläsern scharf, und die Zotologie wurde ziemlich herumgeholt. Gegen Abend ging ich in mein Zelt, und fand eben einen Brief von meinem redlichen Bispink, welcher das Vergnügen dieses Tages krönte.

Gleich am folgenden Morgen schickte der Hr. Hauptmann von Niweschütz, welcher die Kompagnie des Prinzen damals kommandirte, zu mir, und ließ mich holen. Dieser edle Mann, der mir sehr viel Freundschaft in der kurzen Zeit, die wir noch zusammen waren, erwiesen hat, traktirte mich mit Malaga; und nach einem langen Gespräche über diesen und jenen Gegenstand aus den Wissen-

schaften, worin sich der Hauptmann rühmlich umgesehen hat, wurde das Gespräch, ganz unmerklich wieder auf Dentzel gelenkt. Ich sagte ihm, was ich wußte. Hören Sie, sagte der Hauptmann, Sie können ihr Glück machen: der Prinz wird mit Ihnen sprechen, und dann machen Sie Ihre Sachen klug. — Ich stuzte, und drang in den Hauptmann, sich näher zu erklären; aber er sagte, daß er nichts mehr sagen könne: ich sollte nur klug seyn. Ich versprach ihm, mich allen Befehlen des Prinzen zu unterziehen.

Ich war kaum wieder bey meiner Kompagnie, als ich aufs neue gerufen wurde. Es war zum Prinzen Louis von Preußen, welcher hinter der Brandwache auf mich wartete. Hier hatte ich folgende merkwürdige Unterredung.

Prinz Louis: Guten Tag, Laukhard! ich hab' ein Wort mit Ihm zu sprechen.

Ich: Bin immer Ew. Hoheit zu Diensten!

Pr: Eh bien; aber jezt fodre ich keinen Dienst im eigentlichen Sinn: ich fodre was, das Uns und Ihm großen Vortheil bringen soll. Er kennt Dentzel zu Landau?

Ich: Ja, Ihre Königliche Hoheit.

Pr: Glaubt Er wohl, dem Manne beyzukommen?

Ich: Ich verstehe Sie nicht ganz.

Pr: Ich werde mich erklären. Seh Er, Denzel ist Représentant du peuple bey der französischen Rheinarmee: der Mann hat also vielen Einfluß, der dann erst recht sichtbar seyn wird, wenn von der Uebergabe der vor uns liegenden Festung die Rede seyn soll. Diese Uebergabe kann nicht lange mehr anstehen allein sie wird und muß auf alle Fälle noch viel Blut kosten: wir haben also einen Plan erdacht, wie wir ohne Blutvergießen zu unserm Zweck gelangen könnten.

Ich: Das wäre ja herrlich!

Pr: Ja, sieht Er: Und dazu soll er nun helfen!

Ich: Und wenn ich mein Leben dabey aufopfern sollte, gern!

Pr: Schön! So spricht ein braver Soldat. Laukhard, es ist beschlossen, Ihn nach Landau zu schicken.

Ich: (betroffen) Nach Landau, mich?

Pr: Ja, Ihn nach Landau, lieber Laukhard. Sieht Er: Er kennt den Repräsentant Dentzel: dieser vermag alles: kann Er ihn gewinnen, so ist sein und unser Glück gemacht.

Ich: Aber auch mein Unglück, Ihre Hoheit, wenn ich entdeckt werde.

Pr: Ah, Er muß sich nicht fürchten! pardieu, die Franzosen werden Ihm den Hals nicht brechen!

Ich: Aber die Franzosen sind Vokativusse, Ihre Hoheit: die Kerls spaßen eben nicht viel.

Pr: Ueberleg Er die Sache, lieber Laukhard! Findet Er, daß es nicht geht, à la bonne heure, so haben wir gespaßt, und alles bleibt entre nous; findet Er aber, daß Er Muth genug hat, die Gefahr nicht zu achten, und sein Glück zu befördern, so entschließe Er sich, und sage mir Bescheid. Adieu! Aber alles bleibt noch unter uns! (geht ab)

Ich schlich unruhig und mürrisch ins Lager zurück: tausend Ideen, tausend Grillen liefen mir durch den Kopf, und ich war doch nicht im Stande, einen festen Entschluß zu fassen. Die Sache schien mir zu wichtig.

Einmal war es mir freilich erwünscht, endlich einmal eine Gelegenheit zu bekommen, mich mit Ehren von den Soldaten loszuwickeln. Bisher nämlich hatte ich das Lästige und Drückende dieses Standes mehr als zu viel erfahren und empfunden. Davon kam ich also weg, wenn ich den Vorschlag Seiner Hoheit annahm: und dann hatte ich mit Herren zu thun, welche mir eine Laufbahn eröffnen konnten, worauf ich wenigstens eher und besser für mich sorgen konnte, als bey den Soldaten. Herr **Bispink** hatte mir zwar, als wir vor Maynz standen, angetragen, daß er mich, sobald ich nur einwilligte, von dem Regimente entweder loskau-

sen, oder einen Rekruten von meiner Grösse für mich stellen wollte. Er hatte diesen lezten Punkt mit dem Hn. von Patzensky, Hauptmann bey unserm Depot in Halle, schon besprochen; auch über die ganze Sache an unsern Feldprediger, Hn. Lafontaine geschrieben, und ihn um seine Vermittelung ersucht. Aber ich konnte mich durchaus nicht überwinden, eine Güte von dieser Art von einem Manne anzunehmen, der mich schon lange mehr als brüderlich unterstüzt hatte, und die ich ihm vielleicht nie hätte vergelten können. Ich lehnte also sein Anerbieten unter dem Vorwande ab: daß der Krieg gegen die Franzosen mich zu sehr interessirte, als daß ich nicht wünschen sollte, ihm bis zu Ende mitbeyzuwohnen. u. s. w. Im Grunde aber hatte ich des Soldatenlebens herzlich satt; und so war es mir lieb, hier endlich eine Gelegenheit vor mir zu sehen, meinen Abschied durch eine eklatante Dienstleistung selbst zu verdienen. Dadurch erwürbe ich mir, dachte ich damals, auch zugleich ein Recht auf eine sorgenlose Existenz im Preußischen, und wäre nicht genöthigt, mich auf eine prekäre Lebensart dereinst irgendwo einzulassen. Freilich war viel Gefahr bey der ganzen Unternehmung, allein wenn sie gelang, so war auch viel Vortheil auf meiner Seite zu erwarten.

Auf der andern Seite mögte ich den Vorschlag auch deswegen nicht verwerfen, weil ich dadurch Ursache werden konnte, daß eine blutige Belagerung in eine friedliche Uebergabe verwandelt würde, wodurch das Leben vieler Menschen, sowohl bey den Unsrigen als bey den Franzosen gewann.

Freilich hätte ich den Salto mortale niemals gewagt, wenn ich den Geist der Nation schon damals so gekannt hätte, wie ich ihn bald darauf kennen lernte, und welcher vorzüglich dahin geht, daß dem Feinde nicht eine Spanne breit Platz in der Republik eingeräumt werde, oder bleibe. Das erste Grundgesetz der Nation ist die Untheilbarkeit des Reichs: diese muß erhalten oder die Nation muß vernichtet werden. Aber ich kannte die Franzosen damals von dieser Seite eben so wenig, als der König von Preußen und alle koalisirten Mächte sie auch noch nicht kannten, und Viele, leider! noch immer nicht zu kennen scheinen.

Aber die Gefahr, welcher ich mich nothwendig aussetzen mußte, schreckte mich immer nicht wenig. Ich hatte gehört, daß die Franzosen einige Tage vorher einen Emigrirten, welcher von den Kaiserlichen desertirt war, in Landau aber als französischer Flüchtling erkannt wurde, ohne langen Proceß hatten todtschießen lassen. Was einem Spion und einem Emissär gebührte, war mir lange be-

kannt: ich hatte die Praxis davon bey Luxemburg, und bey Maynz gesehen. Ueberdieß verdammten meine eignen Grundsätze die mir zugedachte Unternehmung: auch erinnerte ich mich recht lebhaft an das, was Pyrrhus ehedem zu den Römern sagte:

Non cauponantes bellum, sed belligerantes,
Ferro, non auro vitam cernamus utrique. —

Spionerey habe ich überhaupt immer für etwas sehr unanständiges gehalten, und Verrätherey für das abscheulichste Verbrechen. Denn was kann fürchterlicheres gedacht werden, als der Misbrauch des Vertrauens, welches das Vaterland auf uns sezt; und was ist schändlicher, als der Gewinn, den wir von dem verkauften Interesse unsrer Nation ziehen? Daher kamen mir auch jene Generale, welche dem Interesse ihrer Nation untreu geworden waren, besonders ein Lafayette und ein Dümouriez, als die abscheulichsten Mensch vor. — Und dennoch sollte ich mich in die augenscheinlichste Gefahr stürzen? Dennoch gegen meine eigne Ueberzeugung handeln, weil ich mir dadurch Nutzen schaffen konnte, wenn ich mit heiler Haut davon kam?

Was das lezte, oder die Ueberzeugung von Recht und Unrecht betrifft, so wäre das die geringste Frage gewesen: denn ich hatte Beyspiele genug zu meiner Rechtfertigung. Der Eigennutz ist das

große Triebrad der menschlichen Handlungen: davon zeugt die Geschichte aller Zeiten und aller Völker; und alle wahre Biographien sind davon der klärste Beweis. Ein Herr Philosoph kennt und rühmt die Wahrheit, und ist überzeugt, daß diese, verbunden mit einer ihr würdigen Lebensart, die höchste Würde des Menschen ausmacht: er lehrt dieses in allen seinen Büchern; und seine Handlungen sind gewöhnlich das Gegentheil von seiner Lehre. Auch der größte Philosoph kalkulirt meistentheils à la Pitt, und ist Kaufmann auf Geld, Ehre und Gewissen, wie dieser. — Mit den Herren Moralisten konnte ich also bald fertig werden.

Aber die Gefahr, welcher ich mich unterziehen sollte, lag mir mehr im Sinne. Ich mußte befürchten, daß Dentzel meinen Antrag mit Verachtung verwarf, und mich in Untersuchung nehmen ließ. Auch liefen täglich Deserteurs nach Landau über: konnte die Sache nun nicht durch so einen dahin gebracht und verrathen werden? Und wo blieb dann Laukhard? Diese Gedanken bekümmerten mich Tag und Nacht, und raubten mir alle Ruhe.

Vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Den Tag nach meiner Unterredung mit dem Prinzen Louis käm der Adjutant des Kronprinzen zu mir, nahm mich mit hinter die Brandwache, und fragte mich: ob ich dem Antrag des Prinzen Louis nachgedacht hätte? Ich bejahte.

Adjutant: Nun, was denkt Er davon?

Ich: Ich denke, daß es ein sehr gefährliches und halsbrechendes Stück Arbeit ist.

Adj: Weiter nichts?

Ich: Das aber doch für mich und für uns alle nützlich werden könnte.

Adj: Das auf alle Fälle nützlich werden muß: denn gesezt auch, Er richtet nichts aus, so lernen wir doch die Gesinnungen der Leute kennen, und das ist schon viel: versteht Er mich?

Ich: O ja, ich verstehe Sie wohl! Also wenn ich nichts ausrichte, so sehen die Preußen, daß auf diese Art dem Repräsentanten nicht beyzukommen war, und nehmen ihre Maaßregeln auf eine andere Art. Ich zahle indeß mit meinem Leben, und die Herren haben einen Maßstaab ihrer Unternehmungen mehr: Allerliebst!

Adj: Ey, lieber Laukhard, ich meyne das nicht so! Wenn Er auch nichts ausrichtet, so ist Er deswegen doch noch nicht verlohren. Er muß nur seine Sachen gescheid anfangen; und kömmt Er wieder aus Landau zu uns, so ist sein Glück auf alle Fälle gemacht.

Ich: Ja, wenn die Festung durch mich in unsre Hände kommt!

Adj: Und wenn das auch nicht geschieht: Er ist auf alle Fälle gedeckt, und seiner Belohnung sicher. Das wäre schön, die Uebergabe der Festung zur Bedingung seiner Belohnung zu machen! Er wird auf alle Fälle königlich belohnt, und auf immer vor Armuth und Noth in Sicherheit gesezt. Aus einem Mann, wie Er ist, muß noch einmal was in der Welt werden: pardieu!

Ich: Alles gut, Herr Adjutant, aber das Ding bleibt immer kützlich.

Adj: Freilich wohl! Aber was ist Er denn, Laukhard? Ist Er nicht Soldat, und muß ein braver Soldat nicht vor die Kanonen gehen?

Ich: Natürlich!

Adj: Ist Er noch nicht vor den Kanonen gewesen?

Ich: O ja, schon mehr als einmal.

Adj: Hat Er da sich wohl gefürchtet und geängstet?

Ich: Herr Adjutant, wenn mir ein Andrer diese Frage vorlegte, ich weiß nicht, ich —

Adj: Ich schmiß ihm hinter die Ohren, nicht wahr? — Das ist recht gesprochen, mein Lieber: so hör' ichs gern. Nun sieht Er, wenn Er ohne Furcht vor die Kanonen ging, wo Er doch nicht viel thun konnte, warum wollte Er jezt eine Gelegenheit vorbey lassen, wo weniger Gefahr ist, und wo Er Viel thun kann?

Dieser Grund bestimmte mich beynahe: ich sagte dem Adjutanten, daß ich für den Kronprinzen alles zu wagen und alles zu thun bereit wäre. Er mögte also Seiner Hoheit meinen Entschluß melden, und Sie versichern, daß ich nur ihren Befehl erwartete.

Es war mir, wie es sich versteht, verboten worden, diese kützliche Sache irgend jemanden bekannt zu machen; aber dieß foderte schon meine eigne Sicherheit. Ich hatte nicht einmal das Herz, sie meinem Hauptmann anzuvertrauen: dieser fragte auch ganz und gar nicht, was die großen Herren mit mir gesprochen hätten.

Es war bey der Kompagnie ein Franzose, Namens Gantier, ein eingemachter Windbeutel, der beynahe kein Wort deutsch wußte. Aber en révanche frisirte und rasirte er, wie ein Meister, und war immer guter Dinge. Seines jovialischen Wesens und seiner Schnurren wegen war er bey jederman,

sogar bey den vornehmsten Offizieren, wohl gelitten, welche ihn so zu sagen zum Hänschen brauchen wollten, die er aber selbst nicht selten tüchtig hänselte.

Dieser Gautier hatte bey den ehemaligen Nationalgarden in Frankreich gedient, kannte die Generale Lafayette, Dümouriez, Anselme und andre, hatte die Preußen aus Champagne verfolgen helfen, und war im Frühling des Jahres 1793 bey Trier desertirt. Weil er nun sehr viel zu erzählen wußte, so machte ich mir gern mit ihm zu schaffen. Sonst war er auch ein ehrlicher Kerl, mit welchem sichs gut umgehen ließ.

Den Abend, als der Adjutant des Kronprinzen bey mir gewesen war, saß ich in der Marketender-Hütte, und dachte über mein Schicksal ernsthaft nach. Gautier näherte sich mir traulich, und fragte mich, warum ich so traurig aussähe? Ich sagte ihm, der Kopf thäte mir wehe: er war aber mit meiner Entschuldigung nicht zufrieden, und sagte mir gerade heraus, daß er glaube, die Unzufriedenheit mit meiner Lage verursache mir Nachdenken. Nun, sagte ich, wenn auch das wäre!

Er: Je nun, so mußt du deine Lage ändern.

Ich: Ja, aber wie?

Er: Höre, Bruder, ich kenne dich, du wirst mich nicht verrathen.

Ich: Nein, bey Gott, das thue ich nicht.

Er: Nun, so höre! Schon lange wäre ich gern wieder bey den Franzosen gewesen —

Ich: Du? Du bist ja von ihnen desertirt; und wenn sie dich jezt haschen, so schießen sie dich todt!

Er: Wenn ich vorgebe, die Preußen hätten mich aufgefangen, und mit Gewalt unter ihre Leute gesteckt: so bin ich frey. Und da du immer gut von den Patrioten gesprochen hast: wie wär's, wenn wir beyde nach Landau gingen?

Ich: Bruder, Bruder, was muthest du mir da zu! Bedenke, wenn so was heraus käme! Nein, nimmermehr! Laß uns abbrechen; kein Wort hievon weiter!

Er: Du verräthst mich doch nicht?

Ich: Sey unbesorgt: ich werde alles verschweigen. —

Die ganze Sache war mir indeß bedenklich, und wenn ich so hätte handeln wollen, wie es die Klugheit hier für meine künftige Sicherheit foderte, so hätte ich den Gantier angeben müssen: denn es war nichts sicherer zu vermuthen, als daß er, sobald er meine Desertion vernahm, auch fortlaufen würde: und was hatte ich da zu befürchten! Aber ich wollte sein Zutrauen nicht misbrauchen, und schwieg. Er hat hernach doch fortlaufen wollen, ist aber un=

glücklicher Weise erhascht worden. Erst bey der Retirade ging er zurück nach Frankreich; aber nach welcher Gegend — weiß ich nicht.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Meine Instruction vom Kronprinzen.

Am 25ten September wurde ich aufs Piket nach Nußdorf geschickt. Hier hatten die Leute gerade Herbst oder Weinlese, welche sie, nach Obigem, nothwendiger Weise schon so frühe anfangen mußten, weil sonst die deutschen Soldaten auch keine Beere in den Weinbergen gelassen hätten. Unsre Leute gingen schaarenweise hinein, und holten ganze Brodsäcke voll Trauben, welches ihnen um so weniger verboten war, da man die Trauben als ein Präservativ gegen die Ruhr ansah.

Ich war kaum in Nußdorf, so kam schon ein Bote aus dem Lager mit dem Befehl, daß ich sogleich zurückkommen sollte. Ich lief nach meiner Kompagnie, und fand da jemand, der mich nach dem Zelte des Kronprinzen begleitete. Der Kronprinz empfing mich, nach seiner edlen Gewohnheit, freundlich, drückte mir die Hand, und fragte mich: ob ich dem Vorschlag nachgedacht hätte? Ich bejahete dieses, und versicherte Seine Hoheit, daß

ich alles für die Ehre und den Vortheil der preußischen Waffen thun würde. Ich habe schon viel Gutes durch meinen Vetter (den Prinzen Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen) von Ihm gehört, lieber Laukhard, und hatte mir vorgenommen, für seine Loslassung von den Soldaten zu sorgen. Nun zeigt sich aber eine Gelegenheit, wobey Er dem Staate noch nützlich seyn kann, und bey dieser denke ich auch Sein Glück zu machen. Er ist frey; von diesem Augenblick an ist Er kein Soldat mehr. Jezt erkläre Er, ob Er das noch thun will, wovon die Rede ist?

Ich: Ja, Gnädigster Herr: ich werde mein Möglichstes thun, den Auftrag Ew. Königl. Hoheit pünktlich auszuführen.

Kronprinz: Nun wohl, in Gottes Namen! Er soll sehen, daß ich nicht undankbar bin, und daß ich Wort halte. Morgen früh um 7 Uhr komme Er zu mir, dann soll Er Seine Instruktion haben.

Ich ging: der Adjutant folgte mir, und gab mir einen Louisd'or; um mir mit meinen Kameraden, wie er sagte, einen guten Tag zu machen. Als ich ihm aber vorstellte, daß es nothwendig Aufsehen machen müßte, wenn ich heute lustig lebte, und die Nacht zum Feinde überginge, so gab er mir Recht, und ich ging mismuthig nach der Kompagnie.

Wir hatten einen Burschen, welcher gar nichts verschweigen konnte. Diesen nahm ich mit zum Marketender, war aber immer still und unruhig. Auf sein Befragen, was mir denn wäre, antwortete ich: daß er mir ja doch nicht helfen könnte.

Er: Wer weiß auch, Bruder!

Ich: Nein, du kannst mir nicht helfen, aber wenn du mich nicht verrathen willst, so kann ich dir wohl sagen, was mir eigentlich ist.

Er: Gott strafe mich, Bruder, wenn ich ein Wort sage!

Ich: Sieh, du weißt, daß ich immer gut patriotisch war!

Er: Ja, mein Seel', du hast oft geschwazt, wie ein Franzos.

Ich: Nun schau, das Ding hat der Kronprinz erfahren, und läßt nun Untersuchung anstellen. Er meynt gar, ich habe mit den Patrioten zu Neustadt unter der Decke gesteckt.

Er: Aha; deshalb sind die Herren immer bey dir gewesen!

Ich: Freilich! Glaub nur, das Ding geht mir höllisch im Kopf herum. Aber daß du ja nichts ausplauderst!

Er: Der Teufel soll mich holen, Bruder! Nein, was ich weiß, erfährt kein Mensch: da soll mir lieber die Zunge erlahmen.

Ich hatte dem Menschen den Unterricht von meiner Lage blos in der Absicht gegeben, daß er das Ding unter den Soldaten verbreiten sollte, und hatte mich nicht betrogen: denn ehe eine Stunde verging, wußte die ganze Kompagnie, daß ich der Patrioterey wegen angeklagt sey, und nun schwere Strafe zu erwarten hätte. Einige behaupteten, ich müßte Gassen laufen, andre aber, welche das Ding besser wissen wollten, sagten, daß ich gar könnte gehenkt werden, wenigstens müßte ich zeitlebens in die Karre. Ich hörte die läppischen Urtheile, und freute mich baß darüber. Denn nun fand das Vorgeben von meiner Desertion Glauben; und kam dann ein wirklicher Deserteur von uns nach mir nach Landau, so war ich vor ihm auch da sicher. Mein Hauptmann wußte das alles, sprach aber mit mir nicht ein Wort davon.

Die Nacht brachte ich sehr unruhig hin: früh schrieb ich noch einen Brief an Hn. Bispink, worin ich ihm meldete, daß man etwas Wichtiges mit mir vorhabe, worüber ich ihm, sobald es sich thun ließe, nähern Aufschluß geben wollte: nur mögte er bis dahin meinetwegen ganz unbekümmert seyn. — Allein Hr. Bispink hatte schon einem Regimentsbothen etwas für mich mitgegeben; und nun hatte ihm mein Hauptmann zu seiner Beruhigung einige Auskunft mitgetheilt. Auch vorher

hatte schon ein Unteroffizier von unsrer Compagnie, Namens Jakob, ihm geschrieben: ich hätte ihm aufgetragen, dem Hn. Bispink zu melden, daß ich die Nacht vom 26 — 27ten Sept. von der Piketwache nach Landau desertiren würde, u. s. w. Diesen Kunstgriff hatte der Unteroffizier zwar nur ergriffen, um Hn. Bispinks Güte auf meine Rechnung zu benutzen; aber gerade weil ein Unteroffizier ihm dieß gemeldet hatte, deutete er meine Desertion ganz richtig, jedoch mit vielem Befremden. Nichts hat mich nachher mehr geschmerzt, als daß ich diesen braven Mann meinetwegen so lange in Ungewißheit lassen mußte.

Um 7 Uhr ging ich zum Prinzen von Hohenlohe, der mich erst mit Malaga traktirte, und hernach zum Kronprinzen führte. Hier erhielt ich meine Instruction. Da es meinen Lesern gleich viel gelten kann, worin die Natur dieser Instruction bestanden habe, so werden sie sich begnügen, wenn ich ihnen ganz kurz melde, daß mein Auftrag dahin ging, die Festung Landau ohne militärische Angriffe an die Preußen zu bringen, und zwar — durch Geld. — Ob ich gleich viel Vertrauen auf den Muth und die Ehrlichkeit der Republikaner hatte, so wußte ich doch auch, daß Geld alles vermag, und daß der Dichter recht sagt:

Hor. Od. III, 16, 9.

Aurum per medios ire satellites
Et perrumpere amat saxa, potentius
Ictu fulmineo: concidit Auguris
Argive domus, ob lucrum
Demersa excidio: diffidit urbium
Portas vir macedo, et subruit aemulos
Reges muneribus.

Und da man eine sehr große Summe bestimmt hatte, um zum Ziele zu gelangen, so verzweifelte ich nicht ganz an dem guten, das heißt, gewünschten Ausgang meines Auftrags.

Der Kronprinz sprach weitläufig, über zwey gute Stunden, während ich mit ihm frühstückte, über die Angelegenheiten, welche mich zunächst angingen, und dann über das Allgemeine. Alle seine Urtheile waren richtig und bestimmt, und man merkte wohl, daß er sich in den öffentlichen Geschäften fleißig umgesehen hatte. Besonders hat mich der herablassende, sanftmüthige, von allem Stolz entfernte Karakter dieses Fürsten entzückt. „Wir sehen uns gewiß noch vor Weinachten wieder, sagte er zu mir, und dann reiset Er mit mir nach Berlin, und geht dann nach Halle, wenn Er will.“ Der treffliche Prinz konnte nicht voraus sehen, daß ich von damals an 18 Monate in der Gewalt der Franzosen würde bleiben und unter stäter Todesgefahr herumirren müssen.

Nachdem ich über den ganzen Inhalt meiner geheimen Sendung unterrichtet war, empfahl ich mich, und ging. Der Prinz von Hohenlohe begleitete mich, und händigte mir eine Hand voll Gold ein, wovon ich in Landau leben sollte. Ich ging mit dem Prinzen nach seinem Zelte, wo er mir ein Billet einhändigte, welches ich an den Hn. Major von Wedel, der damals unser Bataillon kommandirte, abgeben sollte.

Dieser rechtschaffne Mann sah mich sehr mitleidig an, als er das Billet gelesen hatte, und sagte wörtlich weiter nichts, als: wenns dann so seyn muß, so mag es so seyn! Guter Laukhard, Er geht diesen Abend nach Nußdorff; es wird Ihn niemand aufhalten: das übrige werd' ich schon bestellen.

Den Tag über hielt ich mich sehr ruhig: gegen Abend ging ich aus dem Lager mit Sack und Pack: denn ich gab vor: ich müßte jemand auf dem Piket ablösen. Man ließ mich ohne Umstände passiren. In Nußdorf fand ich meinen Hauptmann, den Hn. von Mandelsloh, welcher durch den Hn. Major von Wedel von allem unterrichtet war. Er zog mich auf die Seite: ich weiß alles sagte er, also brauchen wir nicht viel Erklärung. Jezt geh Er nur nach der untern Wache, und bleib Er da, bis ich komme.

Unsre Leute hatten eben einen Keller ausgewittert, worin noch Wein war, und holten diesen in großen Häfen auf die Wache, wo er unmäßig gesoffen wurde: ich aber hatte nicht das Herz, einen Tropfen mitzutrinken, ging daher in ein Nebenhaus, wo ich mir eine Mostbrockel machen ließ. Von meinen Sachen wollte ich nichts mitnehmen, als meine Wäsche und einen hebräischen Psalter, welchen mir Herr Bispink auf mein Bitten geschickt hatte. Ich habe diesen Psalter hernach auf meinen Turen durch Frankreich immer mit herumgetragen, und erst bey meiner Zurückkunft aus diesem Lande einem Freunde geschenkt. Die hebräische Sprache hat mir immer gefallen, nicht wegen des in derselben verfaßten alten Testaments, wo freilich manche hübsche Urkunde, vermischt mit unzähligen Fratzen und Thorheiten vorkommt, sondern wegen der großen Simplicität derselben.

Gegen 12 Uhr des Nachts kam Hr. von Mandelsloh, mein Hauptmann und noch ein Major von dem Regiment von Wolffframsdorff. „Laukhard kann mit uns gehen, sagte der Hauptmann: er kann Ordonnanz machen: wir wollen ein wenig die Posten visitiren." Ich legte meine Tasche ab, nahm nichts als Tornister und Seitengewehr, und begleitete die Herren. Wir gingen gerade zum

Dorf hinaus auf die Landauer Straße, und meinem braven, mitleidigen Hauptmann war das Herz so beklommen, daß er kaum reden konnte. Der Major führte also das Wort, und sprach sehr viel über die Schuldigkeit des Soldaten, sein Leben für seinen Herrn zu wagen. Ich fand dieses Gespräch für mich damals eben nicht sehr passend, und remonstrirte so lange, bis der Major mir zugab: daß der Soldat erst dann sein Leben nach Recht und Pflicht wagen müsse, wenn er selbst einsehe, daß sein Herr für eine durchaus gerechte Sache mit den Waffen auftrete. — Auch wollte der Hr. Major nicht zugeben, daß ein Herr eben darum gehalten sey, seinen Soldaten die Ursachen anzugeben, warum er Krieg anfange, oder warum er diesem oder jenem Hülfsvölker gebe. Allein ich versezte, daß der Soldat, der ohne zu wissen, warum, in den Krieg ziehen müsse, niemals mit soviel Muth und Zutrauen fechte, als der, welcher von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des Krieges überzeugt sey.

Major: Ja gut; aber wer, beym Henker, kann denn jedem Soldaten das vordemonstriren?

Ich: Es ist gar nicht nöthig, daß man jeden gemeinen Soldaten, oder auch nur jeden Offizier von den Ursachen des Krieges überzeuge: das muß einigemal öffentlich geschehen, und dann wird es

sich bis zum Tambour und zum Packknecht bald und pfeilschnell verbreiten.

Major: Aber wie soll denn die öffentliche Anzeige geschehen?

Ich: Einmal durch ein Manifest an die Armee, worin die Gründe, welche den Fürsten zum Krieg bewegen, enthalten wären. Diese müßten genau und deutlich aus einandergesezt und so dargestellt werden, daß sie allgemein einleuchteten, und dann an sich schon so beschaffen seyn, daß sie auch Eindruck auf den Soldaten machen könnten: Bey jeder Kompagnie müßten eins oder zwey Exemplare vertheilt werden, und dann lernten die Soldaten sie, nach ihrer bekannten Neugierde in solchen Dingen, gewiß bald auswendig. Hernach hat man ja auch die Herren Feldprediger, die doch mit ihren gewöhnlichen Predigten wenig Nutzen stiften. Diese Herren müßte man anhalten, über die Pflicht, tapfer, beherzt und treu zu seyn, öfters Reden zu halten: die Beweggründe dieser Reden müßten nicht hergenommen werden aus der Bibel, oder aus der allgemeinen Pflicht, seinem Eyde treu zu seyn, sondern aus der Natur des jedesmaligen Krieges, und aus den Ursachen, warum man gerade jezt Krieg führen wolle. Freilich müßten die meisten Herren Feldprediger alsdann mehr studiren, als sie jezt thun; auch müßten die Gründe nicht nach

der gewöhnlichen Herrscher-Diplomatik riechen, sondern gerecht, und wahr seyn, so daß ein ehrlicher Mann sie ehrlich vortragen, und von ihrer motivirten Darstellung das erwarten könnte, was Viele nach dem hergebrachten Herrscherwahn entweder von dem Nimbus ihrer Macht, oder von der Rhetorik des Korporalstocks sich versprechen, aber gewöhnlich so finden, wie bisher. Auch der gemeinste Mann ist mehr als Maschine, zumal jezt unter der Gegenseile der Franzosen. Die Zeit wird mich rechtfertigen.

Major: Er kann recht haben, Laukhard, — aber die Kriegsplane dürfen doch niemals bekannt gemacht werden.

Ich: Das versteht sich allein: die Ursachen, warum man Krieg führt und die Art, wie man ihn führt oder führen will, sind sehr verschieden. Jene müssen jedem Soldaten genau bekannt seyn d. h. jeder Soldat, der halbwege Nachdenken hat, muß einsehen, daß er für die gerechte Sache ins Feld zieht: aber die Plane — darf nur der Feldherr wissen. u. s. w.

Unter diesem Gespräche kamen wir eine gute Strecke von Nußdorff ab. Es begegnete uns eine Patronille, welche uns berichtete, daß in der Tiefe alles ruhig sey. Nun, sagte Hr. von Mandelsloh, so begleiten wir unsern Laukhard noch eine

Strecke. Die Franzosen werden uns nicht gleich haschen. — Es war herrliches Wetter und lichtheller Mondschein. Wir gingen sachte weiter. Endlich ermahnte ich die Herren selbst, zurückzugehen, indem man nicht wissen könne, was hie oder da aufstoße, oder im Hinterhalte laure. Die Herren sahen die Nothwendigkeit, zurückzukehren, selbst ein, gaben mir noch manch nützlichen Rath, wünschten mir gute Verrichtung und damit Gott empfohlen. Der lezte Handdruck meines biedern Hauptmanns war herzig, aber noch herziger sein Antrag, hier noch mitumzukehren, wofern ich in meinem Entschlusse nur das mindeste wankte, oder ihn bereute. Allein meine Antwort war eben so kurz als entschlossen diese: „Ein ehrlicher Mann hält Wort, und wenns sein Leben kosten sollte!“

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Mein Uebergang zu den Franzosen.

Kaum war ich dreißig Schritte vorwärts gegangen, als eine französische Patrouille von drey Dragonern auf mich zukam, und mir ihr qui vive? (wer da?) zurief. Ich gab mich sofort für einen preußischen Deserteur an. Sois le bien venu! rief

ein Dragoner: komm näher! Aber Kerl, Du sprichst französisch: bist wohl gar ein Franzose?

Ich: Warum nicht gar: ich bin ein Deutscher!

Drag: Aber sacré mâtin, *) Du sprichst ja französisch: wo hast Du das gelernt?

Ich: Meint Ihr denn, daß die Deutschen nicht auch französisch können?

Drag: Vive la Nation! Kamerad, Du mußt Du sagen! foutre! Du bist bey Republikanern; die sagen alle Du. Also Du bist kein Franzos?

Ich: Nein! ich hab's ja schon gesagt.

Drag: Gut! Du bist ein braver Junge, daß Du deinen Tyrannen verlassen hast. (d'Avoir fonti le camp à ton tyran.) Aber wo sind denn Deine Kameraden?

Ich: Was für Kameraden?

Drag: Sacré mâtin, ich habe doch welche sprechen hören!

Ich: Ich habe so für mich getrallert.

Drag: Nein: es waren mehrere Stimmen. Ich muß wohl nachsuchen.

---

*) Sacré mâtin, chien, sacrée garce, sacripie, sacré fontige, sacrée merdeuse, und tausend andere Floskeln sind die Würze für die republikanische Sprache des gemeinen Volks in Frankreich. Im Jahr 1793 und 1794 waren diese Floskeln mit ein Beweis des ächten robespierrischen Patriotismus. Ich liefre weiterhin über diese unanständige Verbrämung der französischen Sprache ein eignes Kapitel.

Zwey Dragoner sprengten wirklich fort, und suchten, ob noch jemand in der Nähe wäre. Man stelle sich meine Angst vor: denn es war ja leicht, sehr leicht möglich, daß mein Hauptmann und der Major erhascht, und eingebracht wurden, und dann — war Laukhard geliefert. Ein Dragoner blieb inzwischen bey mir, und sprach sehr freundlich. Endlich nach langem Hin- und Hersuchen kamen die beyden andern zurück, und versicherten, daß doch nichts da wäre: es müßte vielleicht eine feindliche Patrouille gewesen seyn. Nach meiner Zurückkunft nach Halle erfuhr ich von dem Hn. Hauptm. von Mandelsloh, daß ihnen die Dragoner wirklich auf den Hals gekommen wären, daß sie sich aber in die Weinberge versteckt hätten, um nicht entdeckt zu werden. Sie waren beyde unbewaffnet, hatten nichts als ihre Degen, und wären da ohne Umstände gezwungen gewesen, sich nach Landau führen zu lassen. Gut nur, daß dieses nicht geschehen ist!

Meine Dragoner führten mich auf die kleine Schanze vor dem deutschen Thore, wo ein Hauptmann und ein Leutnant das Kommando hatten, und wo 50 Mann zur Wache waren. Der Hauptmann war froh, daß ich mit ihm reden konnte — er war vom zweyten Bataillon La Correze — und unterhielt sich mit mir die ganze Nacht. Der Leut-

nant saß da, und las in der französischen Uebersetzung des Fräuleins von Sternheim. Die Soldaten legten mir hundert Fragen vor, welche ich beantworten mußte, die ich aber so beantwortete, wie es mir zuträglich schien. Ich bediente mich hier der Ausdrücke, Monsieur, Messieurs, avoir la grace, la bonté, de permettre u. dgl. aber der Hauptmann bath mich, alle Freyheitstödtende Ausdrücke (termes liberticides) nicht mehr zu gebrauchen. „Du bist jezt, sagte er, im Lande der Freyheit, mußt also auch reden, wie ein freyer Mann.“

Ich: Das ist wohl wahr: aber Dir z. B. bin ich doch Respekt schuldig.

Er: Gerade so viel als ich Dir. Bin ich Dein Herr? Oder hab' ich Dir zu befehlen?

Ich: Du bist aber doch Hauptmann!

Er: Und Du bist Mensch, und das ist hinlänglich, um frey zu seyn, und von Niemanden abzuhängen. Aber ich merke, lieber Freund, Du hast noch keinen Begriff von der Freyheit. Wenn Dir's nicht zuwider ist, so will ich Dir hierüber einige Auskunft geben. Sag mir einmal, darfst Du stehlen?

Ich: Bewahre! Stehlen darf Niemand.

Er: Warum nicht?

Ich: Weils nicht recht ist.

Er: Gut: woher weißt Du, daß es nicht recht ist?

Ich: Weil es der Vernunft und dem natürlichen Gesetz zuwider ist.

Er: Das ist nicht richtig gesprochen: Es muß heißen: weil es dem geschriebnen Gesetz zuwider ist. Verstehst Du mich?

Ich: O ja, aber das Naturgesetz muß doch die Grundlage aller geschriebnen Gesetze seyn.

Er: Das gehört alleweile nicht hieher, so wahr es sonst ist. Das Naturrecht bildet keine Gesellschaft: wo aber Gesellschaft ist, da giebt es positive Gesetze, und es muß sie geben: und was diese befehlen, das ist recht und erlaubt und was sie verbieten, ist unrecht, und nicht erlaubt. Jezt will ich Dir auch sagen, was Freyheit ist. Freyheit heißt das Vermögen, blos nach solchen Gesetzen zu leben, welche vernünftig und dem gemeinen Wesen nützlich sind. Sklaverey hingegen heißt von Gesetzen abhängen, welche absurd, unbillig, ungerecht u. s. w. sind. Hast Du mich verstanden?

Ich: O ja, ich bitte, nur fortzufahren.

Er: Du siehst also, daß Freyheit keine Gesetzlosigkeit ist, und nichts weniger mit sich bringt, als das Vermögen, willkührlich zu handeln, oder seinen besondern Willen dem allgemeinen Willen vorzuziehen: jeder muß sich dem allgemeinen Willen unterwerfen.

Ich: Was verstehst Du unter allgemeinem Willen?

Er: Darunter verstehe ich den Willen der Nation, auf diese oder jene Art als Nation zu existiren. Die Modifikation dieser Existenz macht den Grund aller Gesetze aus: sie ist die Grundlage der öffentlichen Ruhe, und darf folglich von keinem einzelnen Mitgliede übertreten, verändert, oder verdreht werden. Nun glaube ich, hast Du einigen Begriff von der Freyheit, welche die Franzosen einführen wollen.

Ich: Aber seyd Ihr denn jezt frey?

Er: Wie man es nehmen will. Unsre gesetzgebende Macht hat die Nothwendigkeit eingesehen, Gesetze und Verordnungen zu machen, welche mit der vernünftigen Freyheit der Bürger nicht bestehen können. Dergleichen Verordnungen haben wir viele.

Ich: Also seyd Ihr ja nicht frey!

Er: Höre, Freund, wenn Du das Fieber hast, und wirklich König bist: bist Du da frey? Antwort: nein! Frankreich hat jezt das Fieber: Frankreich liegt im schrecklichsten Paroxismus, dessen Krisis sich fürchterlich äußert: und nun überlege, ob da die friedliche Lage der Freyheit in vollem Maaße, so wie wir sie wünschen, und mit der Zeit haben werden, jezt schon Statt haben könne?

Ich: Da Ihr aber diese schreckliche Krisen, diesen Paroxismus zum voraus sehen konntet, warum finget Ihr Eure Revolution an?

Er: Dieser Paroxismus ist nicht ganz Folge der Revolution. Warum kamen Eure Fürsten, uns

zu stöhren, und dadurch unsern Zustand zu verschlimmern und zu verlängern? Warum mußten unsre Großen, unser Capet, unsre Adlichen, unsre Pfaffen Rebellion und Blutvergießen stiften, unter der Hand unterhalten und dadurch die Revolutionsgesetze, die tribunaux révolutionnaires, die Gillotine, die Füseliaden und andre scheusliche Auftritte nothwendig machen? Die Revolution an sich war an dem großen Unglück, das unser Land betroffen hat, und das wahrscheinlich noch einen großen Theil von Europa niederdrücken wird, nicht allein Schuld.

Ich: Du bekennst also doch, daß die Revolution gelegentlich großes Unglück über Frankreich gebracht hat: also ist sie gegen Eure Erwartung anders ausgefallen, als sie sollte.

Er: Ganz und gar nicht. Man hat, wenigstens haben gescheide Köpfe diese Folgen größtentheils voraus gesehn. Aber es mußte einmal brechen. Wir sind nicht allein für uns da; wir müssen auch auf unsre Nachkommen bedacht seyn. Ein Volk ist anzusehen, wie Ein Körper, der viele Jahrhunderte lebt. Wenn daher an diesem Körper brandartige Glieder sind, so muß man diese wegschaffen, gesezt auch, es müsse frisches Fleisch mit abgeschnitten werden.

Ich: Ich verstehe Dich: Du meynst den Adel—

Er: Nicht den Adel allein; ich meyne alle die, welche an der unrechtmäßigen Obergewalt unsrer Tyrannen Theil hatten, und ihre Bübereyen unter dem Schutz der willkührlichen Einrichtung eines

Einzigen verübten. Und diese waren vorzüglich die Pfaffen, die Edelleute, die Pächter, die Monopolisten und anderes unzähliges Gesindel, welches nun zerstöhrt und zertrümmert ist.

Ich: Und Ihr fürchtet Euch nicht, daß alles dieses wieder hergestellt werden könne? Ihr bedenkt nicht, daß Ihr alsdann noch weit mehr gedrückt seyn werdet, als Ihr es jemals unter Euren Ludwigen waret?

Er: Eben weil wir dieses denken, bieten wir alles auf, um jenem vorzubeugen, fest entschlossen, entweder Alles zu verlieren oder Alles zu gewinnen: ein Mittelweg ist für uns schon unmöglich geworden, und dieß vorzüglich durch das Versehen Eurer Fürsten. Dieß sieht der größere und edlere Theil unserer Nation lange ein; und darum bemühen sich Eure Fürsten zu ihrem eignen Ruin sehr thörigt, uns wieder zu irgend einer Art von willkührlicher Tyranney zurückzubringen.

Ich: Man ist aber im Kriege niemals wegen des Erfolges sicher: es könnte doch geschehen, daß die vereinigte Macht so vieler Fürsten endlich eine allgemeine Veränderung in Eurem jetzigen Systeme hervorbrächte. Denn erstlich —

Bisher hatten alle Soldaten geschwiegen, und aufmerksam zugehört; aber bey meiner lezten Aeußerung fingen alle an zu murren, und ein ganz junger Volontär sagte mir in recht barschem Ton: „Du sollst sehen, Citoyen, daß alle Könige und alle Pfaffen und alle Edelleute nicht im Stande seyn werden, uns zu besiegen. Frey wollen wir blei-

ben, oder sterben." Ja das wollen wir, riefen alle. — Wer uns besiegen will, fuhr der Volontär fort, muß unser ganzes Volk ausrotten, aber das soll und kann weder der Teufel, noch der Papst, noch sonst ein Tyrann! Ich fand nicht für gut, den Volontärs die Möglichkeit einer gänzlichen Niederlage von ihrer Seite weiter zu zeigen, und versicherte sie, daß ich selbst nichts sehnlicher wünschte, als daß das angefangne gute Werk Bestand haben und alle seligen Früchte bringen mögte, welche Frankreich davon erwartete. Ich nehme Dir's nicht übel, versezte der Volontär, daß Du so sprichst, wie Du gesprochen hast: Du kommst von den Tyrannen her, und wie kann man in der Sklaverey lernen, vernünftig und frey zu denken!

Der Hauptmann fragte mich, ob ich Hunger hätte. Ich verneinte es. Nun trinken wirst Du doch eins, nicht wahr? Kameraden, fuhr er fort, indem er sich zu den Soldaten wendete, geh doch einer, wer will, hin und hole eine Feldflasche voll Wein!

Ich habe noch eine hier, schrie ein Volontär: die steht Dir zu Willen. *) Er brachte sie, und wir fingen an zu trinken.

Ich mußte mich besonders über das anständige Betragen dieser Leute wundern. Es herrschte unter ihnen die trefflichste Ordnung, und die strengste Disciplin. Ganz anders hatte man uns die fran=

---

*) Man bemerke, daß man in Frankreich nicht mehr sagt: à votre service, sondern à ta volanté.

zösische Zucht vorgeschildert: da waren es Leute, welche von gar keiner Subordination wüßten; die thäten, was sie wollten, die auf den Befehl ihres Offiziers nicht hörten und was des albernen Vorgebens mehr war. Allein hier sahe ich zum erstenmal, gegen meine Erwartung, wie es wenigstens im Dienste so ordentlich bey den Franzosen zuging, als es bey den Preußen je zugehen kann. Ich werde in der Folge von der Subordination und dem patriotischen Diensteifer der Franzosen noch mehr reden, und einige specielle, sehr interessante, Thatsachen davon anbringen. Hier bemerke ich nur noch so viel, daß im Dienst alle Subordination im allerstrengsten Verstande ausgeübt wird, und daß doch dabey der Offizier nicht im geringsten den Tyrannen machen kann. Ich weiß es noch gar gut, daß man bey den Preußen einen gewaltigen Unterschied zwischen guten und bösen Offizieren macht; aber in Frankreich ist dieser Unterschied nicht einmal denkbar. Hier findet gar keine Willkühr statt: überall herrscht und entscheidet das Gesetz. Das Gesetz kennen alle: alle finden es gut und nothwendig; und so beeifert sich jeder, dem Gesetz zu gehorchen. Aber unter dem Gesetz steht der Offizier so gut, als der Volontär: was das Gesetz vorschreibt erkennen beyde für Recht und Pflicht; und über dieß hinaus vermag die Willkühr nichts. Was kümmert's also den Soldaten in Frankreich, ob sein kommandirender Offizier ein Isegrimm oder ein Engel ist! Der Soldat muß seine Pflicht thun: davon kann ihn der Offizier nicht freysprechen; und

als Patriot im ächten Wortverstand thut er sie gern. Erlaubte Dinge dürfen ihm übrigens nicht verboten, und unerlaubte nicht gestattet werden: und damit ist's alle.

Die Strenge der preußischen Disciplin, vorzüglich in Wesel, muß den Franzosen überhaupt scheuslich genug beschrieben seyn: denn hier fragten sie mich fleißig, wie viel Hiebe der preußische Soldat täglich bekomme? Ob denn ihr Kommißbrod in der That über allen Glauben schlecht sey? u. s. w. — Ich mußte die ganze Nacht herhalten und plaudern; aber ich that das gern, indem schon hier mir manches Vorurtheil verschwand, welches ich in Absicht der Franzosen noch hatte.

Früh sagte mir der Hauptmann seinen Namen, bath mich, ihn zu besuchen, wenn er abgelößt seyn würde, und darauf ließ er mich durch einen Volontär, aber ohne Gewehr, zum General Laubadere, dem Volksrepräsentanten Dentzel und dem Kriegskommissarius, dessen Namen ich vergessen bin, abführen. Wie ich diese Leute gefunden, wie meine Mission abgelaufen, in welche Gefahren und Gegenden sie mich getrieben, kurz, wie es mir 18 Monate hindurch in Frankreich ergangen; was ich da gehört und gesehen; wie die Nation sich verändert und von neuem organisirt habe im Bürgerlichen, Militärischen, Wissenschaftlichen, Oekonomischen, Merkantilischen und Moralischen; — wie und wodurch ich aus Frankreich befreyet, was für Schicksale mich auf meiner Reise nach Deutschland, und bey den Schwäbischen Kraistruppen be-

troffen; wie ich auch von diesen losgekommen und endlich wieder nach Halle zu meinem ehrlichen, biedern Bispink gewandert bin; was ich da jezt treibe — das alles ist schon beschrieben, und erscheint nächstens im folgenden Bande.

Ende des dritten Theils.

Verbesserungen der Druckfehler.

Seite	10	Zeile	11:	ausarteten.
—	21	—	18:	zu rufen.
—	24	—	3:	hätten.
—	30	—	1:	Dünkel.
—	32	—	2:	der schrecklichsten
—	52	—	14:	à deux.
—	58	—	9:	übersehen, sie, die sich.
—	=	—	11:	Nur.
—	59	—	4:	Gorani kannte diesen.
—	96	—	20:	Liqueurmeister.
—	186	—	16:	welche Preußen.
—	192	—	25:	Lästige zu.
—	195	—	2:	all des Elend.
—	197	—	14:	allen.
—	221	—	15:	und die ist.
—	223	—	12:	ihres Gleichen haben.
—	=	—	14:	die Gefahren habe.
—	227	—	5:	encore soir pour tous les Jours.
—	230	—	15:	armen Leute.
—	231	—	17:	ganz abgeschlagen haben.
—	266	—	14:	in einer kleinen.
—	280	—	20:	gezüchtigt worden waren.
—	300	—	13:	dergleichen gern.
—	=	—	15:	wenn es dieselbe auch gleich
—	319	—	13:	Bürgern.
—	321	—	2:	Baccaracum.
—	323	—	15:	Mayer.
—	335	—	6:	Dieser.
—	336	—	3:	Er ist.
—	383	—	21:	bestheniret.
—	388	—	11:	kommentirte.